Hauber. J. M.,

Jugend-
Bibliothek.

Von

J. M. Hauber,

königl. bayer. Hofprediger und Hofkaplan, erzbischöfl. geistl. Rath rc. rc.

Dritter Band.

Mit einem Kupfer.

Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Lindau, 1851.
Verlag von Johann Thomas Stettner.



David and Jonathan

Jugend-

Bibliothek.

Von

J. M. Hauber,

Königl. bayer. Hofprediger und Hofkaplan, [illegible]
[illegible] ꝛc. ꝛc.

Dritter Band.

Mit einem Kupfer.

[illegible], umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Lindau, 1851.
Verlag von Johann Thomas Stettner.



David und Jonathan

Bildungsschule

zur

Belebung

eines

frommen Sinnes und Wandels.

Gesammelt und herausgegeben

von

J. M. Hauber,

königl. bayer. Hofprediger und Hofkaplan, erzbischöfl. geistl. Rath 2c. 2c.

Mit einem Kupfer.

Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Lindau, 1851.

Verlag von Johann Thomas Stettner.

Inhalt.

1.

Das belohnte kindliche Vertrauen,

oder

der kleine Schweizerseppeli.

In der Gemeinde M. im Toggenburgischen lebt eine christliche Haushaltung, die still und unbemerkt dem lebendigen einigen Gott und seinem Sohne Jesu Christo mit einfältigen Kinderherzen dient. Ihr christlicher Sinn und Wandel wurde durch eine merkwürdige Geschichte, die sich mit einem ihrer Kinder zutrug, kundbar. Wir haben diese schöne, rührende Erzählung der großen Hungersnoth zu verdanken, die im Jahre 1817 so Viele auf eine jammervolle Weise bedrängte. Diese große Noth war wirklich ein Schwert der Heimsuchung, das die Seelen der Menschen durchdrang, und die Gedanken ihrer Herzen, ihren Glauben, ihre Liebe, oder ihren fleischlichen Weltsinn, ihre lieblose Härte und ihren sträflichen Unglauben offenbarte. (Luk. 2, 35.) Wir denken zurück und beten an.

Der Vater dieser Familie ist ein einfacher, redlicher, frommer Mann. Sein Reichthum sind seine neun muntern, liebenswürdigen Kinder, und sein treues, gottesfürchtiges Weib, sein gutes Gewissen, und der gnädige Gott, zu dem er wohl hundertmal des Tages liebend aufblicket. Daß er im Ernst und von Herzen fromm ist, könnet ihr schon aus dem abnehmen, daß er unter der

härtesten Taglöhnerarbeit, die ihm den bittern Schweiß auspreßt, stets munter und wohlauf ist, und oft mit seiner zitternden Stimme ein heiliges Lied hören läßt. Und wenn er dann heimkommt, so ist's gewöhnlich, daß ihm die Kinder noch etwas singen müssen; gar so gern hört er das Lied: »Die liebe Feierstunde 2c.« Ein solcher reiner Frohmuth kann nur aus ächter Frömmigkeit sprossen.

Seine Frau und Kinder würdet ihr nicht besser kennen lernen, als wenn ihr sie, von ihnen unbemerkt, einen ganzen Tag beobachten könntet. Doch die Geschichte des anderältesten, neunjährigen Kindes gewährt euch ein liebliches Bild von der ganzen Haushaltung. Ein christlich auferzogenes Kind ist das gültigste Zeugniß für die Rechtschaffenheit christlicher Eltern. Einen schönen, sprechenden Beweis solcher christlichen Kinderzucht gibt das Folgende.

Die Mutter hält ihre Kinder so früh möglich zur Arbeit. Während der Vater als Taglöhner bald da, bald dort arbeitet, verfertigt sie mit ihren Kleinen zu Hause Brisnestel (Schnürbänder). Sobald die Kleinen ihre Fingerchen regieren können, bekommen sie ein, ihrer schwachen Kraft angemessenes, Stück Arbeit. Um sie im Fleiß und kindlichen Frohsinn zu erhalten, kennt die Mutter kein besseres Mittel, als ihnen unter der Arbeit die Liebe unseres Gottes anzupreisen, und ihnen die großen Wunder seiner Allmacht und Güte zu erzählen. Oft hört man sie ihre Kinder anreden: »Kinder! wenn ihr brav und fleißig seyd, will ich euch wieder etwas recht Schönes erzählen.« Das ist genug, den Kindern wieder neues Leben und Freude zur Arbeit zu geben. Dann erzählt ihnen die Mutter von Jesus Christus, oder eine andere biblische Geschichte, und allemal mit einer solchen Freude und Lebendigkeit, daß es den Kindern dünkt, sie hörten die Geschichte zum ersten Male.

Jetzt kam die Theurung, die unter allen Gegenden der Schweiz Toggenburg, und besonders diese arme Gemeinde M., am härtesten empfand. Was that diese christliche Familie in dieser allgemeinen Noth? — Sie strengte so viel möglich ihre Kräfte zur Arbeit an; aber die Theurung stieg mit jeder Woche, mit jedem Tage, und so auch ihr Mangel. Der Vater mußte zu Hause bleiben, weil Niemand in selbiger Gegend mehr Taglöhner zu halten vermochte. Aber die Mutter verzagte nicht, sie wußte Alle zu ermuntern und im Glauben zu erhalten. »Verzage nicht zur Zeit der Noth, thu', was du sollst, und trau' auf Gott!« war ihr Sprüchwort. »So sagte oft meine Mutter selig in der siebenziger Theurung. Und derselbe alte Gott, der mir und meiner seligen Mutter durch die Noth geholfen, lebt noch, und kann und will und wird uns allen auch durch diese Noth helfen, und wenn sie auch noch so groß wird.«

Wenn Vater und Kinder ihre Brisnestel, die von Tag zu Tag weniger Käufer fanden, so betrübt ansahen, sprach die Mutter: »Nur die Hände nicht von der Arbeit, sonst zieht Gott die Seinen auch von uns. — Mir ist, als hör' ich noch meine Mutter selig sagen: Bet' und arbeit'; Gott hilft allzeit.«

Es hieß zwar überall: wir haben kein Geld, wir brauchen keine Brisnestel; aber sie legten dennoch die Hände nicht in den Schooß, sondern arbeiteten so fleißig fort, als wenn die Brisnestel schon bestellt wären. Es that ihnen im Herzen weh, wenn sie Andere sagen hörten: »Was willst du dich so plagen beim leeren Magen.«

Ein gewisser Nachbar, der während der Theurung vor Hunger starb, führte das Sprüchwort oft im Munde: »Ich will lieber einen leeren Darm, als einen müden Arm.« Die Mutter klagte diese schlechte Rede dem Vater,

der eben von der Arbeit heimkam, und noch am nämlichen Tage diesem Müßiggänger, als er wieder ihn und die Seinigen mit so elendem Geschwätz beunruhigte, ernstlich sein Haus untersagte, wofern er nicht auch auf Gott vertrauen und arbeiten wolle.

Obschon sie oft den Mangel hart fühlen mußten, so hatten sie doch täglich Beweise der wachenden Vaterliebe Gottes erfahren. Einmal gingen sie zu Bette und hatten den letzten Rest ihres sorgfältig abgetheilten Speisevorrathes verzehrt; der Vater sprach wohl: »Was werden wir morgen essen?« — Aber die Mutter sagte: »Jesus hat uns gelehrt beten: Gib uns heute unser tägliches Brod. Das wollen wir morgen, wenn wir noch leben, thun, und Gott wird sorgen.« Früh Morgens kam schon Jemand und berief den Vater zu einer nöthigen Arbeit. Am Abend brachte er mehrere Pfund Nothmehl (Griesmehl) und auch etwas weißes Mehl, und ein Krüglein Milch für das Kleine in der Wiege; das alles war ihm als Lohn für seine heutige Arbeit gegeben. Wer will die Mutterfreude beschreiben, und das Jauchzen der Kinder! Aber Vater und Mutter hoben ihre Hände empor, und die Kinder wußten schon, was sie zu thun hatten, sie knieten nieder; und nun wurde dem unsichtbaren Geber alles Guten herzlich gedankt, und man hörte auch das Kleinste nachlallen: »Dank, Dank!«

Die Theurung war noch immer anhaltend; nun konnte nichts als täglich neugefaßtes Vertrauen retten.

Eines Morgens sprach die Mutter zu den zwei größeren Knaben, Joseph und Fridolin: »Liebe Kinder! nehmet da diesen kleinen Bündel Brisnestel, gehet in Gottes Namen in's Gebirg hinauf, und suchet, ob ihr davon verkaufen könnet.« Auch der Vater war's zufrieden. Die Buben waren bald gerüstet, und zuerst voller

Freuden, daß sie reisen, und vielleicht mit viel Geld und Brod heimkommen könnten. Als es aber zum »Behüt' Gott!« kam, da mußten beide laut auf weinen. Die Mutter that noch eine ernste Ermahnung an sie und sprach: »In vierzehn Tagen müßt ihr wieder heimkommen: denn wem einmal der Bettelsack ist warm geworden, der läßt ihn nicht mehr aus den Händen; und wer im Betteln ein Paar Schuh' zerrissen, der nimmt sie mit in's Grab. Auf dem Wege und in den Häusern rühret nichts an: denn eine treue Hand kommt durch's ganze Land. Wenn ihr eine Kirchthür offen sehet, so gehet hinein und betet; betet, daß uns der liebe Gott Segen und Lust und Kraft gebe zum Rechtthun. Und nun gehet in Gottes Namen, und habet Ihn allzeit vor Augen, und vergesset nicht, was Jesus für euch gethan und gelitten, vergesset auch euern Schutzengel nie.«

Die weinende Mutter sah ihren schluchzenden Kindern nach, die das erste Mal allein von Haus gingen. Hand in Hand wanderten die Brüderchen dem Gebirge zu. Wie oft sahen sie wieder zurück; aber die Mutter mußte mit ihren weinenden Augen dem Kleinen zu Hülf, denn es schrie: »Mutter, Mutter!« —

Die Kinder kamen auf ihrer Wanderschaft hin und wieder zu Bekannten ihrer Mutter, und wurden oft freundlich aufgenommen, doch bisweilen auch hart abgewiesen, und fanden wenig Käufer für ihre Brisnestel.

Einmal saßen sie unter einem Baume, und redeten mit einander von dem, was die Mutter zuletzt zu ihnen gesprochen hatte; auch sagte Fridolin wohl hundertmal: »Wenn ich nur wieder zu Haus bei Vater und Mutter und beim kleinen Anneli wäre!« Aber Joseph erwiederte: »Ich wollte gern heim, wenn ich Vater und Mutter und dem Anneli und den Andern etwas brin-

gen könnte; aber es ist mir oft so angst und bang, wenn ich sie hungern sehe, und wenn ich ihnen noch so viel wegesse.« Fridolin sprach: »Wir wollen beim Kloster Fischingen vorbei; meinst du nicht, daß wir ein großes Stück Brod kriegen?«

Nun standen sie auf, und wanderten dem Dorfe zu; hier erst wurde Fridolin gewahr, daß er das Mehlsäcklein verloren, das ihm die Mutter mitgegeben hatte; er konnte sich nicht besinnen, wo? Er weinte und jammerte, und sprach oft: »Jetzt darf ich nicht mehr heim.« — Im Dorfe kamen sie zu einer Bäuerin, die redete freundlich mit ihnen, kannte sie und sprach: »Wie geht es der Mutter und dem Vater daheim? sie müssen gewiß auch großen Mangel leiden?« »Ja wohl,« antworteten die Kleinen, »und jetzt haben wir nichts mehr zu verarbeiten.« »Und ich darf nicht mehr heim,« sagte Fridolin, »denn ich habe gestern das Mehlsäcklein verloren.« »Sey ruhig, liebes Kind,« antwortete die Bäuerin, »ich will dir ein anderes geben, und noch etwas darein, welches du der Mutter heimbringen mußt.« »Und dann,« sagte Fridolin erfreut und holdselig, »bekomm' ich im Kloster Fischingen auch noch ein Stück Brod dazu.« — Die Knaben sagten tausend »Dank' Gott!« und zogen mit dem Säcklein ihren Weg. Sie waren nicht fern mehr von Fischingen, und Fridolin redete von nichts als vom Nachhausegehen. Joseph aber sah traurig vor sich hin, und sagte lange nichts, endlich sprach er zu Fridolin: »Ich will noch nicht heimgehen; ich will in Gottes Namen weiter, und ein Hirt werden, wie der Knabe David, von dem die Mutter oft erzählte. Fridolin, sag' es der Mutter, wenn du heimkommst, und die Mutter und der Vater sollen für mich beten; ich will gewiß Gott vor Augen haben, und ihre Worte nie ver-

gessen. Sobald ich einen Dienst habe, will ich heimkommen, und euch erzählen, und bringen, was ich kann.« — Und nun schieden die beiden Brüder.

Fridolin hatte von Fischingen nicht mehr weit nach Hause, und kam noch selbigen Abend zeitlich heim. Aber wie die Mutter erschrak, als sie ihn allein kommen sah! »Wo ist der Joseph, daß er nicht mit dir kommt?« rief sie Fridolin von weitem entgegen. Fridolin sagte ihr nun, warum und wo Joseph ihn verlassen, und vergaß kein Wort von dem, was er ihm aufgetragen hatte. »Ach die Hungersnoth,« sagte hierauf die kummervolle Mutter, »hat ihn fortgetrieben. Ach mein liebes Kind, du bist sonst so gehorsam gewesen! Wie gern wollte ich hungern und leiden, wenn ich nur keines meiner Kinder verlöre!« Der Vater tröstete sie, und sagte ganz zuversichtlich: »Wir wollen jetzt fleißig für ihn beten, der liebe Herrgott wird ihn dann wohl irgendwo unterbringen. Gottes Erdboden ist ja groß, und Joseph ist fromm und fleißig und folgsam; er wird gewiß bleiben können, wenn er einmal einen Meister gefunden hat.« —

Joseph kam in's Thurgau, wo er oft an Thür und Fenster klöppelte mit den Worten: »Ich möchte gern Hirtenbub' werden, brauchen Sie keinen? Ich will gewiß recht fleißig hüten!« — Die meisten Leute wurden durch seine kindliche, unschuldige Zutraulichkeit gerührt, und gaben ihm ein Almosen, wofür Joseph herzlich dankte und dazu noch einen Haussegen hersagte, der ihnen so wohl gefiel, daß ihn Joseph oft zweimal vorsprechen mußte.

So kam Joseph im Thurgau herum und hinab bis unter Konstanz, wo er in Mitte eines großen Wassers ein großes Stück Land und Häuser sah. Es war die Insel Reichenau im Zeller- oder Untersee. Joseph setzte sich am Ufer des Wassers nieder, sah auf die Insel hinüber,

und sagte zu sich selbst: »Dort drüben brauchen sie gewiß einen Hirten, weil man naß werden muß, um hinüber zu kommen. Ich will's in Gottes Namen probiren, ob ich durchkomme oder nicht.« Joseph stieg wirklich hinab in's Wasser, und fing an zu waten, bis ihm das Wasser unter die Aermlein kam. Da schrie Jemand: »Steh' still, Kleiner! und geh' nicht weiter, du müßtest sonst ertrinken; ich will kommen, und dich herüberholen.« Joseph erschrak sehr, und setzte sich wieder an's Ufer. Als der Mann mit dem Schifflein näher kam, war Joseph voll Erstaunen über den alten Mann, der ganz aufrecht in einem hohlen Baume stand und ruderte: denn so etwas hatte Joseph im Toggenburg nicht gesehen. »Das ist doch wunderbar,« sagte er zu dem Manne, »daß man in ausgehöhlten Bäumen« (wie er die Schiffe nannte) »auf dem Wasser, wie auf dem Lande mit Wägen, hin- und herfahren kann.« — Der alte Mann fragte den Joseph: warum er sich so tief in's Wasser gewagt, da er doch so leicht hätte ertrinken können. Joseph antwortete nicht viel, denn er war sehr furchtsam, einestheils wegen des alten Mannes, der von Natur etwas rauh spricht, obschon er's von Herzen gut meint; dann war Joseph das erste Mal auf einem Schiff, und hatte jetzt vor dem Ertrinken viele Furcht, weil dieser Mann davon gesprochen. Er hielt sich mit beiden Händen, und zitterte.

Wie nun Joseph am Gestade angekommen, ward ihm wieder auf einmal wohl, und er gab dem alten Manne für seine Mühe manches »Lohne Euch's Gott!« — »Aber,« fragte er zuletzt, »wie werde ich zurück können, wenn ich wieder heimgehen will?« »Sey ohne Sorge,« versetzte der Mann, »ich will dich schon hinüberführen. Geh' jetzt nur in jenen Hof dort drüben, damit

du dich trocknen und wärmen kannst.« (Es war im Mai 1817.)

Joseph ging hin, trocknete seine Kleider, und nahm die Nachtherberge im warmen Stalle, wo ihm der Knecht des Hofes ein frisches Strohlager zurecht machte, und zum Abschied sagte: »Nun gute Nacht, Kleiner, schlaf' jetzt wohl.« Die Unschuld und ein gutes Gewissen ruhet auf hartem Stroh sanft und wohl, während im Flaumenbett der stille, von der Welt geehrte Verbrecher vom eigenen Gewissen gefoltert wird, und keine Ruhe findet. Früh Morgens stand Joseph erquickt und munter von seiner Schlafstätte auf; aber nicht wie das Vieh, neben dem er gelegen. Er kniete nieder, faltete seine Hände, sah durch das kleine Stallfensterchen hinauf zum klaren Himmel, und fing laut an, sein Morgengebet zu verrichten, weil er mit Gott sich allein glaubte. Es war aber der Knecht des Hofbauers schon in der Scheune, um das Vieh zu füttern; er wurde auf einmal auf Josephs Gebet aufmerksam, hörte ihm lange zu, und konnte ihn durch eine Oeffnung ganz beobachten, und dem weinenden und betenden Joseph, der auf den Knien vor Gott sein kindliches Herz ausgoß, zu Maria, der Mutter Jesu, seufzte, zusehen.

Der Knecht schlich nach einer Weile still zur Scheune hinaus, (als eben Joseph für seine lieben Eltern und Geschwister betete,) rief dem Meister, der sich ankleidete, und sagte: »Meister, kommet und höret doch, wie der kleine Bettelbub' beten kann, es geht einem durch Mark und Bein; nein, so hab' ich Niemand beten gehört.« Der Meister und der Knecht traten still in die Scheune; Joseph aber war schon vom Gebete aufgestanden. »Du kannst heut' bei uns bleiben,« sagte der Meister zum Joseph. Mit diesen Worten nahm er ihn an die Hand,

und führte ihn heim zu den Seinigen, für die die Milchsuppe schon auf dem Tische stand. Joseph mußte mitessen, und die ganze Zeit durch erzählen, warum er von Hause gegangen, was ihm auf der Reise begegnete u. s. w. Hierauf sagte die Frau sehr gerührt zum Manne: »Wir wollen ihn bei uns behalten, bis wir für ihn einen Ort wissen; er ist ja so brav.« »Es wird nicht Alles kosten,« antwortete der Mann. »Und wenn es auch was kostet,« fiel die Frau ein, »Gott gibt es uns anderswo wieder.« »Nu,« antwortete der Mann, »wir wollen's mit ihm probiren.«

Tags darauf begegnete der Hofbauer der Herrschaft, die von einem Spaziergange heimkehrte. Er fing gleich von Joseph zu erzählen an. Die Herrschaft wurde zum innigsten Mitleiden bewegt, und sagte: »Schicket den Kleinen zu uns, wir wollen ihn auch sehen und hören.« Joseph erschien vor der Herrschaft, und antwortete bescheiden und sittsam auf alle Fragen. Seine und seiner Eltern überstandene Noth, seine wunderbare Reise hieher und seine kindliche Einfalt ging ihnen so tief zu Herzen, daß sie sogleich den Drang fühlten, zu helfen, was sie könnten; sie beschlossen daher unter sich, den Joseph aufzunehmen. Der Herr fing nun an: »Kleiner, wenn du fleißig bist und gern folgest, so wollen wir dich zum Herrn Kaplan in die Schule schicken, dann mußt du unser Kutscher werden, wenn der alte, treue Jakob« (so heißt der Kutscher) »mit Tod abgeht.«

Die vornehme Frau ließ dem Joseph in der Schlafkammer des alten Jakobs sogleich ein kleines Bett zurecht machen. Mit ihm mußte er auch beten und essen, und ihm in Allem wie der Herrschaft gehorsamen. Auch wurden noch am gleichen Tage für den Kleinen ein neues Kleid und Schuhe bestellt, und nach zwei Tagen ging

Joseph in seinem funkelneuen Kleide in die Schule, wo der Herr Kaplan seinen Schüler aufnahm. Joseph saß an seinem angewiesenen Orte wie angebunden, und lernte so freudig, daß er die anderen fünf Kinder an Fleiß und Sittsamkeit bald übertraf, und in acht Wochen schon alles Gedruckte vom Blatt weg las. Der Herr Kaplan konnte ihn der Herrschaft nicht genug anrühmen, und nicht genug sagen, wie zufrieden er doch mit dem Schweizerseppeli sey. (So nannte ihn die Herrschaft, wenn sie mit Joseph recht wohl zufrieden war, und sie war es fast allzeit.) Auch der alte Kutscher sagte oft zur Herrschaft, wie Joseph so gern und freudig bete, und für Alles danke, und nach Allem frage, ja schon Alles angreifen wolle.

Joseph konnte aber seine lieben Eltern auf der Insel nicht vergessen. Wenn er am frühen Morgen mit dem alten Jakob betete, hörte man ihn oft die lieben Namen seiner Eltern und Geschwister aussprechen, als wenn sie der liebe Gott nicht schon alle beim Namen kennete. Da flossen denn oft Thränen der kindlichen Liebe über seine schönen rothen Wangen herab. Noch mehr drang ihm die Erinnerung an die Seinigen zu Herzen, wenn er in der Kapelle dem heiligen Meßopfer beiwohnte. Auch in der Schule, wo er wie unbeweglich saß, war sein Herz die meiste Zeit daheim, und oft sagte er zu dem Herrn Kaplan: »Wenn ich nun bald einmal heimkomme, o wie will ich den Eltern und Geschwistern schöne Geschichten vorlesen!« Durch nichts konnte der Frohmuth des Knaben auf einige Zeit getrübt werden, als wenn er daran dachte, daß seine Eltern und Geschwister hungern müssen, während er hier vollauf habe. Oft hörte man ihn zum alten Jakob sagen: »O könnte ich doch heimlangen, und der Mutter und dem Vater diesen

Bissen, diesen Trunk reichen, wie wohl würde es ihnen thun!!«

Er hatte endlich keine Ruhe mehr, bis er sein beklommenes Herz der Herrschaft eröffnet, und von ihr die Erlaubniß zur Heimreise erbeten hatte, die sie ihm auch willig ertheilte. Der vornehme Herr (wie ihn Josephs Eltern und Brüder zu Hause nennen, und den sein Herzensadel wahrhaft vornehm macht) setzte sich gleich nieder und schrieb an Josephs Vater folgenden Brief:

»Werther Vater!

»Euer geliebter Joseph ist seit acht Wochen bei »uns auf der Insel, und hat sich in allen Stücken brav »aufgeführt. Er will Euch alle nun auch einmal wieder »sehen, denn er liebt Euch alle sehr, so, daß er täglich »von Euch redet, und mit betrübtem Herzen daran denkt, »wie Ihr müsset Hunger leiden und wilde Kräuter essen, »während er Brod und andere gute Speise genug habe. »»Wenn er Euch doch nur auch davon geben könnte!!« »das ist sein täglicher Spruch, das liegt ihm stets im »Sinn. Meine Frau und ich mußten uns oft wegwen»den, wenn Joseph von Euch und Eurer Noth redete. »Er ist uns so lieb geworden, als wäre er unser eigenes »Kind. Lieber Vater, lasset Euren Joseph recht bald »wieder zurückkehren, und ich ersuche Euch, kommet selbst »mit ihm. Es wird Euch und die lieben Eurigen, die »ich alle freundlich grüße, gewiß nicht gereuen. Also kom»met bald!

»Das wünschet Euer Gönner

»R., den 8. Heumonat 1817. N. N.«

In aller Eile ließ die vornehme Frau dem Joseph noch ein neues Kleid machen, welches sie in ein weißes Tuch einnähte; dazu packte sie ein schönes Scharlach-

leiblein für den Vater, worein der Herr elf Sechsbätzner legte für die zu Hause, damit sie auch wieder einmal etwas Besseres essen könnten. Joseph wußte nicht, was ihm alles die liebe Herrschaft mitzugeben gedachte. Der alte Jakob brachte nun den Schweizerseppeli auf das prächtige Zimmer, wo ihm die vornehme Frau das Bündel an den Rücken hängte, und ihm noch einige Sechsbätzner in den Sack schob; dazu Brod, und was sonst noch dieser edlen Frau die Liebe eingab, damit er auf dem Wege etwas zu essen habe. Die gute Herrschaft gab ihm diesen Zuspruch mit auf den Weg: »Lieber Joseph! habe Gott vor Augen, wie einst der egyptische Joseph; Gott wird dann auch dich glücklich hin- und zu uns zurückführen, und wir alle werden uns dann auf deine Ankunft freuen.« Joseph küßte und drückte der gnädigen Herrschaft die Hände, und dankte mit gerührtem Herzen, und ging mit nassen Augen an der Hand des Kutschers die lange Stiege hinab, wohin ihm die Herrschaft nachrief: »Lebe wohl, Joseph! Grüß' uns Alle, groß und klein, und bring' den Vater mit.« Der Kutscher mußte den Joseph über's Wasser bis auf die Landstraße begleiten. Hier schieden sie, und Joseph eilte mit dem Bündel wohlgemuth davon, um nur recht bald heimzukommen.

Am ersten Abend übernachtete er auf einem einsamen Hofe, wo er Milch bekam, darein er nur etwas Weniges von dem Brode bröckelte, welches ihm die Herrschaft mitgegeben. Denn sein Herz freute sich schon lange, unter Mutter, Vater und Geschwister dieses Stück Brod zu theilen. Schon früh machte sich Joseph auf, dankte für die Milch und Herberge, betete vor sich her, und sein Herz klopfte vor Freude, wenn er dachte, wie es zugehen werde, wenn er heimkomme. Wohl mehr als fünfzigmal fragte

Die Mutter zündete eilends ein Licht an, um den lieben Joseph nach Herzenslust zu sehen. Aber wie sie alle erstaunten über Josephs rothes und rundes Gesicht und seine fremde Tracht, als die Mutter mit dem Licht vom Kopf bis zu den Füßen leuchtete! Jetzt legte Joseph dem Vater den Brief in die Hand, mit den Worten: »Der ist von meinem Herrn.« »Was, hast du schon einen Meister?« fragte der freudige Vater. Und nun fing Joseph zu erzählen an. Sie blieben alle bis um elf Uhr beisammen, und konnten sich nicht satt hören und fragen. Oft mußte er den horchenden Eltern etwas zweimal erzählen, die dann die Hände falteten, und mit nassen Augen zu einander sagten: »Gott hat unser Gebet erhört, hat uns über unser Hoffen und Erwarten erfreuet. O, wer auf Gott vertraut, hat wohl gebaut!«

Am Morgen stellte die Mutter eine Brühe von Nothmehl auf den Tisch. Joseph saß an seinem ehemaligen Platz, und aß so bescheiden und vergnügt von dieser Suppe, als wenn er allezeit daheim gewesen wäre. Fridolin sagte: »Mutter! warum habt Ihr für den Joseph nur eine so dünne Brühe gekocht?« »Still! still!« antwortete ihm Joseph, »du mußt der Mutter nicht einreden; sie würde gewiß bessere Suppen machen, wenn sie die Sachen dazu hätte.« Die liebe Mutter bröckelte dann ihres und des Vaters Brod in die Brühe; Joseph ließ es den Kleinen, und begnügte sich mit der Brühe.

Die Eltern hatten es in der Nacht ausgemacht, daß Joseph mit dem Vater zu dem Herrn Pfarrer gehen müsse, um ihm Alles zu erzählen, und den Brief von der Herrschaft zu zeigen.

Als es nun zur Pfarrmesse läutete, ging der Vater mit dem Joseph in die Kirche, wo Joseph wie ein

Engel kniete, und bald auf den Altar, bald in das Meßbüchlein sah, welches ihm der Herr Kaplan zum Zeichen des Fleißes und der Liebe geschenkt hatte. Nach dem Gottesdienste warteten die Kinder alle auf den Joseph, um ihn recht genau sehen zu können. Joseph redete so freundlich mit ihnen, und war um nichts verändert; er war noch immer der liebe, demüthige Nestelmachers-Seppeli. Sobald der Vater winkte: »Seppeli, komm' jetzt!« so gehorchte er auf's Wort.

Sie traten nun in's Pfarrhaus. Der Vater wollte gleich mit der Thür in's Haus hinein fallen, (wie man sagt,) ohne vorher anzuklopfen. »Nicht, nicht, Vater!« sagte Joseph still zu ihm, »Ihr müßt zuerst anklopfen!« Als nun die Thür aufging, trat Joseph zuerst hinein, neigte sich ehrfurchtsvoll vor dem Herrn Pfarrer, ging noch näher auf ihn zu, und küßte ihm die Hand. Dann reichte ihm der Vater den Brief, den er selbst nicht lesen konnte; auch Joseph hatte das Geschriebene noch nicht lesen gelernt.

Der Herr Pfarrer war ganz erstaunt über den Inhalt des Briefes, und konnte ihn vor Freude fast nicht lesen. Joseph mußte nun dem Herrn Pfarrer Alles erzählen, wodurch dieser bis zu Thränen bewegt wurde. Er lud Joseph zum Mittagessen ein, und auch der Vater mußte dableiben und mithalten.

Joseph kam nun täglich zum Herrn Pfarrer, der an ihm die größte Freude hatte, und besonders über seine Fertigkeit im Lesen erstaunt war.

Der Herr Pfarrer ermunterte jetzt den schüchternen Vater, daß er den lieben Joseph nach der Insel begleiten solle, und versprach ihnen Briefe mitzugeben.

Am Tage der Abreise, nachdem Joseph und der Vater schon von den Ihrigen Abschied genommen hatten,

mußten sie noch einmal zum Herrn Pfarrer gehen, der ihnen an die Herrschaft folgenden Brief mitgab:

»Hochzuverehrender, gnädiger Herr!

»Was mein Herz empfunden hat beim Anblick des »frommen Josephs und Ihres theuren Schreibens, »wird Ihnen Joseph und sein rechtschaffener Vater »mündlich sagen. — Ich kann nur danken, wenn ich an »Sie und an die weise Vaterliebe unsers Gottes und »Herrn gedenke, der ein so liebes Kind so würdigen »Händen anvertrauet hat. Aber auch mich erfreuen, und »Ihnen von Herzen Glück wünschen darf ich; denn der »Nämliche, der Ihnen das Herz bewegte, daß Sie Sich »über den Knaben erbarmt haben, derselbe sprach auch: »»Wer immer ein solches Kind in meinem Namen auf»nimmt, der nimmt mich auf.« Joseph wird Ihnen »gewiß nicht weniger Freude machen, als uns; denn er »ist ein gutes Kind, und verdient auch eine gute Herr»schaft, wie er an Ihnen eine solche gefunden. — Der »hagere und blasse Vater wird Ihnen mündlich besser »sagen, als ich es schreiben kann, durch welche Prüfung »uns der Herr heimgesucht hat. Er ist ein wahres Bild »der Noth, die uns von allen Seiten umgibt.

»Indem ich Ihnen, gnädiger Herr! gerührt danke »für Alles, was Sie an diesem Kinde thun, schließe ich »mit dem segnenden Wunsche, unser Heiland lasse Sie »hören die Worte aus Seinem holdseligen Munde: »Kom»met, ihr Gesegneten meines Vaters! nehmet das Reich »in Besitz, welches seit Grundlegung der Welt euch zu»bereitet ist. Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr »habt mich gespeiset; ich bin durstig gewesen, und ihr »habt mich getränket; ich bin nackt gewesen, und ihr

»habt mich bekleidet; ich bin ein Fremdling gewesen, und »ihr habt mich beherberget.«

»Dieses wünscht mit Ihnen im Lande der Herrlich=»keit anzuhören

Dero dankbarer Diener
N. N., Pfarrer.«

»M. im Toggenburg, den 17. Heumonat 1817.«

Auch an den Herrn Kaplan schrieb der Herr Pfarrer einen Brief folgenden Inhaltes:

»Hochwürdiger Herr Kaplan!

»Mein lieber Joseph, welcher Ihnen diese Zeilen »der Liebe und des Dankes überreichen wird, sagte mir »und seinen armen Eltern so viel von Ihrer Liebe und »Güte, die Sie ihm erwiesen, daß wir nicht anders kön=»nen, als Ihnen von Herzen danken. Unser Herr, der »einst ein Kind umarmte, und sagte: »So viel ihr einem »dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt »ihr mir gethan!« dieser sey Ihr Lohn.

»Um dieses bittet

Ihr gerührter Mitbruder und Mitpilger
N. N., Pfarrer.«

»M. im Toggenburg, den 17. Heumonat 1817.«

Der Herr Pfarrer nahm nun den Joseph freundlich bei der Hand, stellte ihm die Geschichte des egyptischen Josephs, der seinem alten Vater und den elf Brüdern so viel Freude und Trost machte, nochmals lebhaft vor Augen, und ertheilte dann dem Knienden und Betenden den priesterlichen Segen.

Fridolin begleitete Joseph und den Vater noch eine Stunde weit, während die liebende Mutter zu Hause weinte und betete.

Am dritten Tage Abends kamen sie auf der Insel an, wo sie gar freundlich und liebreich aufgenommen wurden. — Alle im herrschaftlichen Hause hatten ihre Freude an Josephs armem, aber rechtschaffenen Vater; denn auch die Dienstboten waren gut wie die Herrschaft. Sie waren so gern bei ihm, und hörten den Vater so gern in seiner einfältigen Toggenburger Mundart reden.

Josephs Vater wurde zum herrschaftlichen Tisch geladen, und Joseph mit ihm. »Weil der Vater jetzt hier ist,« sagte die edle Frau, »muß der Sohn auch bei uns seyn.« Der vornehme Herr fragte unter Anderm den Vater: »Hat Euch der Joseph nichts heimgebracht?« »Ja freilich,« antwortete der dankbare Vater, »(Gott wolle es Euch tausendfach wiedergeben!) Brod und vier Sechsbätzner und ein funkelneues Kleid.« »Und sonst nichts?« fragte der Herr abermal. »Habt Ihr im Bündel nicht noch mehrere Sechsbätzner und eine Scharlachweste vorgefunden?« »Nein,« antwortete der Vater, »davon haben wir nichts gesehen.«

Josephs Angesicht ward so roth wie das Scharlachleiblein, von dem man redete, denn ihm kamen nun die Worte: »habe Sorg' zum Bündel, wenn du irgendwo übernachtest!« in den Sinn, welche die vornehme Frau sagte, als sie ihm das Bündel an den Rücken hängte. Der Herr, der Josephs Furcht gleich bemerkte, redete ihn überaus freundlich an, mit den Worten: »Joseph, hast du auf dem Wege das Bündel nie aufgemacht?« »Gar nie, gnädiger Herr!« antwortete Joseph mit seinem offenen Auge, das noch durch keine Lüge entstellt worden ist. »Oder hast du es etwa in der Stube liegen lassen, als du einmal im Stalle übernachtet hast?« »Ja, ja!« sagte Joseph aufrichtig. »Nun da wird man ihm die Sechsbätzner und das Leibchen herausgenommen

haben,« sprach der Herr. »Ja, so wird es wohl gegangen seyn,« versetzte die vornehme Frau, ohne dem Joseph auch nur den geringsten Verweis zu geben; sie sagte vielmehr: »Joseph! wir glauben deinen Worten; sey nur guten Muthes, dein Vater wird schon wieder ein Leibchen bekommen« — »und noch etwas in die Tasche,« fiel der Herr ein.

Die Herrschaft war so herablassend und huldreich, daß der Vater ganz redselig wurde.

Der Vater muß der Frau und den Kindern noch oft davon erzählen. Wie oft wiederholte er zu Haus, daß ihn die Liebe dieser Herrschaft mehr erfreut hätte, als die vielen vornehmen Speisen und der gute Wein, den er genossen!

Nach dem langen Nachtessen mußte der Kutscher den Joseph in die Schlafkammer abholen. Der Vater aber blieb noch länger bei der Herrschaft, die ihn nun fragte, ob er ihnen den Joseph zurücklassen wolle? »Gern, gern,« antwortete freudig der Vater, »so lieb er mir auch ist; denn ich sehe wohl, daß er hier an Leib und Seele versorget wird. Wenn er nur gut bleibt, was ich aber hoffe, und mit Frau und Kindern von Gott erbeten will.« »Vater!« sagte der Herr weiter, »wenn unser alter treuer Jakob früher oder später sterben sollte, so muß dann Euer Joseph unser Kutscher werden, denn wir hätten gern wieder einen treuen Menschen. Ich will Eure Stelle vertreten an Eurem Joseph« — »und ich die Stelle der Mutter,« versetzte die vornehme Frau, »so lange ich lebe. Und wenn es einmal zum Sterben kommt, so wollen wir schon für die Aussteuer sorgen, wenn er anders fromm und fleißig seyn und bleiben wird; das versprechen wir Euch in die Hand.« Der Herr drückte nun dem gerührten Vater die Hand: »Kommt recht oft zu

uns auf die Insel, und bringet die Mutter auch mit, damit sie auf eine Zeitlang ihrer Noth und ihres Elendes vergessen kann. — Saget aber dem Joseph von obigem Versprechen kein Wort, damit er fortlerne, nur auf Gott, nicht auf Menschen zu trauen.«

Nach drei Tagen bekam der Vater eine neue Kleidung vom Kopf bis zu den Füßen. Was doch Joseph für eine Freude hatte, da er sah, wie gütig die Herrschaft auch gegen seinen Vater war! Vor der Abreise beschenkte ihn die Herrschaft mit so mancherlei Dingen, daß er sie fast nicht packen konnte. Als ihm beim Abschied der Herr noch ein Stück Geld in die Hände drückte, sagte er dazu: »Kommet bald wieder und holet mehr!« Darauf nahm er von der Herrschaft Abschied, die ihn selber die krumme lange Stiege hinab begleitete und die Worte öfters wiederholte: »Gott sey mit Euch und mit denen zu Hause, die uns bald besuchen sollen!«

Joseph und der Kutscher begleiteten den Vater bis an's Wasser, wohin ein Knecht ihm den großen Sack nachtrug. Nun wandte sich der Vater zu Joseph und sprach: »Ich bitte und beschwöre dich, sey und bleib' mein guter Joseph!« Mehr konnte der gerührte Vater nicht sagen. Er zeichnete ihm nach christlicher Väter Weise ein Kreuz auf die Stirne, und stieg in's Schiff. Joseph sah dem Vater über's Wasser nach, bis ihn ein kleiner Hügel seinen weinenden Augen verbarg. —

Die genossene Liebe stärkte den guten, alten Vater auf seiner Reise. Die Mutter und die Kindlein zählten alle Stunden, und fragten einander: »Wird der Vater bald kommen? Wie viel wird er doch erzählen können vom Seppeli!« u. s. w. Endlich kam der Vater wohlbewahrt in seiner Hütte bei den lieben Seinen an. Sein Wort, als sie von Joseph fragten, war: »Der liebe

Gott brachte den egyptischen Joseph von der Verstoßung auf den Thron; unsern Joseph führte er aus Noth und Elend in die schönste Versorgung an Seele und Leib.«

Darauf erzählte er der bewegten Mutter Alles, was er bei der guten Herrschaft genossen und gehört habe; wie liebreich und herablassend der vornehme Herr und seine Frau gegen ihn gewesen seyen; wie sie versprochen hätten, für den Seppeli auf immer zu sorgen; wie sie ihn eingeladen hätten, und wie sie vielmal gesagt hätten, daß auch die Mutter kommen solle u. s. w.

Nach neun Wochen wanderte der Vater schon wieder nach der Insel, und wurde wieder mit Wohlthaten überhäuft nach Hause gelassen. In den ersten Wochen des folgenden Jahres kam auch die Mutter. Die vornehme Frau nahm sie mit Freuden auf, bezeigte ihr alle Ehre, und gab sich mit dieser armen Bauernfrau ab, als wenn sie eine edle Dame gewesen wäre.

So erhört Gott das Gebet der Frommen. Gott leitete den kleinen Joseph zu der christlichen Herrschaft nach der Reichenau, und sendete durch ihn, wie einst durch den egyptischen Joseph, seinen Eltern und Geschwistern Speise und Trost.

2.

Die Holzlese,

oder

die Kraft der Liebe.

Zwei Knaben, die Söhne armer Eltern, gingen an einem Herbsttage in den Wald, dürre Reiser zu sammeln.

Der eine, ein Sohn einer frommen Wittwe, hieß Erhard; der andere, Matthias, hatte eine harte Stiefmutter, die oftmals auch mit dem Vater in Unfrieden lebte.

Als die Knaben in den Wald kamen, beschlossen sie, auch gemeinsam wieder nach Hause zu gehen, und trennten sich, um dürre Reiser zu suchen. Erhard sammelte emsig, und wo er einen verdorrten Ast auf einem Baum sah, kletterte er hinauf und brach den Ast ab. In kurzer Zeit hatte er ein schweres Bündel bereitet und schnürte es fest zusammen.

Darauf lief er nach der andern Seite und rief seinem Gefährten. Dieser antwortete aus der Tiefe des Waldes, und als Erhard hinzulief, fand er ihn zwischen den Nußsträuchen. Als Erhard ihn sah, sprach er zu ihm: »Komm' jetzt zur Heimath! Wo hast du dein Bündel?« — Aber Matthias antwortete: »Wie? bist du schon fertig? Ich habe noch nichts gefunden.«

Da wunderte sich Erhard, und als er vernahm, daß er nur nach Nüssen gesucht habe, sprach Erhard: »Komm', ich will dir sammeln helfen, die Mutter harret meiner: sonst können wir nicht zusammen geh'n.«

Da zog Matthias ein krummes Messer hervor, und sah umher, ob er auch Jemand gewahre. Erhard aber fragte: »Was willst du beginnen?« Da antwortete jener: »Sammle du nur einige trockne Reiser, die ich auswärts um das Holz lege, für das Innere will ich schon sorgen.« Darauf wollte er eine junge Eiche mit seinem Messer abschneiden.

Da erschrak Erhard und rief: »Behüte dich Gott, daß du solches thuest an dem jungen Bäumchen. Das wäre ja eine Schande und Sünde. Und wenn der Forstmeister solches erfährt, so verbietet er Allen, Holz zu lesen, und du wärest Schuld, daß alle arme Leute im

harten Winter des Holzes entbehrten. Da sey Gott vor, daß wir ein solches Uebel thun! Warte nur ein wenig, ich will schon Rath schaffen!«

Da sah Erhard sich um, und entdeckte eine alte Eiche mit vielen abgestorbenen Zweigen, und kletterte hinauf, wie ein Eichhorn, und brach die dürren Zweige herunter. Matthias aber erstaunte.

Ehe eine halbe Stunde vergangen war, hatten sie Holzes genug, und Erhard machte ein Bündel, und trug es dahin, wo er das seinige hatte, und stellte es hin, und sprach zu Matthias: »Nun nimm es auf deine Schulter!«

Aber Matthias sprach: »Gib mir lieber das andere; denn es ist kleiner und leichter.« Da lachte Erhard und sagte: »Du bist doch größer und stärker als ich; aber wie du willst.«

So nahmen sie die Bündel und gingen. Aber Matthias keuchte sehr und klagte, und ehe sie aus dem Walde waren, bat er Erhard, daß sie sich ausruhen möchten; denn er war sehr matt. Und wo ein Nußstrauch stand, wollte er hinan, zu sehen, ob einige Nüsse darauf wären. Aber Erhard hielt ihn ab und sagte: »Ich muß zu meiner Mutter.«

Als sie aber auf der Landstraße eine Strecke gegangen waren, wurde Matthias unwillig, warf das Bündel zur Erde und rief: »Du hast es zu schwer gemacht!« und zog einige dicke Stäbe heraus, und sprach: »Mag diese nehmen, wer Lust hat!« — Erhard aber hob sie auf und nahm sie zu den seinigen.« Ich will sie dir tragen,« sagt' er, »bis vor die Stadt.«

Da erstaunte Matthias über die Güte und Kraft

seines Gefährten, und sah ihn an und sprach: »Wer lehrt dich alles dieses und was gibt dir solche Stärke?«

Erhard antwortete: »Die Liebe meiner Mutter.« Matthias aber seufzte und stöhnte.

3.

Geschichte eines alten Mannes, welcher lernte, warum er in der Welt war.

Bertram, der arme Bettelknabe, war nun sechzehn Jahre alt, als er an einem langen Sommertage gegen Abend einen hohen Bergrücken herabwandelte, um unten im Dörfchen sein Abendbrod zusammen zu betteln, und dann irgendwo in einer Scheune sein Nachtlager zu suchen. Er hatte noch nie darüber nachgedacht, ob und wie dem lieben Gott seine Lebensart gefiele? — aber ich weiß auch nicht einmal, ob er irgend etwas vom lieben Gott wußte. Die jubelnden Sänger des Waldes, die prächtig untergehende Sonne und alle Reize der Natur machten bei weitem nicht den Eindruck auf ihn, als wenn ihm eine gutmüthige Bäuerin ein Schüsselchen sauere Milch mit einem Stück Brod an die Thür reichte.

Ohne etwas zu denken, oder sich um etwas zu bekümmern, kam er in das Dörfchen, wo ein eisgrauer alter Mann vor der Thür saß, und sich in seinem schönen Gegenbilde, der untergehenden Sonne, wärmte. Bertram kam zu dem Patriarchen, und mechanisch, ohne etwas dabei zu denken, sagte er: »Gebt mir doch etwas um Gottes willen!« — Der Alte sah ihn eine Weile durchdringend an, dann antwortete er: »Geh', ich gebe dir nichts; du bist gesund und stark, du mußt arbeiten,

und dein Brod ehrlich verdienen.« Bertram versetzte: »Ach lieber alter Vater! gern wollte ich etwas lernen und arbeiten, aber keiner gibt mir etwas zu thun, und keiner lehrt mich etwas.«

Der Greis bedachte sich ein wenig, und sagte zu sich selbst: »Es ist doch auch wahr, was der Junge da sagt; ein jeder wirft ihm vor, er soll arbeiten, und er kann nicht arbeiten, auch will ihn keiner nehmen und anführen.« »Setz' dich da, Junge!« sprach er zu Bertram, und rief dann seiner Tochter, welche Frau im Hause war, zu, sie solle dem armen Knaben ein Butterbrod geben. Der Knabe setzte sich, und aß es mit Appetit. Während der Zeit dachte der Alte darüber nach, warum doch der liebe Gott so wunderlich mit den Menschen verführe? Dieser gesunde, wackere Jüngling habe nichts in der Welt zu thun, er könne wohl entbehrt werden und sey überflüssig; dagegen viele andere Menschen, die so nöthig wären, stürben von unerzogenen Kindern weg, oder wären kränklich und zu ihrem Berufe unfähig. Der gute Alte hätte fast gestrauchelt wie Asaph, und den lieben Gott gemeistert.

Indessen hatte Bertram sein Butterbrod gegessen, und nun fiel ihm ein, er wolle noch eine halbe Stunde weiter in ein Dorf gehen, wo er ein besseres Nachtlager zu finden hoffte, als hier. Indem er nun so längs der Straße fortwandelte, kam er bald an einen Wald. Vorn an der Ecke saß neben dem Wege ein armer alter Mann, welcher weinte und betete. Bertram sah das, es ging ihm an's Herz; er trat zu ihm, und bemerkte nun, daß der alte arme Mann blind war. »Was weint Ihr, alter Vater?« fragte er. »Ach!« sagte der Alte, »ich bin ein armer, blinder Mann; ich hatte einen Buben, der mich

leitete, und der ist mir vorhin entlaufen. Da sitze ich nun, und weiß mir nicht zu helfen.«

Bertram freute sich; er dachte: den Mann willst du führen, dann wirft dir Niemand mehr das Arbeiten vor. »Guter Alter,« sagte er, »ich bin auch ein Bettelknabe, ich will Euch führen, und Euch nicht entlaufen.« Der Blinde kniete nieder auf den Rasen und sagte: »Ich danke Dir, lieber Vater im Himmel, daß Du mich erhöret hast!« — Bertram sah und hörte das, es wunderte ihn, mit wem der Alte da reden möchte; von seinem Vater wußte er nichts, und seine Mutter hatte er im sechsten Jahre verloren. Er hatte zwar von Gott gehört, auch wohl gesehen, daß die Leute Morgens und Abends, und vor dem Essen und nach dem Essen die Hüte oder Mützen abnahmen, die Hände falteten und viele Worte sagten, er wußte auch, daß dieses Beten hieß; aber so beten, wie da der Blinde, das hatte er nie weder gesehen, noch gehört.

Er nahm nun den Alten am Rock, ging vor ihm her, und führte ihn dem Dorfe zu, woher er gekommen war, denn da wollte der Blinde hin. So wie sie gingen, fragte ihn Bertram, was er da gesagt habe, als er gekniet hätte? Der alte Leonhard erstaunte über diese Frage. Er erkundigte sich nach Bertrams Alter, wo er her wäre, und wie er gelebt habe, und hörte nun Alles. Jetzt konnte er es begreifen, woher es käme, daß Bertram von Gott und seinem Worte nichts wußte; er sagte also: »Mein Sohn Bertram! du bist doch bei deiner Armuth recht glücklich, daß du nicht in schlechte Hände, sondern zu mir gekommen bist; denn jetzt will ich dich lehren, wie du auch nach deinem Tode ewig glücklich werden kannst.«

Bertram freute sich, das zu hören; denn er war

im Grunde ein guter Junge, nur mangelte es ihm an einer guten Erziehung. Er kam also mit seinem alten Blinden wieder in's Dorf. Der Greis saß noch vor seiner Thür, und sah die Beiden daher kommen; der Knabe lächelte ihn an und sagte: »Da bin ich wieder.« Der Alte aber war immer noch am Grübeln, wie es doch käme, daß unser lieber Herrgott Leute, die zu nichts zu brauchen seyen, in der Welt leben ließe, und dagegen so viele nützliche und nöthige Leute sterben müßten. Jetzt fiel ihm ein: »Sieh, da braucht ja unser lieber Herrgott den armen Jungen dem Blinden zum Leiter; ist das nun nicht Berufs genug? ist's nicht genug, daß er einen Menschen ernährt?« — Nun schämte sich der Alte seines schnellen und kurzsichtigen Urtheiles, und war begierig zu erfahren, wie Bertram zu dem blinden Manne gekommen war; er rief ihn also zu sich, gab ihm ein Almosen, und fragte: wo er den blinden Mann gefunden habe? Bertram erzählte ihm Alles, und der Blinde fügte noch hinzu: er sey von seinem Führer verlassen worden, er habe einsam dagesessen, und zu Gott gebetet und geweint; da habe ihn der liebe Gott erhört, und ihm den Knaben Bertram zugeführt.

Der alte Paul hörte den blinden Mann so fromm reden, das gefiel ihm; er fing also ein Gespräch mit ihm an, und hieß ihn bei sich sitzen, und Bertram auch; sie saßen unter einer Linde auf einer steinernen Bank. »Nun erzählet mir,« sagte Paul, »Euere Geschichte.« Der Knabe da, der Euch führte, war vorhin hier und bettelte, und ich hatte so meine Gedanken darüber, warum doch der liebe Gott die armen Leute in der Welt leben lasse, da sie so wohl zu entbehren wären, und so viele nützliche und wohlthätige Menschen läßt er sterben — das Ding konnte ich nicht begreifen; darüber geht der Knabe weg,

und indem ich noch so nachdachte, siehe, da kommt er, und ist Euer Führer geworden. Da schlug mir das Herz, und ich dachte: Da sieht man doch, daß der Knabe auch einen wichtigen Beruf haben kann.« Der alte Leonhard lächelte, reichte Paul die Hand und sprach:

»Gott sey gelobt, lieber Freund! daß ich doch einmal einen Mann gefunden habe, der herzlich an Gott denket, und mit dem man ein gutes Wort reden kann; ich glaube auch, Gott hat es so gefügt, daß ich zu Euch kommen mußte, damit ich Euch das, was ich erfahren habe, erzählen könne. Ich habe eben so gedacht, wie Ihr, aber ich habe es gelernt, warum ich in der Welt bin. Nun hört mir zu, ich will es Euch erzählen, wie es mir ergangen ist.

»Mein Vater war ein Schreiner auf einem Dorfe, der ordentlich sein Brod hatte, auch sonst ein guter Mann war. Meine selige Mutter war ebenfalls eine kreuzbrave Frau, aber kränklich; ich war ihr erstes und einziges Kind, sie wurde dann vier Jahre bettlägerig, und starb an der Auszehrung. Ich lag mit ihr, so lange sie lebte, in einem Schmerzenszimmer: denn auch ich war schwächlich und voller Flüsse. Jene Zeit war mir jedoch sehr nützlich: denn meine selige Mutter sprach immer vom Christenthume mit mir, und pflanzte wahre Gottseligkeit in mein Herz; sie starb auch so freudig und so voll innigen Vertrauens zu ihrem Herrn und Heilande, als wenn sie zur Hochzeit gegangen wäre.

»Ich blieb noch immer kränklich, so daß ich fast beständig das Bett hüten mußte. Zwei Jahre nachher heirathete mein Vater wieder, und beging da den Fehler, daß er auf Geld und Gut sah; er bekam auch eine reiche Frau, aber sie wußte es auch, daß sie reich war, und ließ es ihn täglich bitter fühlen; sie machte ihm das Leben so

schwer, daß er es kaum ertragen konnte. Ich aber hatte es noch weit schlimmer. Kaum bekam ich so viel Brod, daß ich den Hunger stillen konnte.

»So lag ich nun die liebe lange Zeit auf dem Bette, und flehte zu Gott um meine Auflösung, aber Er erhörte mich nicht. Endlich fing ich an, wider Gott zu murren, und mich zu beklagen, daß Er mir so eine Stiefmutter gegeben habe. Ich begriff nicht, warum ich in der Welt wäre. Nützen konnte ich bei meiner Kränklichkeit nichts, und Freuden hatte ich auch keine: denn die lieblose Härte, mit der ich behandelt wurde, ließ nie einen frohen Augenblick bei mir aufkommen.

»Nun hatte meine selige Mutter einen Bruder, der ein Schuhmacher war. Er war viel jünger als sie, hatte auf seinem Handwerke gewandert, und kam nun wieder, als ich schon fünf Jahre von meiner Stiefmutter geplagt worden war; nah an die Dreißig, wollte er sich jetzt auf sein Handwerk setzen. Dieser besuchte uns, und sah bald, wie die Sachen standen und was zu thun war; er kam zu mir, und ich mußte ihm Alles erzählen. Ich konnte es auch nicht lassen, ich mußte ihm sagen, daß ich mit dem lieben Gott übel zufrieden sey, weil Er mich nicht von der Welt nähme, da ich doch auf derselben nicht zu brauchen wäre und es gar so schlimm hätte. Mein Oheim aber verstand es besser; er antwortete mir: »Du versündigest dich sehr, Vetter L e o n h a r d! Wie kannst du wissen, warum du auf der Welt bist, und wozu dich unser Herrgott noch brauchen will? Er ist der Allweise, der Alles wohl gemacht hat und den Niemand meistern soll. Auch bei deiner Kränklichkeit hat Er gewiß Seine weisen Absichten gehabt. Er wollte dich dadurch in der Geduld üben, und deine Stiefmutter hätte an dir den Himmel verdienen können. Leider hat sie die Probe schlecht be-

standen. Es soll aber jetzt, so Gott will! besser mit dir werden. Was meine schwachen Kräfte vermögen, will ich herzlich gerne thun. Dein Vater freilich muß dieß selbst gewählte Kreuz tragen, weil er nach Reichthum und nicht nach Tugend getrachtet hat; hinsichtlich deiner aber will ich dem Ding ein Ende machen, dich zu mir nehmen und verpflegen, und versuchen, ob du nicht kurirt werden kannst.«

»Das gefiel mir so wohl, daß ich vor Freuden weinte. Mein Oheim machte meiner Stiefmutter keine Vorwürfe, er sprach nur mit ihr und meinem Vater im Allgemeinen über meine Verhältnisse, und sie waren es beide wohl zufrieden, daß er mich zu sich nähme; es währte auch nicht lange, so holte er mich ab.

»Sobald ich bei ihm war, befand ich mich besser. Er hatte eine brave Frau geheirathet; ich wurde ordentlich verpflegt, brauchte Arzneien, und in einem halben Jahre konnte ich anfangen, bei meinem Oheim das Schuhmacherhandwerk zu lernen.

»Mein Vater ertrug indessen sein Hauskreuz nicht lange; er bekam die Auszehrung und starb. Meine Stiefmutter heirathete wieder, und nun vergalt ihr Mann ihr Alles doppelt, was sie an uns verschuldet hatte. Er schlug sie täglich; wenn er betrunken nach Hause kam, mußte sie wie ein Hund sich ihm zu Füßen legen, dann trat und mißhandelte er sie; auch durfte sie sich nicht satt essen, daß er es gewahr wurde. Da kam sie zu uns; sie klagte uns mit rothgeweinten Augen ihre Noth, und wir machten ihr keine Vorwürfe: denn sie fühlte selbst mit schmerzlicher Reue, daß sie sich gegen mich und meinen Vater schwer versündigt hatte. Jetzt war ich ihr größter Trost.

»Endlich, nachdem ich längst schon ein eigenes Geschäft angefangen hatte, verhalf mir mein Oheim auch zu einer

braven Frau. Ich heirathete ein Mädchen, das weder Vater noch Mutter, aber ein Haus, ein wenig Güter und etwas Geld hatte; dabei war sie fromm und rechtschaffen. Sie willigte gern in meinen Wunsch, daß wir meine Stiefmutter zu uns nehmen wollten; ich ging also hin, und holte sie ab. Es war aber auch hohe Zeit: denn ihr Mann hatte Alles durchgebracht, und sie litten am Nöthigsten Mangel. — Die arme Frau war durch die vielen Schläge und Stöße so kränklich geworden, daß sie bei uns drei Jahre zu Bette lag, und endlich starb. Wir ließen sie ihr Unrecht nicht entgelten, sondern pflegten sie so gut wir konnten.

»Während dieser Zeit fühlte ich wieder, wozu ich in der Welt war, nämlich: denen Gutes zu thun, die mir Uebels gethan hatten. Das hätte ich aber nicht gekonnt, wenn ich in meiner Jugend nicht gedrückt worden wäre. —

»Manches Jahr war seit dem Tode meiner Stiefmutter verflossen. Der Himmel hatte meine Ehe mit fünf Kindern gesegnet; es ging uns recht wohl, und wir glaubten, es würde immer so fortgehen. Allein in Gottes unerforschlichem Rathe war es anders beschlossen, und das Unglück stürmte bald von allen Seiten herein.

»Mein Aeltester war gleich mir Schuhmacher geworden, und ich sah gern, daß er, nachdem er ausgelernt hatte, auf die Wanderschaft ging. Hier, glaubte ich, sollte er sich tüchtig ausbilden, um dereinst im Alter meine Stütze zu werden. Doch nachdem ich anfangs fleißig Briefe von ihm bekommen hatte, hörten diese plötzlich auf, und seit achtzehn Jahren habe ich nun leider nichts mehr von ihm weder gehört, noch gesehen. Er soll auf die See gegangen seyn.

»Die mittelsten drei Kinder starben innerhalb eines Jahres an der rothen Ruhr. Dann wurde meine Frau auch kränklich; ich mußte Alles, was ich hatte, an Doktor

und Apotheke wenden, und mein Hauswesen ging allmählich hinter sich. Arbeiten konnte ich natürlich nicht viel, denn ich mußte meiner kranken Frau auswarten, welche von Tag zu Tag schwächer und elender wurde.

»Wie ernstlich habe ich während ihrer Krankheit gebetet, der liebe Gott möchte sie mir doch am Leben lassen! Aber Seine Allweisheit fügte es anders: meine liebe Frau starb, und hinterließ mir ein Kind von anderthalb Jahren.

»Ich fing wieder an zu arbeiten; aber nun spürte ich, daß meine Augen immer dunkler wurden; ich fragte einen geschickten Arzt um Rath, und dieser sagte mir, ich hätte den grauen Staar. Ich erschrak, als wenn mich Jemand vor den Kopf geschlagen hätte; aber was half's?— Binnen einem halben Jahre war ich blind. Meine Habe, Haus und Gut wurden jetzt vollends aufgezehrt, und nun freute ich mich, daß meine Frau todt war, und nicht mit mir zu betteln brauchte. Mein Kind nahm das Waisenhaus auf. Dieses Mädchen ist brav geworden; es dient jetzt bei ehrlichen Leuten, und hat gut haushalten gelernt.

»Wie hart mich das Betteln ankam, könnt Ihr Euch denken; allein ich mußte. Ich betete wieder, unser Herrgott möchte mich doch aus dieser Welt nehmen, denn ich wäre da nichts mehr nütze; aber Er erhörte mein Flehen nicht, und ich lernte auch da erkennen, warum. —

»Anfänglich hatte ich noch einen schwachen Lichtschimmer, so daß ich allein gehen konnte; doch endlich war auch dieser erloschen und völlige Finsterniß umgab mich. Nun wünschte ich einen armen Knaben zu haben, der mich führte, und da ging es mir ganz sonderbar.

»Lange konnte ich keinen solchen finden; endlich hörte ich von einem Diebe, der hingerichtet werden sollte, welcher ein paar Knaben hätte, die bettelten. Da dachte ich, daß dergleichen Kinder in der Welt verlassen seyen, und

gescheuet und verachtet würden; ich wollte also diese Knaben annehmen, sie mit mir herumführen, und in allem Guten unterrichten. Ich ging zu einem braven Manne, von dem ich wußte, daß er mir helfen würde, und entdeckte ihm mein Vorhaben. Der gute Mann lobte mich, und gab sich alle Mühe, die Kinder aufzufinden, was ihm auch endlich gelang.

»Als ich die Knaben hatte, ließ ich sie nicht mehr von mir; einen Tag mußte mich der Johann, den andern der Jakob führen. Ich unterwies sie, so gut ich's vermochte, in unsrer heiligen Religion, und leitete sie zur Tugend und Rechtschaffenheit an. Und Gott segnete mein schwaches Bemühen: es wurden zwei wackere Bursche. Ich hatte sie vier Jahre bei mir, da verdingte ich den einen zu einem Hirten; er führte sich gut auf, kam nachher als Bauernknecht unter, versorgte sich endlich, und ist jetzt ein rechtschaffener Mann, der sich im Schweiße seines Angesichts redlich nährt. Der andere blieb noch ein Jahr bei mir, dann verdingte ich ihn gleichfalls bei einem Bauern, und auch er führt sich brav und gut auf.

»So war es mir denn trotz meiner Blindheit vergönnt gewesen, Gutes zu thun, und zwei Seelen vom Verderben zu retten, und ich erkannte gerührt, daß Gott doch wohl Seine weisen Ursachen hatte, als Er mein Gebet um Auflösung nicht erhörte. —

»Hierauf bekam ich freilich einen Buben, mit dem durchaus nichts anzufangen war: ich hatte ihn auf der Straße gefunden, und es war kein gutes Haar an ihm. Er spottete jeder Zucht und jeder noch so wohlmeinenden Ermahnung. Zuletzt hat er mich noch böslich verlassen.— Hoffentlich beträgt Bertram sich anders und hört mit willigem Ohre, was ich zu seinem Besten ihm sage und

an's Herz lege. Dann wird es aber auch gewiß nicht fehlen und auch er dereinst brav und glücklich werden.«

Bertram hatte diese Erzählung recht aufmerksam angehört, er weinte auch bisweilen dazwischen, und fragte jetzt den alten blinden Leonhard: ob er ihn auch wohl dürfe Vater nennen? »Ja,« antwortete Leonhard, »das darfst du; ich will dein Vater seyn und bleiben.«

Der alte Paul hatte ebenfalls mit Verwunderung zugehört; nun fing er an: »Hört, guter alter Leonhard! Wo seyd Ihr her?« Er antwortete: »Von Diesburg, sechs Stunden von hier.«

»Wo haltet Ihr Euch denn des Winters auf?« »Der liebe Gott bescheert mir immer ein Plätzchen, bald hier, bald da; im Uebrigen geht mir's wie unserm lieben Heiland: ich habe keinen eigenen Ort, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.«

Der alte Paul ging in's Haus, und sprach mit seiner Tochter und mit seinem Schwiegersohn. Diese ließen sich bereden; man gab dem blinden Leonhard mit seinem Knaben eine Kammer und ein Bett, worin sie beide schlafen konnten. Leonhard schaute mit Augen voll Thränen gen Himmel, dankte Gott und dem guten Paul, und bezog freudig seine neue Wohnung.

Nicht lange hatte Leonhard bei Paul und seinen Kindern gewohnt, als ihn diese gar nicht mehr entbehren konnten. Denn sein Umgang war ausnehmend gefällig und erbaulich; auch konnte er noch Manches thun, womit er den guten Leuten zu Hülfe kam. Auch Bertram leistete, wenn er seinen Blinden nicht zu führen brauchte, gute Dienste.

So mochte etwa ein Jahr verflossen seyn, als auf einmal in allen Kirchen der Gegend abgelesen wurde: »Wer da wüßte, wo sich der blinde Leonhard aufhielte,

der sollte es zu Diesburg bei dem Amtmann melden.« Der alte Paul war gerade in der Kirche; er wunderte sich, was das wohl bedeuten möchte. Er konnte unmöglich glauben, der alte Blinde möchte irgendwo ein Verbrechen begangen haben. Zu Hause erzählte er es Leonhard. Dieser erstaunte auch, blieb aber ruhig und getrost, und bat nur Pauls Schwiegersohn, doch nach Diesburg zu gehen, und sich zu erkundigen, warum man ihn aufsuche, da er selbst jetzt nicht so weit gehen könnte.

Doch dazu kam's nicht. Denn nach dem Mittagsessen, als sie alle in der Stube beisammen saßen, und Paul eben im Begriff war, aus der biblischen Geschichte etwas vorzulesen, kam ein vornehmer Herr vor die Hausthür geritten; er stieg schleunig ab, und kam in die Stube. Er sah den alten Leonhard starr an, und ging auf ihn zu; doch bedachte er sich wieder, und setzte sich auf einen Stuhl. Paul und seine Leute verwunderten sich sehr. Der alte Leonhard hatte von der Ankunft des vornehmen Herrn gehört, er hielt sich aber still und sagte kein Wort. Nun fing der Fremde an: »Seyd Ihr der Schuhmacher Leonhard, der in Diesburg gewohnt hat?« »Ja!« antwortete der Blinde. »Habt Ihr nicht einen Sohn gehabt, der vor einundzwanzig Jahren in die Fremde gegangen ist?« Leonhard versetzte: »Freilich ja; allein ich habe neunzehn Jahre nun nichts mehr von ihm gehört. Der liebe Gott wird ihn wohl heimgeholt haben.« Dem Fremden liefen Thränen die Wangen herab; er fragte ferner: »Wie habt Ihr denn die Zeit her gelebt, guter, alter Vater?« Leonhard erwiederte: »Ich habe mein Brod leider vor den Thüren suchen müssen; doch hat mich der gute Gott gnädig erhalten, so, daß ich nicht klagen kann.« Der Fremde weinte noch mehr, und fuhr, nachdem er sich gefaßt hatte, fort: »Ich habe wohl ge-

hört, daß Ihr ein frommer, braver Mann seyd; allein jetzt hat auch all' Euer Elend ein Ende: denn Euer Sohn hat sich wiedergefunden — er ist ein reicher Mann — ich soll Euch von ihm grüßen.«

Leonhard wurde ganz bestürzt und blaß vor Freude; er stand auf, als wenn er fortwollte, tappte mit den Händen, wußte aber nicht, wohin. Der fremde Herr konnte sich aber nicht mehr halten; er lief auf den Alten zu, fiel ihm um den Hals, rief, weinte laut und sagte: »Ich bin Euer verlorner Sohn, liebster Vater! Ich bin Euer verlorner Jakob!« Der Alte klammerte sich an seinen Jakob an, weinte schluchzend und dankte Gott. Auch der alte Paul und seine Leute weinten, Bertram aber lachte in reinster Freude.

Nachdem dieser rührende Willkomm vorüber war, fing der Alte an, nach tausend Dingen zu fragen. Jakob aber erzählte, wie er vor neunzehn Jahren von Seelenverkäufern sey aufgefangen und auf die See verkauft worden, was er da alles ausgestanden, wie er nachher in Ostindien glücklich geworden sey, und eine Frau mit 50,000 Gulden geheirathet habe, mit der er nun in Amsterdam wohne, von wo er hieher gereist, seinen Vater und seine Freunde aufzusuchen, und sie so glücklich zu machen, als in seiner Macht stände.

Der gute Sohn traf jetzt Anstalt, mit seinem Vater in einer Kalesche nach Diesburg zu fahren. Bertram weinte bittere Thränen; als aber Jakob hörte, daß er ein braver, treuer Knabe sey, der seinem Vater redlich gedient habe, so nahm er ihn auch mit, und versprach, wenn er sich gut aufführen würde, wolle er väterlich für ihn sorgen.

Als der alte Leonhard aus Paul's Hause wegging, weinten Alle. Paul drückte Leonhard die Hand

und sagte: »In der Ewigkeit sehen wir uns wieder!« »Ja,« antwortete Leonhard, »wer christlich gelebt hat, kann sich darauf freuen; aber jetzt möchte ich wissen, wozu mich der liebe Gott ferner brauchen wird.« Paul fuhr fort: »Darum bekümmert Euch nun nicht mehr; habt Ihr als ein blinder Bettler so viel Gutes gestiftet, wie viel mehr werdet Ihr es können, da Euch unser Herrgott reich und glücklich macht.«

Jakob kaufte in Diesburg ein schönes Haus mit einem Garten, und schenkte es seinem Vater. Dann versprach er ihm jährlich eine ansehnliche Summe Geldes, mit der er zum Besten der Menschen nach Belieben schalten und walten könnte; Bertram aber mußte fleißig in die Schule gehen, damit er noch etwas Tüchtiges lerne, und mit der Zeit ein brauchbarer Mann würde. Leonhard nahm nun sogleich seine Tochter zu sich, von der er auch so lange hatte getrennt leben müssen. Sie besorgte die Haushaltung auf's trefflichste. Jetzt aber drückte den Alten seine Blindheit doppelt; er hätte doch auch Tochter und Sohn gern gesehen. Dafür aber hatte dieser schon gesorgt: denn da er am grauen Staar erblindet war, so wurde ein geschickter Mann verschrieben, der ihn glücklich operirte.

Jetzt waren alle Wünsche Leonhards erfüllt. Er fragte auch ferner nicht mehr, warum ihn Gott in der Welt gelassen: konnte er doch nun Gutes thun und glücklich machen nach dem Drange seines edlen Herzens. Von den Summen, die der gute Sohn aus Holland schickte, gründete er eine große Spinnerei, und ward dadurch der Wohlthäter der ganzen Gegend. Es wurde aber auch der gute Paul nicht vergessen. Er hatte nur ein kleines Gütchen, dieß mußte er veräußern; Leonhard kaufte ihm dann nahe bei Diesburg ein größeres, wohin der

fromme Alte sofort mit all' den Seinen zog. Die beiden Patriarchen besuchten sich oft, und lobten und preiseten Gott für seine heiligen Führungen. Paul starb zuerst; Leonhard betrauerte ihn brüderlich. — Mit der Zeit wurde Bertram, der ehemalige Bettelknabe, sein Gehülfe, Gatte seiner Tochter, und nach seinem Tode Erbe des Hauses und der Spinnerei, welche er im Geiste seines edlen Pflegevaters fortführte. Der bittern Jugend eingedenk war seine Hand stets dem Dürftigen offen, und dankbare Thränen benetzten sein Grab.

4.

Alfred.

In alter Zeit wohnte an den Ufern der Ruhrstromes ein rauhes und wildes Volk. Es betete grausame Götzen an und lebte gleich den Thieren des Feldes. Das Land selbst aber war eine Wildniß, voll verderblicher Sümpfe, oder bedeckt mit verworrenem Gesträuch und schädlichem Unkraut. Nur der Kampf mit den wilden Thieren oder der rohen Menschen unter einander erscholl in der stummen Einöde.

Da kam ein Mann aus der Ferne und trat auf die Höhe des Landes und schauete umher, und ihn jammerte des traurigen Anblicks. Denn er war ein Mann von edelem Sinne, gleich den Aposteln, auf welchen der Geist des Herrn ruhete. Und er nannte sich Alfred, denn er sprach: »Ich möchte gern aller Welt den Frieden Gottes bringen.«

Also trat er zu den wilden Bewohnern des Landes, und sie empfingen ihn mit Vertrauen und Ehrfurcht. Denn er war ernst und freundlich, und der Geist des Herrn war mit ihm.

Nun lehrte er sie die Sümpfe und das Gestrüpp ausrotten, und den Acker bauen, und gab ihnen Korn zu säen und pflanzte fruchttragende Bäume. Also erneuete Alfred die Gestalt des Landes, und die Wildniß wurde wie ein blühender lieblicher Garten.

Als nun eines Tages das Völkchen auf der Anhöhe um Alfred versammelt war, da erstaunten sie über alle diese Schönheiten des Landes und dessen liebliche Gestalt und Ordnung, und sie frohlockten, und wollten Alfred anbeten, und sprachen: »Du bist selbst der Gott, den du verkündest! Du bist vom Himmel zu uns kommen! Wozu sollen uns die stummen Götzen?«

Da lächelte Alfred und sprach: »Wohl möget ihr euch der Schönheit eures Landes freuen; aber nun führe euch die Freude an dem Schönen und Guten zur Erkenntniß der Wahrheit.« Und Alfred redete zu ihnen von der ewigen Liebe des himmlischen Vaters, und von Jesus Christus, dem Heiland und Herrn, und von dem ewigen Leben. So unterwies er einen Jeglichen, und Alle, so ihn hörten, nahmen es zu Herzen und thaten ihre Götzen ab und glaubeten der Wahrheit.

Nach einiger Zeit kamen sie wieder zu Alfred und sprachen: »Du hast uns das Höchste und Beste gegeben; wie sollen wir dir danken?«

Da sprach Alfred: »Danket Dem, der mich zu euch gesendet. So wie euer Land, durch euren Fleiß veredelt, jetzt in mancherlei Blüthen und Früchten euch dankbar erfreuet, so werdet nun selbst ein Acker Gottes und bringet Früchte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Wenn ihr solches thut, werdet ihr je mehr und mehr des Friedens theilhaftig werden, den ich euch verkündet habe, und eure Todesstunde wird seyn, wie der Abend eines Frühlingstages.«

Nach diesen Worten entschlummerte Alfred, und die Gestalt des Todten war freundlich.

Die Bewohner des Landes aber weineten um Alfred wie um ihren Vater, und begruben ihn auf der Höhe des Landes, wo er zuerst die Gegend beschauete. Und sie pflanzten einen Baum auf sein Grab, eine Linde, und darneben ein Kreuz zu seinem Gedächtniß.

5.

Der Scheerenschleifer,

oder

die belohnte Rechtschaffenheit.

Der Schauplatz dieser Geschichte ist ein kleines Landstädtchen im Mecklenburgischen. Daselbst lebte ein Bauersmann, Namens Ignaz Gebhard. Diesem war kürzlich seine Frau gestorben, und hatte ihm vier Söhne hinterlassen, die ihm, den jüngsten ausgenommen, nicht viel Freude machten. Der älteste derselben hieß Georg, und war auf und davon gegangen, man wußte nicht, wohin; der zweite hieß Valentin, und war bei einem Leinweber in der Lehre; der dritte hieß Heinrich, und lernte das Schmiedehandwerk; und der vierte und jüngste hieß Jakob, und war erst sechs Jahre alt. Der alte Gebhard konnte aber wegen seiner starken Familie und wegen verschiedener in seinem Ehestande gehabter Unglücksfälle nichts vor sich bringen; sein Häuschen und seine Ländereien waren sehr mit Schulden beladen; Gram, Sorgen, und nun auch der Verlust seines Weibes, warfen ihn auf das Krankenlager, von dem er nicht mehr aufstand.

Kurz vor seinem Ende ließ er die drei jüngern Söhne vor sein Bett kommen. Er ermahnte sie zur Gottesfurcht, zur Rechtschaffenheit und zur Liebe gegen einander, und sagte ihnen: »Es thut mir leid, daß ich euch nichts hinterlasse, als Schulden; dieß erschwert mir das Scheiden sehr. Doch Gott wird euch nicht verlassen, wenn ihr arbeitsam und ehrlich seyd. Ihr kennt alle meine noch lebende alte Schwester, die jetzt nahe an die Siebenzig ist. Ohne Trost und Stütze steht sie nun in der Welt; ich allein war ihr Umgang, ich brachte die meisten Abende bei ihr zu, und stand ihr überall mit Rath und That, wo ich nur konnte, nach allen Kräften bei. In ihrem Alter kann sie nicht mehr viel arbeiten; als einzelne Person, und bei ihren eingeschränkten, wenigen Bedürfnissen, braucht sie aber auch nicht viel. Ich habe manchmal meine Gedanken gehabt, daß die Alte wohl hinter'm Berge halte, und mehr hat, als sie vorgibt; wie dem auch sey, eine gute Frau ist sie, und eure Base bleibt sie immer. Daher bitte ich euch, ihr Kinder, daß ihr nach meinem Tode sie pflichtmäßig kindlich behandelt, ihr treu und jederzeit gehorsam und ergeben seyd, und nie vergesset, daß sie eures Vaters leibliche Schwester ist. Auch euer eigner Vortheil könnte euch schon hiezu vermögen: denn wenn sie, wie die Rede geht, Geld hat, so seyd ihr die leiblichen Erben, und durch eure Liebe und Ergebenheit gegen sie werdet ihr sie hindern, das Eurige Fremden zuzuwenden. Also nehmt zu Herzen, und thut, was ich euch gesagt habe.« Der alte Gebhard wurde schwächer und schwächer, und nachdem er seine Kinder nochmals gesegnet, und sie der Liebe und Fürsorge Gottes empfohlen hatte, verschied er den Tag darauf.

Sogleich ließ seine alte Schwester den jüngsten Knaben zu sich holen, um ihn zu erziehen. Sie war eine

fromme, schlichte Frau, die jedoch alle die Fehler hatte, welche ein kränkliches, schwächliches Alter gewöhnlich mit sich bringt; dabei war sie karg und eigensinnig; bei all' dem aber liebte und behandelte sie den kleinen Jakob wie eine Mutter.

Obgleich seine Erziehung etwas Einförmiges hatte, so war sie doch für ihn von trefflichem Nutzen.

Die Alte hatte von ihrem Seelsorger einige gute Bücher bekommen. Daraus mußte Jakob alle Abende abwechselnd Einiges vorlesen, Sonntags aber, Morgens und Nachmittags, las er seiner Pflegemutter noch überdieß aus dem betrachtenden Evangelium und ein paar Kapitel aus der biblischen Geschichte vor. Dabei hielt sie ihn fleißig zur Schule an, wo er eine schöne Handschrift schreiben, richtig lesen, und gut rechnen lernte.

Doch einen noch viel höheren Gewinn brachte ihm die Schule. Der gottesfürchtige Schullehrer suchte schon früh in die Herzen der empfänglichen Jugend den Keim wahrer Religiosität zu senken. Vorzüglich bestrebte er sich, das Leben und die Lehre Jesu seinen Schülern mit Wärme täglich vorzutragen. Kindliche Ehrfurcht gegen das Göttliche, Sittsamkeit und Gehorsam gegen Eltern und Lehrer, und zuvorkommende Liebe gegen die Mitschüler waren bei ihm Grundbedingnisse, die er streng von seinen Schülern forderte. »Ihr könnet euch,« sagte er oft zu seinen Zöglingen, »nicht zu der Lehre Jesu bekennen, wenn ihr euch nicht durch kindliche Ehrfurcht gegen Gott, durch sittsames Betragen, durch Gehorsam und Menschenfreundlichkeit empfehlet; dieses ist die Grundlage zu einem tugendhaften Wandel, und die Quelle eurer künftigen Glückseligkeit.«

Bis nach dem zwölften Jahre besuchte Jakob die für ihn so nützliche Schule. Nun dachte seine Base

darauf, daß er für die Zukunft auch etwas Ordentliches zu seinem Broderwerb lerne. Sie that ihn zu ihrem Nachbar, einem Scheerenschleifer, in die Lehre auf vier Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit hatte er dieß Handwerk ziemlich gelernt; sie kaufte ihm nun das vollständige Werkzeug, nebst Karren zum Scheerenschleifen, und hieß ihn in der Gegend herumfahren, sich seinen Unterhalt zu verdienen.

Jakob war ein fleißiger, höflicher und sittsamer Mensch geworden. Ueberall in der Gegend bot er mit seiner schönen, hellen Stimme seine Dienste an. Billigkeit und gute Arbeit verschafften ihm beständig zu thun; so brachte er seiner Pflegemutter manchen Tag 20 Groschen und wohl auch noch mehr nach Hause, die ihn dafür in Kleidung und Wäsche erhielt.

Als ein gutes und folgsames Kind hatte er die letzte Ermahnung seines Vaters mit aller Strenge erfüllt. Er war gegen seine alte Base ein dankbarer Pflegesohn, und liebte sie wie seine rechte Mutter; obgleich sie oft sehr ärgerlich und verdrießlich war, so that er doch stets ohne Murren, was sie haben wollte, und wo er ihr nur immer eine Freude machen konnte, geschah es gewiß. Es war ihm ein rechtes Seelenvergnügen, wenn er sie aufheitern konnte; dagegen hatte sie ihn, bei allen ihren mürrischen Launen, aber auch recht lieb, und ließ es ihm an nichts fehlen.

So dachten aber nicht die beiden andern Brüder; diese hatten die Lehren ihres Vaters gleich aus dem Sinne geschlagen. So wie der Vater todt war, bekümmerten sie sich weder um ihren jüngsten Bruder, noch viel weniger um ihre alte Base; letztere betrübte sich sehr darüber, daß sie sie nicht einmal besuchten.

Die alte Base wurde indessen so schwach und krank, daß sie gar nicht mehr aus dem Bette konnte. Jetzt erst zeigte Jakob so ganz, mit welcher innigen, jedes Opfers fähigen Liebe er an seiner Base hing. Alles setzte er bei Seite, Verdienst, Essen und Trinken, Erholung und Schlaf, um sie recht pflegen zu können. Tag und Nacht kam er nicht von ihrem Bette; das Arzneireichen und jegliche Pflege geschah nur durch seine Hände. — Die 88jährige Frau fühlte den herannahenden Tod. Sie ließ ihren Seelsorger zu sich kommen, und nachdem sie die heiligen Sterbsakramente und die himmlischen Tröstungen unserer heiligen Religion empfangen hatte, sagte sie ihm, daß das Kästchen, welches er hier vor sich sähe, mit seinem ganzen Inhalte ihrem lieben Pflegesohn Jakob bestimmt sey; sie habe darin nicht allein ihr ganzes Vermögen niedergelegt, sondern auch Alles, was er täglich von seinem Verdienste ihr heimgebracht. Nun bat sie, vor ihren Augen das Kästchen zu versiegeln, und solches gleich nach ihrem Tode ihrem Pflegesohn einzuhändigen, sowie auch denselben nöthigenfalls gegen seine zwei undankbaren und böswilligen Brüder in Schutz zu nehmen, welches alles der ehrwürdige Geistliche ihr auch versprach.

Sie empfahl sich jetzt der Obhut Gottes, dankte ihrem braven Pflegesohn für die Liebe und Treue, die er so aufrichtig und unverdrossen ihr stets bewiesen habe, segnete ihn mit gerührtem Herzen, und ermahnte ihn, rechtschaffen und gut zu bleiben, wo dann Gottes Gnade und Segen gewiß nicht ausbleiben würden. Auch machte sie ihn mit dem Auftrage bekannt, den sie seinetwegen dem Geistlichen gegeben habe, und bat ihn, das Kästchen nicht aus den Händen zu lassen, welches sie ihm als sein rechtmäßiges Eigenthum übergebe. — Der brave Geistliche brachte jeden Augenblick, den seine übrigen Amtsgeschäfte ihm

erlaubten, mit heiligem Zuspruch an ihrem Bette zu. Nach einigen Tagen entschlief sie sanft und ruhig im Herrn.

Der Pfarrer sorgte dafür, daß Jakob das ihm bestimmte Kästchen auf seine Kammer trug, und eilte dann, das Absterben der alten Frau dem Gerichte anzuzeigen, und für ein anständiges Begräbniß zu sorgen.

Kaum war der Todesfall der alten Base bekannt, so kamen die zwei anderen Brüder gelaufen, der Schmied und der Leinweber, welche beide verheirathet waren, sich aber nie um ihre alte Base, so lange sie lebte, bekümmert hatten, und wollten nun ihre Hinterlassenschaft in Empfang nehmen. Auch machten sie den Antheil, der dem Jakob von Rechtswegen zukam, streitig, indem sie sagten, er hätte für seinen Theil zehn Jahre lang, während der Schul- und Lehrzeit, Pflege und Nahrung unentgeltlich erhalten, habe daher keine Ansprüche auf diese, ohnehin so geringe, Erbschaft mehr zu machen. Jakob, der mit seinen Brüdern sich nicht veruneinigen wollte, ließ ihnen ihren Willen, und bat blos um den alten Sessel, den seine liebe Base, so lange sie lebte, so werth gehalten hatte.

Solches waren die beiden Brüder wohl zufrieden, und sie lachten heimlich über die Einfalt Jakobs: denn diese verderbten Menschen hielten Güte des Herzens für Einfalt. »Schreiben Sie,« sagten sie zu dem Herrn Amtsschreiber Frühling, der mit dem Siegelabnehmen und der Aufnahme der Sachen beschäftigt war, »daß unser jüngster Bruder, außer dem alten Sessel, auf die ganze Hinterlassenschaft Verzicht thut.« Dieser nahm den lieben alten Sessel, und trug ihn auf seine Kammer. Seine Brüder theilten sich indeß in das vorhandene Zinn, Leib- und Hausgeräthe, im Ganzen ziemlich unbedeutend, denn die Base hatte in ihren alten Tagen nicht viel

Neues mehr angeschafft; auch fanden sie nur etwas weniges Silbergeld, was ihnen gar nicht behagte, indem sie glaubten, weil ihre Base so karg gelebt, müsse sie bedeutende Summen hinterlassen haben. Doch dem schien nicht so zu seyn, ihre Habgierde blieb unbefriediget; sie mußten eben vorlieb nehmen mit dem, was da war.

Es sollte jetzt die ehemalige Wohnung der seligen Base geräumt werden, und da seine Brüder ihn bei sich nicht aufnehmen konnten oder vielmehr wollten, so war Jakob im Augenblick wirklich in einiger Verlegenheit. Da schlug der gute Pfarrer, welcher Jakob wegen seiner treuen Anhänglichkeit an die Base liebgewonnen hatte, demselben vor, einstweilen bei ihm ein Stübchen zu beziehen, bis er Gelegenheit habe, eine für ihn schickliche Wohnung zu bekommen. Jakob ging dieß mit Freuden ein, und trug sofort sein ziemlich schweres Kästchen und seinen alten Sessel in die Wohnung des Pfarrers.

In dessen Gegenwart löste er nun Siegel und Schlösser von dem Kästchen, öffnete solches, und fand zu seinem Erstaunen einen Sack mit Silbergeld von 210 Thalern 16 Groschen, welche seine Base ihm von seinem täglichen Verdienst, den er ihr heimbrachte, aufbewahrt hatte, ferner einen Sack mit 75 Louisd'or, 40 Friedrichsd'or und 60 holländische Dukaten — im Ganzen also nahe an 1200 Thaler. Dabei lag eine gerichtliche Verschreibung, daß ihr Pflegesohn Jakob, jüngster Sohn des verstorbenen Ignaz Gebhard, einziger Besitzer und Erbe sey von Allem, was in diesem Kästchen enthalten. Es fanden sich darin auch noch mehrere goldene Ringe, einiger Schmuck mit Edelsteinen, so wie etwas Silber; der Werth dieser Sachen konnte gleichfalls auf 300 Thaler angeschlagen werden, so daß Jakob plötzlich Herr eines Vermögens von 1500 Thalern war.

erlaubten, mit heiligem Zuspruch an ihrem Bette zu. Nach einigen Tagen entschlief sie sanft und ruhig im Herrn.

Der Pfarrer sorgte dafür, daß Jakob das ihm bestimmte Kästchen auf seine Kammer trug, und eilte dann, das Absterben der alten Frau dem Gerichte anzuzeigen, und für ein anständiges Begräbniß zu sorgen.

Kaum war der Todesfall der alten Base bekannt, so kamen die zwei anderen Brüder gelaufen, der Schmied und der Leinweber, welche beide verheirathet waren, sich aber nie um ihre alte Base, so lange sie lebte, bekümmert hatten, und wollten nun ihre Hinterlassenschaft in Empfang nehmen. Auch machten sie den Antheil, der dem Jakob von Rechtswegen zukam, streitig, indem sie sagten, er hätte für seinen Theil zehn Jahre lang, während der Schul- und Lehrzeit, Pflege und Nahrung unentgeltlich erhalten, habe daher keine Ansprüche auf diese, ohnehin so geringe, Erbschaft mehr zu machen. Jakob, der mit seinen Brüdern sich nicht veruneinigen wollte, ließ ihnen ihren Willen, und bat blos um den alten Sessel, den seine liebe Base, so lange sie lebte, so werth gehalten hatte.

Solches waren die beiden Brüder wohl zufrieden, und sie lachten heimlich über die Einfalt Jakobs: denn diese verderbten Menschen hielten Güte des Herzens für Einfalt. »Schreiben Sie,« sagten sie zu dem Herrn Amtsschreiber Frühling, der mit dem Siegelabnehmen und der Aufnahme der Sachen beschäftigt war, »daß unser jüngster Bruder, außer dem alten Sessel, auf die ganze Hinterlassenschaft Verzicht thut.« Dieser nahm den lieben alten Sessel, und trug ihn auf seine Kammer. Seine Brüder theilten sich indeß in das vorhandene Zinn, Leib- und Hausgeräthe, im Ganzen ziemlich unbedeutend, denn die Base hatte in ihren alten Tagen nicht viel

Neues mehr angeschafft; auch fanden sie nur etwas weniges Silbergeld, was ihnen gar nicht behagte, indem sie glaubten, weil ihre Base so karg gelebt, müsse sie bedeutende Summen hinterlassen haben. Doch dem schien nicht so zu seyn, ihre Habgierde blieb unbefriediget; sie mußten eben vorlieb nehmen mit dem, was da war.

Es sollte jetzt die ehemalige Wohnung der seligen Base geräumt werden, und da seine Brüder ihn bei sich nicht aufnehmen konnten oder vielmehr wollten, so war Jakob im Augenblick wirklich in einiger Verlegenheit. Da schlug der gute Pfarrer, welcher Jakob wegen seiner treuen Anhänglichkeit an die Base liebgewonnen hatte, demselben vor, einstweilen bei ihm ein Stübchen zu beziehen, bis er Gelegenheit habe, eine für ihn schickliche Wohnung zu bekommen. Jakob ging dieß mit Freuden ein, und trug sofort sein ziemlich schweres Kästchen und seinen alten Sessel in die Wohnung des Pfarrers.

In dessen Gegenwart löste er nun Siegel und Schlösser von dem Kästchen, öffnete solches, und fand zu seinem Erstaunen einen Sack mit Silbergeld von 210 Thalern 16 Groschen, welche seine Base ihm von seinem täglichen Verdienst, den er ihr heimbrachte, aufbewahrt hatte, ferner einen Sack mit 75 Louisd'or, 40 Friedrichsd'or und 60 holländische Dukaten — im Ganzen also nahe an 1200 Thaler. Dabei lag eine gerichtliche Verschreibung, daß ihr Pflegesohn Jakob, jüngster Sohn des verstorbenen Ignaz Gebhard, einziger Besitzer und Erbe sey von Allem, was in diesem Kästchen enthalten. Es fanden sich darin auch noch mehrere goldene Ringe, einiger Schmuck mit Edelsteinen, so wie etwas Silber; der Werth dieser Sachen konnte gleichfalls auf 300 Thaler angeschlagen werden, so daß Jakob plötzlich Herr eines Vermögens von 1500 Thalern war.

Der Pfarrer und unser guter Jakob standen lange Zeit sprachlos vor Staunen und Verwunderung. Dann sank letzterer laut weinend auf seine Knie, und betete den Vater der Waisen an, der sich auch seiner so liebreich angenommen hatte, und der guten Base gedenkend, rief er voll dankbarer Rührung aus: »So hat auch der Tod deiner mütterlichen Liebe und Fürsorge kein Ziel gesetzt. Du hast gedarbt und gespart, um mich reich zu machen. Gott segne dich für Alles, was du an mir gethan, und vergelte dir's in Seinem Himmel mit der höchsten Seligkeit!«

Kaum wurde es im Städchen bekannt, welchen Schatz die alte Base ihrem Pflegesohn hinterlassen habe, als sogleich die beiden Brüder zu Jakob gelaufen kamen, durchaus gleiche Rechte verlangten, und ihn zwingen wollten, mit ihnen zu theilen. Da sie aber das gerichtlich verfaßte Testament umzustoßen nicht im Stande waren, rächten sie sich an Jakob nach Art aller niederträchtigen Menschen: sie lästerten, schimpften und verwünschten ihn.

Allein der Segen des vierten Gebotes ruhte auf ihm und auf allen seinen Unternehmungen. Einige Jahre nach dem Tode seiner Base heirathete er die brave, einzige Tochter eines wohlhabenden Landmannes, und kam dadurch in den Besitz eines schönen Bauerngutes, welches sie vom Städtchen aus bewirthschafteten. Fleiß und Frömmigkeit, Liebe und Treue wohnten bei dem glücklichen Ehepaare, und hoffnungsvolle Kinder umhüpften ihren Tisch und streuten Rosen auf ihren Lebenspfad.

Geachtet und geliebt von Allen, die ihn umgaben und näher kannten, hatte Jakob so zwölf Jahre verlebt, als sich eine Begebenheit ereignete, die seinem ganzen Leben eine andere Richtung gab.

Eines Tages kam ein Reisender vor seine Thür, und

bat angelegentlich um eine Unterredung mit dem Herrn des Hauses. Jakob, der in demselben einen Unglücklichen vermuthete, ließ ihn sogleich herein in's Zimmer kommen. Es war gerade Sonntag, und er mit seiner Frau und den zwei ältesten Kindern so eben vom Frühgottesdienste heimgekehrt.

Der Reisende trat ein. Es war ein hübscher Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Gutmüthigkeit und Welterfahrung leuchteten aus seinen von der Sonne gebräunten Zügen. Sein Benehmen war fein und Vertrauen erweckend, die Kleidung jedoch äußerst armselig. In sichtbarer Bewegung trat er auf Jakob zu und fragte: »Sind Sie wohl der wackere Herr Jakob Gebhard?« Als dieses bejaht wurde, fuhr der Fremde fort: »War der hiesige Bürger und Ackersmann, Ignaz Gebhard, Ihr Vater, und sind die Bürger und verheiratheten Männer, Valentin Gebhard, der Leinweber, und Heinrich Gebhard, der Schmied, Ihre Brüder?« Als auch hierauf ein kräftiges »Ja« antwortete, da breitete der Fremde seine Arme aus, und sprach: »Erschrick nicht, ich bin Bruder Georg, der seine Familie aus jugendlichem Leichtsinn verließ, und nun arm und elend zurückkehrt!«

Der junge Gebhard war auf's höchste überrascht. Seit langen Jahren hatte er nichts mehr von Bruder Georg gehört, ihn schon als todt betrauert, und nun stand er auf einmal lebend vor ihm! Leise Zweifel, ob er's auch wäre, stiegen in ihm auf, und er sah dem auf freudigen Willkomm harrenden Bruder einige Sekunden lang forschend in's Auge; plötzlich jedoch — mochte er bekannte Züge entdecken, oder riß ihn das bewegte brüderliche Herz zu ihm hin? — plötzlich nahm er beide dargestreckte Hände, zog ihn an sich, und rief mit dem Ausdruck reinster Zärtlichkeit: »An mein Herz, geliebter Bruder!«

Als der erste Sturm der Empfindung sich gelegt hatte, traten auch Jakobs brave Gattin und die zwei anwesenden Kinder hinzu, und bewillkommeten Georg auf das liebreichste. Dieser mußte sofort auf Jakobs Bitte seinen schlechten, abgetragenen Anzug mit einem herbeigeholten neuen vertauschen, und nun eilte man zu Tische, um den armen hungrigen Bruder nach Genüge zu laben. Mit dem regsten Antheil erkundigten sich jetzt Alle nach den bisherigen Schicksalen des lieben Zurückgekehrten, und man sah es, die Herzlichkeit und aufrichtige Theilnahme, welche er hier fand, that ihm ungemein wohl und rührte ihn tief. So war die Mahlzeit heiter und vergnügt zu Ende gegangen, und Georg sollte nun, seinem Versprechen gemäß, ausführlich erzählen, wie es ihm seither ergangen. Nachdem er einen Augenblick in stillem Nachdenken dagesessen, erzählte er Folgendes:

»Ich bin,« hob er an, »wenn du dich, mein lieber Jakob, noch zu besinnen weißt, in meinem neunzehnten Jahre, — du warst kaum sechs alt, und unsere gute Mutter ungefähr ein Jahr todt, — von hier fort. Die Ursache, welche mich zu diesem Schritt verleitete, war, weil ich in der Welt mir etwas versuchen wollte, der Vater aber schlechterdings darauf bestand, ich sollte ein Ackersmann werden, um einst die Güter zu übernehmen. Es war ein Sonntagmorgen, als ich, nur mit ein paar Gulden Geld und den nöthigsten Kleidungsstücken versehen, über die Grenze eilte. Gegen Abend kam ich in ein Dorf, wo es in der Schenke äußerst lustig herging. Als ich eintrat, waren ***sche Werber da, und die Stube voll Neugeworbener, die jauchzten und sangen. Die Werber kamen gleich auf mich zu, sprachen freundlich mit mir, und luden mich ein, an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen. Sie mochten es mir wohl ansehen, daß

dieses meine erste Ausflucht war, und nach meinem linkischen, blöden Benehmen mich schon für eine gemachte Eroberung halten. Und sie hatten nur zu gut geurtheilt: denn ehe eine Stunde verging, hatte ich meine Freiheit und mein Leben auf sechs Jahre für einige wenige Thaler verhandelt. Kaum war ich exerzirt und den ***schen Kriegern einverleibt, als der Fürst mehrere tausend Mann an die Engländer verkaufte. Darunter war auch ich begriffen. Wir wurden in verschiedenen Abtheilungen den Rhein hinab nach Amsterdam gebracht, von wo aus uns holländische Schiffe nach Amerika führten, damit wir daselbst die im Kampfe mit den Amerikanern begriffenen englischen Heere verstärkten. Da ich mich aber nicht an die Engländer verkauft hatte, mich auch nicht als ein Stück Waare betrachtete, das man nach Gefallen wieder verhandeln könne, so nahm ich die erste Gelegenheit wahr, und ging zu den Amerikanern über. Hier machte ich noch mehrere Feldzüge mit, und gewann während derselben durch Unerschrockenheit und gute Aufführung die Zuneigung meines Hauptmanns, eines reichen virginischen Pflanzers. Dieser nahm mich nach geschlossenem Frieden mit sich, unterrichtete mich auf's gründlichste in allen von ihm betriebenen Geschäften, und schenkte mir endlich für ihm geleistete wesentliche Dienste einige Ländereien, durch deren gute Bewirthschaftung es mir gelang, nach und nach etwas zu erwerben und zuletzt ein reicher Mann zu werden. Ich wäre dieß noch, wenn ich nicht einen so starken Drang in mir gefühlt hätte, meine Vaterstadt und die lieben Meinigen wieder zu sehen; diesem nachgebend machte ich Alles zu Gelde und ging vor vier Monaten in New-York unter Segel, um hieher zurückzukehren und mein Erworbenes mit euch zu theilen. Leider aber habe ich das Unglück gehabt, auf der Herreise durch einen

Schiffbruch an der französischen Küste Alles zu verlieren; nichts, als was ich auf dem Leibe trug, konnte ich retten. Ich bettelte mich nun durch Frankreich und das halbe Deutschland, und so muß ich leider, statt meine Geschwister glücklich machen zu können, ihnen zur Last fallen.«

»Darüber gräme dich nicht, lieber Bruder!« fiel ihm Jakob in die Rede. »Wie es bei den Brüdern ist, weiß ich nicht; aber mir fällst du sicher nicht zur Last: was ich für dich thun kann, soll herzlich gerne und mit Freuden geschehen. Gott hat mit irdischem Gut mich reichlich gesegnet, und ich freue mich dessen heute mehr als je, da es mir dadurch vergönnt ist, dir, lieber Georg, in der Noth beizuspringen. Bleibe also bei uns, bis sich eine andere, bessere Aussicht dir eröffnet. Die brüderlichste Liebe, die zärtlichste Sorgfalt sollst du gewiß nie vermissen. Hast du jedoch vielleicht andere Pläne, so sage offen, worin ich dir helfen kann.«

Georg war von diesen liebevollen Worten im Innersten bewegt, und Thränen glänzten in seinen Augen. Er trat auf Jakob zu, und seine Hand ergreifend, sagte er: »Ja, du bist ein guter, lieber, redlicher Bruder! Wären die andern Brüder doch nur halb so gut! Aber bei ihnen habe ich keine fühlenden Herzen gefunden. Ich muß dir nur gestehen, lieber Jakob, ich war schon bei unsern zwei unnatürlichen Brüdern; sie wiesen mich als einen Bettelkerl ab, und sprachen: sie wollten keinen Tagedieb ernähren; ich sollte wieder Soldat werden, da wäre mir genug geholfen, denn zu etwas Besserem taugte ich doch nicht u. s. w. Doch die Thoren werden ihre abscheuliche Härte gewiß bereuen! Dein Anerbieten aber, guter Jakob, nehme ich mit wärmstem Danke an.«

Jakob und seine Frau besänftigten ihn hinsichtlich der Brüder so gut sie konnten, und freuten sich im

Uebrigen sehr, daß er geneigt war, ihr Anerbieten anzunehmen. Sie wollten, er sollte nun gleich bei ihnen bleiben.

»Geliebte Freunde,« sagte Georg, »heute kann dieß noch nicht geschehen; aber morgen komme ich, um auf immer bei euch zu seyn, und ich hoffe, daß wir noch recht glückliche Tage miteinander verleben werden.« Mit diesen Worten nahm er herzlichen Abschied, und war bald ihren Blicken entschwunden.

Den folgenden Mittag, als Jakob mit seiner Familie sich zu Tische setzen wollte, und eben davon die Rede war, warum doch Bruder Georg noch nicht gekommen sey, fuhr ein prächtiger Wagen vor dem Hause vor, und es ward unserm Jakob die Ankunft eines vornehmen Herrn gemeldet, der ihn zu sprechen verlange. Als er voll Verwunderung hierüber hinauseilte, kam der Gemeldete ihm bereits mit ausgebreiteten Armen entgegen. Es war Bruder Georg. »An mein Herz, geliebtester, theuerster Bruder!« rief er, Jakob mit Thränen umarmend, aus. Die Familie war ganz starr vor Verwunderung, und wußte nicht, was sie sagen sollte. »Ich bin,« hob Georg an, nachdem er sich eine Zeitlang an der Verwirrung und dem Erstaunen der Familie ergötzt hatte, »der gestrige arme Bruder Georg, heute aber der reiche und mit Glücksgütern überhäufte, der nun brüderlich mit dir theilen will. Der Schiffbruch war erdichtet; alle meine Schätze sind längst in sicherm Hafen geborgen.«

Nun gestand er der Familie, die sich nach und nach von ihrem Erstaunen erholt hatte, wie er diese Verstellung angenommen habe, um die würdigsten seiner Brüder kennen zu lernen. Leider sehe er, daß er künftig nur einen einzigen lieben könne. »Ich mußte übrigens,« fügte er hinzu, »als ihr gestern alle so herzlich und liebevoll

waret, recht an mich halten, um mich nicht zu verrathen. Einige Male war ich nahe daran. Doch ich wollte eure edlen Gesinnungen ganz kennen lernen, und dachte mir die spätere Entdeckung dann um so schöner und freudiger. So empfanget denn den Lohn eurer Güte und eures Edelmuthes!«

Auf einen Wink brachten jetzt zwei Diener eine Kiste in das Zimmer, angefüllt mit Kostbarkeiten aller Art. Diese vertheilte Georg als vorläufige Geschenke an die Familie. Man setzte sich nun zu Tische. Alles war fröhlich, am fröhlichsten Georg. Er erzählte jetzt, daß er bereits vierzehn Tage hier sey, und daß er in dieser Gegend ein großes Gut für 50,000 Thaler gekauft habe; eine zweimal so große Summe habe er noch in der englischen Bank stehen, die er nach und nach herauszuziehen entschlossen sey, um sie in seiner Vaterstadt anzulegen. »Ich war anfangs Willens,« so schloß er, »dich, lieber Jakob, als Aufseher auf dem Gute anzustellen, und dann erst mich dir zu erkennen zu geben. Aber ich habe für passend befunden, meinen Entwurf zu ändern, und einen so lieben, edlen Menschen und Bruder noch besser zu belohnen. Ich schenke das gekaufte Gut dir und deinen Erben, und mache dich zum unumschränkten Gebieter dieser großen Besitzung. Und nun hoffe ich, du wirst dieselbe auch bald einmal mit mir in Augenschein nehmen.«

Nachmittags wurde die Verwandlung des armen Georgs im Städtchen bekannt, und nun eilten die beiden schlechten Brüder voll Bestürzung herbei, fielen Georg zu Füßen, bekannten demüthigst ihren Fehler, und baten um Verzeihung ihres lieblosen Benehmens. Georg handelte im Geiste seines göttlichen Lehrmeisters; er vergalt nicht Böses mit Bösem, sondern nachdem er ihnen ihr unbrüderliches Betragen ernst verwiesen hatte,

reichte er ihnen Hand und Mund zur Versöhnung, verbesserte freigebig ihre Lage, und schenkte jedem ihrer Kinder eine nicht unbedeutende Summe, welche bis zu ihrer einstigen Versorgung auf Zinsen gelegt werden sollte. Dann aber zog er mit seinem lieben Jakob auf dessen schönes Landgut, wo er in Friede und Liebe selige Tage verlebte bis in das hohe Greisenalter.

6.

Attalus und Meno,

oder

der Wiedergeborne.

In der Gegend von Antiochia in Syrien lebten zwei Familien von Alters her in bitterer Feindschaft, welche die Söhne von den Eltern ererbt hatten. Die beiden Hausväter Attalus und Meno fügten einander jedes Herzeleid zu, wie sie vermochten, und ihre Erbitterung wuchs mit jeglichem Tage.

Meno aber hatte einen Sklaven, der war ein Jünger des Herrn und wandelte würdiglich dem Evangelio, und war getreu in allen Dingen, also daß Meno ihn lieb gewann und über sein ganzes Hauswesen setzte. Und in Allem, was Silas — so hieß der Sklave — that, war Gott mit ihm und segnete das Haus seines Herrn um seinetwillen. Deßhalb unterredete Meno sich oft mit seinem Hausvogt, und dieser gewann sein Herz also, daß er gläubig wurde und sich taufen ließ auf den Namen des Herrn.

Von nun an wurde Meno ein ganz anderer Mensch

denn zuvor, und redete kein böses Wort von Attalus, seinem Feinde, obwohl dieser ihn noch mehr haßte und verfolgte, und ihm täglich neues Herzeleid zufügte.

Durch solche Sanftmuth war Attalus noch mehr erbittert, und er dingete böse Menschen, die mußten Menos Garten verwüsten in der Nacht, und seine schönsten Bäume zerstören, die er selbst gepflanzt hatte und besonders werth hielt.

Da traten Menos Freunde zu ihm und sprachen: »Wirst du das ungerochen lassen, so wird er noch Schlimmeres beginnen.«

Meno aber antwortete ihnen und sprach: »Die Bosheit ist bei Nacht geschehen, er wird sie leugnen. Mir aber dienet es zur Uebung in der Geduld. Hat mich doch früherhin derselbe Geist erfüllt.«

Bald darnach brachten die Freunde zwei von den bösen Buben, die Attalus erkauft hatte, den Garten zu verwüsten, und die Freunde sprachen: »Diese haben es gestanden, nun kannst du die Strafe an ihm nehmen.« Aber Meno antwortete: »Ich habe ihm vergeben, und will der Bitterkeit in meinem Herzen nicht Raum lassen, obwohl es mich schmerzet um der Bäumchen willen.« — Darüber zürnten Menos Freunde.

Einige Zeit nachher ward das Haus des Attalus von einer heftigen Feuersbrunst ergriffen. Meno eilte mit allem seinem Gesinde herbei und rettete zwei Kinder seines Feindes aus den Flammen. Darauf trat er zu Attalus, reichte ihm die Hand und sprach: »Ach, laß nicht ferner Feindschaft seyn zwischen mir und dir, und zwischen meinem Hause und deinem Hause.« Und Meno erbot sich ihm zum Beistande bei dem neuen Bau seines zerstörten Hauses.

Aber Attalus wandte sich hinweg und ergrimmete

im Geist und sprach: »Die Feuersbrunst ist Menos Werk!« und Viele glaubten seinen Worten.

Solches betrübte das Herz des Mannes über die Maßen, und seine Freunde sprachen: »Laß den Bösewicht, und übergib ihn dem Satan!«

Meno aber sagte: »Er ist ein Mensch und trägt ein zerrissenes menschliches Herz in seinem Busen. Ich will ihm nicht fluchen.«

Nach einiger Zeit verlor Attalus sein ganzes Vermögen, und ward sehr arm und litt Noth mit Weib und Kindern, und Attalus selbst ward krank vor Noth und Kummer.

Da faßte Meno ein Herz und ging wieder zu ihm und sprach: »Ach, Attalus, laß nicht ferner Zwiespalt seyn zwischen mir und dir, sondern laß uns einander die Hände reichen, bevor sie erkalten. Siehe, was mein ist, sey auch dein! So laß uns brüderlich mit einander wandeln.«

Als Attalus diese Rede vernommen, sah er Meno an mit hohlen Augen und verzerrete sein Angesicht und wandte sich hinweg. Sein Weib und die Kinder aber weinten, und Meno weinete auch.

Da verhöhneten Meno seine Freunde und sagten: »Jetzt hat sich dein Herz an dem Unwürdigen erschöpft; was wirst du ferner an ihm thun?«

Meno antwortete und sprach: »Mir bleibet nur übrig, für ihn zu beten.« Und Meno unterstützte Attalus und sein Haus heimlich, also daß sie keinen Mangel hatten.

Nach diesen Tagen ward Attalus kränker und verschied. Als Meno solches vernahm, weinete er um ihn, und begleitete ihn zu Grabe, und ward der Tröster der Wittwe und Waisen.

Die Leute aber sprachen: »Wie vermag ein Mensch solches zu thun?« Sie kannten aber den Geist nicht, der in ihm wohnte.

7.

Der Dragoner von Vincennes.

Vielwisserei mißfällt an Frauenzimmern, aber noch mehr empört an ihnen Unwissenheit und Roheit. Das weibliche Geschlecht soll durch einfache, natürliche Bildung und sanftes, bescheidenes Wesen sich auszeichnen, im stillen häuslichen Kreise sein Glück, seine Welt finden, und die männlichen Beschäftigungen und Hantirungen auch den Männern überlassen. Nur so erfüllt es seine Bestimmung, und entgeht Beschämungen, wie solche in nachstehender Erzählung Cornelien zu Theil wurden.

Francastel, ein vormaliger Ingenieuroffizier, war, nach einer zehnjährigen Abwesenheit, von weiten Reisen über's Meer zurückgekommen, und bewohnte seit kurzem ein schönes Landhaus nahe bei dem Schlosse Vincennes, wo er im Wohlstande die Früchte seines langen Dienstes genoß, und die Erziehungsfehler seiner einzigen Tochter Cornelie zu verbessern strebte: denn bis jetzt zeigte sie sich seines Namens noch nicht würdig. Freilich war ihre Mutter kurz nach des Vaters Abreise gestorben, und sie im vierten Jahre der Frau eines Schloßwächters von Vincennes anvertraut, also gleichsam in einer Wachtstube erzogen, und von Kindheit auf an einen so rauhen Ton, so seltsame Ausdrücke gewöhnt worden, daß Francastel, trotz der sorgfältigsten Bemühungen, diese ersten Eindrücke nicht vertilgen konnte.

Sie schleppte die schwersten Dinge, zankte sich weidlich mit den Kindern im Dorfe, balgte sich mit ihnen, kam ohne Kopfzeug, mit beschmutzten, zerrissenen Kleidern nach Hause, kletterte auf steile Felsen, auf Mauern und hohe Bäume, um wilde Früchte zu naschen oder Vogelnester auszunehmen, holte Dünger aus dem Viehstalle, trug ihn in den Garten, arbeitete dort mit Schaufel und Hacke, zertrat und zerhackte auch wohl, was ihr in den Wurf kam, fütterte die Pferde selber, schwang sich ohne Sattel darauf, ritt im vollen Galopp jauchzend durch das Dorf, und erlangte auf diese Weise den Beinamen: Dragoner von Vincennes.

Oft leuchteten jedoch, mitten durch diese Roheit, die angebornen Eigenschaften ihres Herzens hervor, und erwarben ihr Verzeihung für jene.

Wenn es Streit im Dorfe gab, so mischte sie sich stets darein, stand aber immer den Schwächern bei, und gewöhnlich stiftete sie Versöhnung. Armen, Kranken, oder Verstümmelten, die nicht arbeiten konnten, trug sie alles Mögliche zu, und beraubte sich nicht selten ihrer eigenen Kleidung, um den Dürftigen damit zu bedecken, oder eine Wunde zu verbinden. Gewöhnlich sah man sie in Mannskleidung, oder in Amazonentracht, mit der Jagdflinte in der Hand, der Waidtasche auf dem Rücken, und wenn sie, so herausstaffirt, allenfalls einen Wagen antraf, der irgendwo stecken geblieben, so half sie schieben und heben, bis er wieder flott war; an die Gefahr, sich vom Kopfe bis zum Fuße zu besudeln, sich die Hände zu schinden, oder den Arm zu quetschen, dachte sie nicht.

Hatte ein junger Hirt in dem unermeßlichen Walde von Vincennes ein Lamm verloren, so durchstrich sie den Wald, den sie besser kannte, als irgend Jemand, und ruhte nicht eher, bis sie das Verlorne gefunden hatte.

Kurz, sie war eine unbegreifliche Mischung von Sanftmuth und Roheit, von Geduld und Lebhaftigkeit. Ihre Sprache, ihre Manieren stießen zurück, ihre Güte, ihre Offenheit und Dienstfertigkeit gewannen alle Herzen. Sie war schön, obgleich von der Sonne gebräunt, und besonders nahmen ihre Züge ein, weil ihr gutes Herz in ihnen sich abspiegelte. Ein schlanker Wuchs zeichnete sie aus. Durch Uebung hatte sie ihre Kraft dermassen gestärkt, daß sie, kaum der Kindheit entwachsen, schon völlig ausgebildet schien.

Francastel gab sich alle ersinnliche Mühe, den seltsam wilden Charakter seiner Tochter zu bezähmen, der sich mit ihrem Geschlechte so wenig vertrug. Er brachte sie in die besten Erziehungsinstitute von Paris; aber sie kletterte über die Gartenmauer, und lief nach Vincennes zurück. Er gab ihr eine ehrwürdige Gouvernante; aber Cornelie machte sich lustig über sie, und wußte sich beständig deren Wachsamkeit zu entziehen. Ließ man einen Bedienten ihr von weitem folgen, so machte sie sich den Spaß, ihn im Walde irre zu führen, bis er athemlos nicht weiter konnte und sie aus den Augen verlor.

Jagen, Graben, Laufen, Springen, Reiten, und überall sich einfinden, wo die Armuth seiner bedurfte, das waren die täglichen Beschäftigungen des Dragoners von Vincennes. Nähen, Stricken, Zeichnen, Musiciren, und besonders der mindeste Anschein von Studiren, war ihm dagegen eine unerträgliche Qual, und so befand er sich beim Eintritt in sein fünfzehntes Jahr noch völlig unwissend; ja er konnte nicht einmal lesen. Francastel, von der Fruchtlosigkeit aller seiner Bemühungen und väterlichen Warnungen überzeugt, beschloß endlich, Corneliens Aenderung von der Zeit und ihrer eigenen Ueberlegung zu erwarten. Er stellte sich, als wolle er sie ganz sich

selbst überlassen, und als lache er herzlich mit über ihre wilden Streiche. So verging eine geraume Zeit; da kam ihm der Zufall zu Hülfe, der oft mehr bewirkt, als die bestberechneten Entwürfe, und verschaffte ihm Gelegenheit, die Soldatensitten seiner Tochter mit Vortheil zu bekämpfen.

Das Schloß von Vincennes war seit mehreren Monaten wieder ein Staatsgefängniß geworden. Eines Abends, als Cornelie von der Jagd zurückkam, und in ihrer Waidtasche Hasen, Wachteln und Rebhühner trug, wurde sie am Fuße des großen Thurmes, an dem sie vorüberging, ein Körbchen gewahr, welches zwischen den eisernen Stäben eines Fensters längs der Mauer an einem Bande herabgelassen wurde, das aus vielen kleinen, zusammengeknüpften Streifen von Leinwand bestand. Sie stutzt, wartet, bis sie das Körbchen erreichen kann, schaut hinein, und findet ein Billet, dessen sie sich begierig bemächtigt. »Vermuthlich,« sagte sie, »erwartet man irgend einen Dienst, oder man wünscht Jemanden irgend eine wichtige Nachricht mitzutheilen. — Sapperment! wer doch lesen könnte! — Pfui schäme dich! du bist so alt, die Tochter eines Ingenieurhauptmanns, und kannst noch nicht einmal lesen! Wer weiß, ob der unglückliche Gefangene, der meines Beistandes bedarf, nicht gerade nur diese einzige Minute sein nennen darf? — Sapperment! warum kann ich nicht lesen!« —

Gar zu gern hätte sie Hülfe geleistet. Aber so viel begriff sie wohl, daß es gefährlich seyn würde, den Ersten Besten zum Vertrauten ihres Abenteuers zu machen, und sie beschloß, Niemanden als ihrem Vater das Billet lesen zu lassen. Hastig lief sie zu ihm, erzählte, was ihr begegnet, und lieferte das Billet ihm aus. Es enthielt blos die Zeilen: »Darf ein alter General hoffen, daß Sie »den Muth haben werden, ihm einen Dienst zu erzeigen?«

»Sapperment ja! ich werde den Muth haben!« rief Cornelie dazwischen. »Antworten Sie mir, ich bitte flehent»lich, am Rande dieses Billets, und zum Signal zupfen »Sie leise an dem Körbchen, das Ihre Antwort mir »bringen wird.«

»Vater! schreib' flugs in meinem Namen: Sie können auf mich zählen.« »Halt, halt, meine Tochter! einen Augenblick Ueberlegung. Unglücklichen beistehen, ist ohne Zweifel eine heilige Pflicht; aber mit einem Staatsgefangenen sich einlassen, ohne zu wissen, wer er ist, was er vorhat, was er begehrt —?« »Ei, was kümmert's mich? Er bedarf meiner, es ist die Rede von einem wichtigen Dienste, wer kann da widerstehen? Denke dir, Vater, du wärest an der Stelle dieses Generals, wie schmerzlich würde eine abschlägige Antwort dich kränken? — Verhindere mich nicht, Gutes zu thun. Antworte geschwind! ich bitte dich. — Daß ich auch weder lesen noch schreiben kann!«

Francastel, durch die großmüthige Hitze seiner Tochter verleitet, und über einem Entwurfe brütend, dessen Ausführung den stärksten Eindruck auf sie machen sollte, schrieb die von ihr begehrten Worte an den Rand des Billets, und Cornelie lief außer Athem zu dem Thurme, zupfte an dem Körbchen, nachdem sie das Billet hineingelegt, sah es aufsteigen, und wenige Augenblicke nachher wieder herunterkommen. Dießmal lag ein Packet unter fliegendem Petschaft darin, welches Cornelie abermals ihrem Vater brachte. Von außen standen die Worte darauf: »Lesen Sie es, und der Himmel vergelte Ihnen!« Francastel öffnete das Packet. Es enthielt ein Miniaturportrait eines ehrwürdigen Greises in Generalsuniform, und einen Brief, der also lautete:

»Meine geliebte Tochter! Einer unserer Ge-

»fangenen hat so eben dieses Portrait vollendet, welches »ich bei unserer ersten Zusammenkunft Dir zustellen wollte. »Da aber Deine Krankheit mich so lange des Glückes, »Dich zu sehen, beraubt, so habe ich versuchen wollen, es »Dir zu Deinem Geburtstage zu übersenden. Möchte »meine Hoffnung mich nicht täuschen! Das Mittel, des- »sen ich mich bediene, ist ein halbes Wunder. So scharf »diese Festung auch bewacht wird, so wird sie doch bis- »weilen von Schutzengeln der Unglücklichen umschwebt, »und einer dieser Schutzengel will bei Dir mein Dolmet- »scher seyn. Segne ihn, wie ich ihn segne. Küsse Dei- »nen alten Vater in diesem Bilde. Höre nicht auf, ihn »zu lieben. Fasse Muth, vertraue auf Gott, und glaube, »daß unter einem gerechten Monarchen die Unschuld früh »oder spät über die Verleumdung triumphirt. Der Ge- »neral S**.« Nachschrift: »Ich habe keine Bücher, keine »Blumen, keine Früchte mehr.« Die Adresse lautete: »An die Gräfin von *** in der Straße St. Dominique Nr. 14.«

»Ich schwinge mich sogleich zu Pferde, und sprenge hin!« rief Cornelie. »Sachte, sachte, meine Tochter! bedenke, daß eine einzige Uebereilung deinen Schützling und uns obendrein in's Verderben stürzen kann. Ich kenne deine Unbesonnenheit. Zu dieser Gräfin, deren Namen wir heute zum ersten Mal hören, muß man mit Vorsicht zu gelangen suchen; man muß ihr Zartgefühl schonen. Nur ich übernehme diese Botschaft.« »Daran erkenne ich dich!« erwiederte Cornelie, und bedeckte ihn mit Küssen. »Geh', geh', mein guter Vater, bringe der Tochter meines lieben Gefangenen Frieden und Gesundheit; ich will ihn indessen mit Allem versorgen, was er bedarf.«

Francastel begab sich auf den Weg nach Paris, und Cornelie lief in den Garten, pflückte die schönsten

Blumen und Früchte, that mehrere Bücher aus ihres Vaters Bibliothek hinzu, lief zum Thurme, und ließ das Körbchen, mit ihren Gaben belastet, mehr als einmal hinaufsteigen. Aber da die Unwissenheit des Dragoners von Vincennes der Güte seines Herzens gleich kam, so fand der arme Gefangene zu seiner Unterhaltung keine andern Bücher, als eine Abhandlung von der Wappenkunde, und ein paar alte Kalender. Cornelie hatte nämlich die ersten besten Bücher ergriffen, die ihr in die Hände fielen.

Der General erstaunte. Er glaubte anfangs, man wolle seiner spotten, und fing an zu fürchten, er habe sein Vertrauen übel an den Mann gebracht. Wenn er aber wieder die schönen Früchte und Blumen betrachtete, so konnte er doch nicht zweifeln, daß man es gut mit ihm meine. Cornelie dagegen war der festen Ueberzeugung, ihre Sachen vortrefflich gemacht zu haben, und trollte sehr zufrieden nach Hause.

Francastel kehrte zurück, und theilte mit seiner Tochter die rührende Freude, welche er eingeflößt und mitempfunden, die Segnungen, mit welchen er überschüttet worden. Er brachte dem alten General einen Brief, den Cornelie am andern Abend zur gewohnten Stunde bestellen, und mit neuen Geschenken von Blumen und Früchten begleiten wollte.

Francastel hatte während seiner Abwesenheit den Entwurf in's Reine gebracht, wie er Cornelien das, wodurch ihr Geschlecht so sehr geziert wird, Sanftmuth und ein sittsames, gefälliges Betragen, einflößen wollte. Als ein alter verdienter Offizier gehörte er zu dem gesellschaftlichen Zirkel des Gouverneurs von Vincennes. Er nahm die Zeit wahr, wo Cornelie zu dem Thurme ging, um den Gouverneur zu bitten, daß er seine

väterlichen Absichten unterstützen wolle. Welcher Anstrengungen, welcher Opfer wäre ein Vaterherz nicht fähig! Cornelie hatte indessen ihren Auftrag ausgerichtet, und kehrte lustig heim. Unter dem Arme trug sie 5 bis 6 Bücher, die der Gefangene mit folgendem Billet herabgelassen hatte: »Ich gebe Ihnen Ihre Bücher zurück. »Ich bin schon zu alt, um die Wappenkunde zu studiren, »und in alten Kalendern finde ich nur die glücklichen »Tage, die mir entflohen sind.« Francastel, nachdem er das Billet gelesen hatte, warf einen Blick auf die Bücher, lachte aus vollem Halse, und erklärte Cornelien ihren Mißgriff. »Wie?« sagte sie, erröthend vor Aerger und Scham, »ich habe dem ehrwürdigen Greise alte Kalender geschickt? Er muß geglaubt haben, ich wollte seiner im Unglück spotten! — Sapperment! warum kann ich denn nicht lesen?«

»Ich bin nicht Schuld daran,« antwortete Francastel sehr ernst; »ich habe Alles gethan, was Geduld und väterliche Zärtlichkeit nur einflößen können, um dich der schimpflichen Unwissenheit zu entreißen.«

»Sey nicht böse, Väterchen,« erwiederte Cornelie; »man weiß wohl, daß du dir nichts vorzuwerfen hast. Es ist peinlich für dich, und empörend für Jedermann; ich fange an, das einzusehen. Ach, wenn ich die verlorne Zeit wieder einbringen könnte! Wenn mein Köpfchen nur Einmal unter der Herrschaft meines Herzens stünde!« Sie sprach diese Worte mit so vieler Wärme und Treuherzigkeit, daß ihr Vater die günstigsten Vorbedeutungen daraus zog.

Am andern Morgen beim Frühstück knüpfte er das Gespräch wieder an, und schilderte die Vortheile einer guten Erziehung, die Eigenschaften, die ein Frauenzimmer liebenswürdig machen, als plötzlich der Gouverneur

mit finsterer, geheimnißvoller Miene hereintrat, und insgeheim mit Vater und Tochter zu sprechen begehrte. Man verschloß die Thüren, und nun erklärte der Gouverneur, es thue ihm leid, ihnen die Befehle mittheilen zu müssen, die er so eben empfangen habe. Er zog ein Papier aus der Tasche, welches er Francastel überreichte, der den Erschrockenen spielte und Folgendes las: »Da wir in »Erfahrung gebracht haben, daß der Hauptmann Fran»castel, zuwider dem Verbot, mit den Staatsgefangenen »von Vincennes die geringste Gemeinschaft zu haben, ge»heime Briefe nach Paris bestellt, und die Antworten »abliefert, letzteres durch Demoiselle Cornelie Fran»castel, seine Tochter, welche noch gestern Abend am »Fuße des großen Thurmes gesehen worden, wie sie »mehrere Effekten in einem Korbe hat aufziehen lassen: »so befehlen wir dem Gouverneur von Vincennes, sich »dieser beiden Personen zu bemächtigen, sie in die Festung »zu sperren, und verborgen zu halten bis zu strenger »Untersuchung. Der Kriegsminister.«

»Ist es denn ein Verbrechen,« rief Cornelie mit funkelnden Augen, »einem ehrwürdigen Greise beizustehen? ein Opfer der Verleumdung in Schutz zu nehmen? — Uebrigens bin ich allein die Strafbare, und mein Vater kann nicht entgelten, was nur ich gethan habe, und jeden Augenblick wieder thun würde!«

»Wozu würde es dienen, wenn wir leugnen wollten, daß ich dein Mitschuldiger bin?« sagte Francastel mit verstellter Resignation. »Dem wachsamen Auge der Regierung entgeht nichts. Es ist nur zu wahr, daß ich Brief und Portrait selbst nach Paris gebracht; ich habe gefehlt, und werde meine Strafe mit dem Muthe eines alten Soldaten zu tragen wissen. Herr Gouverneur! ich bin bereit, Ihnen zu folgen.«

»Du, mein Vater, in's Gefängniß? Ich sollte das leiden? — Sapperment! wenn ich einen Säbel erwische —!«

»Keine Widersetzlichkeit, Mademoiselle,« unterbrach sie der Gouverneur, »oder Sie würden mich nöthigen, Gewalt zu brauchen, und ein Aufsehen zu erregen, welches zu vermeiden ich Ihnen so eben einen Vorschlag thun wollte.«

»Welchen?« fragte Francastel.

»Es wird Ihnen leicht werden, irgend eine Reise vorzuschützen; Sie nehmen Ihre Tochter mit. Vor den Augen von Vincennes reisen Sie auch wirklich ab; in Paris jedoch machen Sie Halt, und diese Nacht, Punkt 11 Uhr, kommen Sie auf's Schloß, wo ich Sie beide erwarte. Ich vertraue Ihrer Rechtlichkeit, und Sie sind bis dahin mein Gefangener auf Ehrenwort.«

Francastel reichte dem Gouverneur die Hand, versprach pünktlich zu erscheinen, und dankte ihm für den Antheil, den er in dieser Lage ihm bezeige.

»Also Punkt 11 Uhr!« wiederholte der Gouverneur, indem er ging. »Ich werde selbst bei der Schildwache seyn, und Sie, ohne daß Jemand erfährt, wer Sie sind, nach dem Ihnen bestimmten Zimmer führen.«

Als Cornelie mit ihrem Vater allein war, überließ sie sich der Verzweiflung. »Ich bin es,« schluchzte sie, »die zum Lohne für alle deine Liebe und Zärtlichkeit dich um deine Freiheit bringt, vielleicht gar dein Leben verkürzt! Ich habe mich vor dem verwünschten Gouverneur des Weinens enthalten, um ihm zu zeigen, daß ich auch Kraft und Muth habe, wie mein Vater, aber jetzt muß ich weinen. Reue und Wuth pressen mir diese Thränen aus. — O mein Vater! ich leide unaussprechlich!«

»Man muß sich darein schicken,« antwortete Francastel; »ich hatte freilich nicht erwartet, in meinem 62sten

Jahre, nach so langen, treuen Diensten, als ein Verbrecher — Doch weg mit diesen marternden Vorstellungen! Laß uns an unsere Abreise denken.«

Cornelie, in Thränen gebadet, raffte in Eile Alles zusammen, was sie nöthig hatte. Ihr Vater packte seinen Koffer, bestellte Postpferde, sagte seinen Leuten und Nachbarn, daß er mehrere Festungen besuchen müsse, und fand sich zur bestimmten Stunde mit Cornelien im Schlosse ein. Diese brachte die erste Nacht ihrer Gefangenschaft in der schrecklichsten Bewegung zu, sich unaufhörlich das Unglück ihres Vaters vorwerfend und den Entschluß fassend, ihn keinen Augenblick zu verlassen. Am andern Morgen begann ihr Vater sie zu trösten, zu ermuntern; und als sie schwur, sie werde sich nimmer darüber trösten, ihren geliebten Vater der Freiheit beraubt zu haben, sagte er: »Es wird nur von dir abhängen, meine Tochter, mich reich dafür zu entschädigen, und zu machen, daß ich meine Gefangenschaft segne. Nimm Unterricht von mir, laß uns die Zeit, die wir hier verweilen müssen, auf die Bildung deines Geistes verwenden, und ich verspreche dir, daß wir hinter diesen dicken Mauern Freuden finden werden, die du nicht ahnest.«

»Du kommst meinen Wünschen zuvor!« rief Cornelie, ihn umarmend. »Von heute an bin ich deine gehorsame Schülerin. Ich will Alles thun, um mich des Namens deiner Tochter würdig zu machen, und dir die Gefangenschaft zu versüßen.« Sie hielt Wort. Die »Sapperment!« die »alle Teufel!« und was dergleichen mehr ihr sonst alle Augenblicke entfuhr, besudelten ihre Lippen nicht mehr. Ihre Mannstracht, selbst ihr Amazonenkleid machten einer weiblichen, anständigen Kleidung Platz. In weniger als drei Monaten lernte sie die Lehren unserer heiligen Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen. Dann fing sie

an Geschichte, Sprache und Erdbeschreibung zu studiren, machte hierin reißende Fortschritte, und fand täglich höhern Genuß in den erworbenen, so lange entbehrten Kenntnissen. Nach und nach wurde ihr Anstand edel und bescheiden, ihre Manieren sittsam, ihre Stimme sanft und einschmeichelnd. Kurz, in sechs Monaten war sie völlig verwandelt, und gleichsam zum zweiten Mal geboren.

Jetzt erklärte der Gouverneur, er habe Befehl erhalten, ihre Gefangenschaft so viel möglich zu erleichtern. Sie durften spazieren gehen, und wurden auch zu seinen Gesellschaften eingeladen, wo Cornelie unvermerkt den Ton der gebildeten Welt lernte. Sehr schmeichelhaft war es ihr, daß auf ihr inständiges Bitten ihr vergönnt wurde, den ehrwürdigen Gefangenen zu besuchen, für den sie so viel unternommen. Dieser, überzeugt, er sey die Ursache von dem Verluste ihrer Freiheit, konnte keine Worte finden, ihr seinen Kummer darüber und seine Dankbarkeit auszudrücken. Es war ihm unbegreiflich, wie man wegen Bestellung eines so unbedeutenden Briefes ein junges Mädchen so hart habe strafen, sogar ihren Vater darein habe verwickeln können.

Der Gouverneur schwieg bei solchen Klagen, und verbiß ein Lächeln. Er erlaubte, daß der General, Francastel und seine Tochter täglich beisammen seyn durften, wobei Cornelie unendlich gewann: denn jener liebenswürdige, sehr unterrichtete Greis vervollkommnete ihre Kenntnisse immer mehr und mehr, und pflegte sie nur sein liebes Schlachtopfer zu nennen.

Einige Monate später wurde, wie er's vorausgesagt, seine Unschuld erkannt, und der Gouverneur trat freudig in sein Zimmer, um ihm seine Freiheit anzukündigen.

»Meine erste Sorge wird seyn,« sagte der General

zu Francastel und Cornelien, welche, eben zugegen, ihn beglückwünschten, »auch Ihre Freiheit zu erlangen.«

»Man ist Ihren Wünschen zuvorgekommen,« antwortete der Gouverneur, »denn ich habe Befehl erhalten, auch den Herrn Hauptmann nebst seiner Tochter auf freien Fuß zu stellen.«

»Mein Vater ist frei!« rief Cornelie entzückt.

»Er ist es immer gewesen,« erwiederte der Gouverneur; »nur seine Zärtlichkeit für Sie hat ihn zu meinem Gefangenen gemacht.«

Nun klärte sich Alles auf; Cornelie erfuhr das große Opfer, welches die Vaterliebe ihr gebracht. Sie sank zu ihres Vaters Füßen, sie hatte keine Worte, sie stammelte, sie schluchzte. Francastel drückte sie an sein Herz und schwur, dieß Jahr der Gefangenschaft sey das schönste seines Lebens gewesen. Der General, von dieser Scene tief gerührt, mischte seine Liebkosungen in die des Vaters, und widmete dem edlen Manne seine ganze Freundschaft.

Cornelie fuhr fort, ihren Geist auszubilden, und alle weiblichen Tugenden sich anzueignen. Man rühmte sie als ein Muster der Sanftmuth und weiblichen Grazie, und der glückliche Vater sagte oft, wenn er seinen freudetrunkenen Blick auf die verwandelte Tochter heftete: »Wer sollte es glauben, daß sie einst der Dragoner von Vincennes war?«

8.

Die Sünde.

Erich, der Sohn frommer und liebevoller Eltern, feierte an einem schönen Herbsttage seinen zwölften Geburtstag. Seine Eltern hatten ihn reichlich beschenkt mit

mancherlei Gaben, und ihm erlaubt, eine Gesellschaft seiner Freunde zu sich einzuladen.

Sie spielten zusammen in dem geräumigen Garten, in welchem auch Erich sein besonderes Gärtchen hatte mit Blumen und Obstbäumen. An der Mauer des Gartens aber standen etliche junge Pfirsichbäume, welche die ersten Früchte trugen. Diese begannen zu reifen, und durch den zarten Flaum, der sie bedeckte, schimmerten schon die röthlichen Wangen. Der liebliche Anblick reizte die Lust der Knaben.

Aber Erich sagte: »Diese Pfirsiche zu berühren hat mir der Vater verboten; es sind die ersten Früchte der Bäumchen; auch hab' ich mein eigen' Gärtchen mit allerlei Früchten. Kommt Alle von hinnen! sie möchten uns reizen.«

Da sprachen die Knaben: »Was hindert's, daß wir sie kosten! Heute bist du Herr des Gartens und kein Anderer. Ist nicht dein Geburtstag und bist du nicht ein Jahr älter geworden? Du wirst doch nicht immer ein Kind seyn, so man leitet und gängelt. Komm' nur einmal in unsern Garten! Da wehret uns Niemand...« So redeten die Knaben.

Erich aber sagte: »Ach nein, kommet mit mir, der Vater hat es verboten.« — Da antworteten die Knaben: »Dein Vater siehet es nicht; wie will er's erfahren? Und frägt er, so sagst du, du wissest es nicht.«

»Pfui,« antwortete Erich, »da müßt' ich ja lügen, und die Schamröthe meiner Wangen würde mich bald verrathen.«

Da sagte der Aelteste: »Erich hat Recht. Hört, ich weiß ein anderes Mittel. Sieh, Erich, wir wollen sie pflücken; dann kannst du darauf schwören, du hättest es nicht gethan.« Dem stimmten Erich und die Andern

bei, und brachen die Früchte, und verzehrten sie untereinander.

Als nun die Dämmerung kam, gingen die Knaben nach ihrer Heimath. Erich aber blieb noch im Garten, denn er scheute das Angesicht seines Vaters, und wenn er die Thüre des Hauses hörte, erschrak er, und es grauete ihn in der Dämmerung.

Da kam der Vater selbst, und als Erich seinen Fußtritt vernahm, lief er eilends gegen die andere Seite des Gartens, wo sein eigenes Gärtchen war. Der Vater aber ging und sah, wie sie die Bäumchen beraubt hatten, und rief: »Erich! Erich! wo bist du?« — Als der Knabe seinen Namen hörte, da erschrak er noch mehr und zitterte.

Aber der Vater kam zu ihm und sprach: »Ist das dein Geburtsfest und mein Dank, daß du meine Bäumchen beraubtest?«

Erich antwortete darauf und sprach: »Ich habe die Bäume nicht angerührt, mein Vater. Vielleicht hat es einer der Knaben gethan.«

Da führte ihn der Vater in das Haus und stellete Erich vor sich in der Helle des Lichtes, und sagte zu ihm: »Willst du deinen Vater noch täuschen?«

Da erblaßte der Knabe und zitterte, und gestand es dem Vater mit Thränen und Flehen.

Der Vater aber sagte: »Von nun an bleibt dir der Garten verschlossen!«

Darauf wandte sich der Vater. Erich aber konnte die ganze Nacht nicht schlafen: ihn grauete im Dunkeln; er hörte das Pochen seines Herzens, und wenn er schlummerte, erschreckten ihn die Träume. Es war die schlimmste Nacht seines Lebens. — —

Des andern Tages erschien Erich blaß und verzagt, und die Mutter jammerte des Knaben. Darum sprach sie zu dem Vater: »Siehe, Erich trauert und ist sehr bekümmert, und der verschlossene Garten ist ihm ein Bild des verschlossenen Vaterherzens.«

Der Vater antwortete: »Das soll er, darum habe ich den Garten verschlossen.«

»Ach,« sagte die Mutter, »er beginnet so traurig das neue Jahr seines Lebens...«

»Damit es ihm ein freudiges werde,« antwortete der Vater.

Nach einigen Tagen sagte die Mutter abermals zu dem Vater: »Ach, ich fürchte, Erich könnte an unserer Liebe verzweifeln.«

»Nicht doch,« erwiederte der Vater, »dem wird sein schuldiges Herz widersprechen. Bisher genoß er unserer Liebe, jetzt lern' er sie erkennen und verehren, damit er sie von neuem gewinne.«

»Aber,« sagte die Mutter, »erscheinet sie ihm nicht in gar zu ernster Gestalt?..«

»Freilich,« antwortete der Vater, »als Gerechtigkeit und Weisheit. — Aber, so lerne er, im Bewußtseyn seiner Schuld, sie fürchten und ehren. Dann wird sie zu seiner Zeit ihm wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt erscheinen und er von neuem ohne Furcht sie Liebe nennen. Das wird er; solches verbürgt mir sein Trauern.«

Als wiederum einige Zeit verflossen war, kam Erich des Morgens aus seinem Schlafgemach ruhig und mit ernstem Angesicht. Und er hatte alle Geschenke und Gaben seiner Eltern zusammengelegt in ein Körbchen; das trug er und setzte es vor seinen Vater und seine Mutter.

Da fragte der Vater: »Was willst du, Erich?« und der Knabe sprach: »Ich bin nicht werth gewesen der Güte und Liebe meiner Eltern, so bringe ich die Gaben, die ich nicht verdiene. Aber mein Herz zeuget mir, daß von nun an ein neues Leben in mir beginnet. O, so vergebet mir, und nehmet mich und Alles, was ich von eurer Liebe empfing, zum Opfer.«

Da schloß der Vater sein Kind in seine Arme und küssete es, und weinete über ihm. Also that auch die Mutter.

9.

Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit in Emmendingen oder Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich

konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. »Guter Freund,« redete er ihn an, »könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen?« — Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: »Kannitverstan,« und schnurrte vorüber. Dieß war nun ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: Ich kann Euch nicht versteh'n. Aber der gute Fremdling glaubte, es sey der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. »Das muß ein grundreicher Mann seyn, der Herr Kannitverstan,« dachte er, und ging weiter. Gass' aus, Gass' ein, kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf Deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. »Kannitverstan!« war die Antwort. Da dachte er: »Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder! Wem das

Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben.« Jetzt ging er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sey unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: »Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat!« kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorüber geht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis Alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zuge, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Exküse. »Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen seyn,« sagte er, »dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht?« »Kannitverstan!« war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht um's Herz. »Armer Kannitverstan!« rief er aus, »was hast du nun von allem deinen Reichthum? Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von all' deinen

schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute.« Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis an's Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht Acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seyen, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

10.

Winfried,

oder

das Lehramt.

Als Winfried, der treue Lehrer, vom Geiste getrieben, ausziehen wollte aus seiner Verwandtschaft, das Evangelium den Deutschen zu predigen, wehrten ihm seine Freunde und sprachen: »Bleibe im Lande und in deiner Heimath; da magst du des Guten genug schaffen und das Böse bekämpfen, wofern du nur dieses begehrest. Auch werden jene deiner Wohlthat sich weigern und dich tödten.«

Winfried aber antwortete und sprach: »Höret zuvor einen Traum, der mir geträumet hat, und dann richtet.

Mir träumte, ich wäre in einem Lande, welches der Krieg vor etlichen Jahren verwüstet und in eine Einöde verwandelt hatte. Ich sah rings um mich her nur die Trümmer ehemaliger Menschenwohnungen und Alles schien erstorben. Indem ich traurig wandelte, traf ich auf dem Gebirge ein Häuflein Kinder nackend und bloß, die nagten an den Wurzeln, die sie aus der Erde gewühlt, und etliche an den rohen Gebeinen der Thiere, so sie gefangen. Da jammerte mich der Kinder und ihrer Verwilderung, und ich rief ihnen zu und fragte: »Wo ist euer Haus und eure Väter und Mütter?« — Da schrien die Kinder mit wildem Geschrei: »Der Krieg hat sie verschlungen! der Krieg hat sie verschlungen!« und liefen davon und verschwanden aus meinen Augen. — Ich aber stand von Wehmuth und Jammer ergriffen, und wandte mein Angesicht wieder zur Heimath. — Siehe, da hörte ich hinter mir ein Hohngelächter, und darnach eine Stimme, die sprach: »Du hast der Erde Güter und volle Scheunen und Kammern. Wohlan, du Reicher, iß, trink und habe guten Muth!« — Da zeugete mir der Geist, und ich wandte mich um und rief: »So wahr der Herr und meine Seele lebet, ich will den Verwaiseten ein Vater seyn!« — und ging hin, sie zu mir zu nehmen. — Und ich vernahm ein lindes Säuseln und erwachte.«

Da er also erzählet hatte, sprachen die Verwandten: »Das ist ein Traum! Bist du denn ein reicher Mann?«

Winfried aber antwortete ihnen und sprach: »Gold und Silber habe ich nicht; aber bin ich nicht reich an Erkenntniß, Muth und Vertrauen? Und warum ist mein Blick auf das verwaisete Volk gerichtet, daß vor allen seiner mich jammert? Ich will sie zur Wahrheit führen.«

Da verstummten jene vor seinen Worten, und Winfried, der Mann Gottes, zog hinaus gen Deutschland,

und that die Götzen sammt den Höhen und Eichen von ihnen, obwohl sie sich sträubten, und lehrete sie das Wort vom Glauben und von der Hoffnung und Liebe. Und die es annahmen, wurden selig und sprachen: »Wohl heißet er Winfried, denn er hat uns Friede gewonnen.« Andere aber sagten: »Er hat uns Gutes gethan,« und nannten ihn Bonifacius.

11.

Theodor.

Theodor hatte die Höhe eines waldigen Gebirges erreicht; hier befand er sich auf einem grünen, gegen Westen abhängigen Rasenplatz, der von einem düstern Buchenwald umschlossen wurde, über welchen hin sich seinem matten Thränenauge eine unermeßliche Aussicht eröffnete. Städte, Dörfer, Felder, Wiesen, Wälder und Wäldchen, die ein fernes blaues Gebirge begrenzte, lagen da vor ihm, wie ein buntes Gemälde, das die dem Untergange sich nahende Sonne höchst malerisch beleuchtete.

Theodor, müde vom Laufen und Weinen, ließ sich auf dem Rasenplatz nieder; er schaute trübe in die schöne Natur hin und sprach: »O himmlischer Vater! welche Schönheit und welch ein Reichthum! — Aber ich Armer bin müde, hungrig, durstig, betrübt bis zum Sterben, und alle diese Schönheit, all' dieser Reichthum hat für mich kein Krümchen Brod und keinen Trunk Wasser übrig. O Du, der Du einst so viele tausend Menschen mit wenig Brod und ein paar Fischlein speisetest, erbarme Dich mein'! Aber hier ist leider nichts, was Du segnen und womit Du mich sättigen könntest, und ich Armer kann nicht weiter.«

In diesem Augenblick neigte sich der Kopf eines alten Mütterchens zur Seite her, und eine theilnehmende Stimme sprach: »Es sind doch noch Krümchen Brod und Quellen in der Nähe, die Er segnen kann; komm' mit mir und sehe es.« Theodor erschrak wie vor einer Erscheinung aus der Geisterwelt; er fuhr auf, schwieg und staunte: er sah da vor sich eine ehrwürdige alte Frau, arm aber reinlich gekleidet; unter ihrem Silberhaar waltete Weisheit; auf ihrer Stirne sah man die Spuren des christlichen Starkmuths, durch viele Kämpfe errungen; aus ihren Augen strahlte Wahrheit und Redlichkeit, und um ihren Mund spielte die himmlische Liebe im frommen Lächeln.

Der fünfzehnjährige Knabe Theodor konnte freilich die eben gehörten Worte nicht gleich in ihrer ganzen Bedeutung fassen; aber tief im Herzen empfand er das Tröstende derselben; er fing laut an zu weinen und rief: »O Herr Gott! ich danke Dir!«

Die alte Frau hatte am linken Arm ein Körbchen mit rohen Kartoffeln hangen, und in der rechten Hand hielt sie einen Krückenstab, auf den sie sich stützte. »Nun komm', du Engel!« sagte sie lächelnd, und stieg dann krumm und mühsam vorwärts. Theodor folgte mit den Worten: »Ach liebe, gute Mutter! ich bin kein Engel, ich bin nur ein armer, sündiger Junge.«

Sie. »Desto besser! Die armen sündigen Jungen können noch Engel werden. Komm' du mit mir; mir bist du jetzt schon Engel.« Bei diesen Worten nickte sie ihm freundlich zu und lächelte.

Theodor wußte nicht, was er sagen sollte; halb furchtsam und schüchtern folgte er ihr, und dachte an Feenmährchen, die er ehemals hatte erzählen hören. Die alte Frau führte ihn auf einem kaum sichtbaren Fußpfad

rechts, links, aufwärts, abwärts durch den düstern Wald in ein einsames, mit Bäumen umkränztes Wiesenthälchen, an dessen oberm Ende ein kleines, mit Stroh gedecktes Häuschen stand. In den Glasfensterchen glitzerten die Strahlen der eben untergehenden Sonne. An der einen Seite war ein Gemüsgärtchen, an der andern ein Höfchen mit einigen Obstbäumen. Vor der Thür stand eine schattige Linde, und daneben ein immerlaufender, plätschernder Röhrbrunnen. Dieß Oertchen war so heimlich, freundlich und einladend, daß es dem guten Jünglinge wohl um's Herz wurde.

Unter der Linde saß ein ehrwürdiger Greis, welcher sein Pfeifchen rauchte. Das Mütterchen sah ihn freundlich an, und sagte: »Jakob! da bringe ich einen Gast, er will mit unserm Herrn diesen Abend essen, und bei Ihm herbergen; es fehlte ihm nur an ein wenig Brod und ein paar Fischlein, die er Ihm bringen könnte, sie zu segnen; ich denke, damit helfen wir ihm aus.«

Der Greis neigte das Haupt, anstatt »so« zu sagen, und sah dabei so freundlich und vergnügt aus, als wenn der liebe Heiland selbst in diesem armen Knaben bei ihm eine Nachtherberge genommen hätte. — Theodor folgte nun, wohlgemuth und voll innigen Dankes gegen Gott, der Alten in das reinliche Stübchen, er setzte sich, und die Ruhe im Gefühle der Sicherheit that ihm so wohl, daß er nur danken — und immer danken konnte dem Vater der Waisen.

So traf ihn das menschenfreundliche Hausmütterchen, die mit einem Schüsselchen süßer Milch und einem Stück Brod in den Händen hereintrat, und es freundlich mit den Worten vorsetzte: »Iß und trink', der Herr segne es dir!« Theodor ließ sich das nicht zweimal sagen; er aß und trank.

Mittlerweile fand sich noch eine vierte Person ein, ein junger, schöner Mann in leinenem Kittel; er schritt rasch zur Thür herein, grüßte Theodor freundlich, nahm den Quersack von der Schulter, hängte ihn an einen hölzernen Pfahl, zog dann den Kittel aus, hängte ihn dazu, und eilte hinaus zum alten Vater.

Eine Stunde später deckte die Mutter den Tisch. Der Patriarch kam herein, und dann auch der Sohn, der das Essen in einer irdenen Schüssel auf den Tisch setzte; es war eine gebrannte Mehlsuppe, die dem guten Theodor lieblich entgegen duftete. Indessen er hatte schon gegessen und getrunken, und war damit wohl zufrieden. Ehe sich die drei niedersetzten, stellte der Sohn einen vierten Stuhl an den Tisch, und nun sagte der Alte, freundlich mit den Augen einladend: »Komm', setze dich hieher, mein Sohn!« Blöde und schüchtern erwiederte Theodor: »Ich danke, ich habe gegessen.« Nun wendete sich der Alte zu seiner Frau und sagte: »Wie war das, Elisabeth, mit dem wenigen Brod und den paar Fischlein?« Die Mutter verstand den Wink. Freundlich, wie die aufgehende Frühlingssonne, blickte sie den Jüngling an und sprach: »Komm', mein Engel! Du empfingst vorhin das wenige Brod und die Fischlein, jetzt will es dir der Herr segnen!« — Theodor konnte vor inniger Rührung der Thränen nicht los werden.

Nun erhob sich der Hausvater; alle vier standen; er betete das »Himmlischer Vater! segne« — er betete es aber mit einer solchen Kraft und Innigkeit, wie es Theodor noch nie gehört hatte, und doch war seine selige Mutter eine große Beterin gewesen, die ihm stets Anleitung und Muster war.

Während des Essens beobachteten die drei Hausgenossen ihren Gast genau; zuweilen sahen sie dann einander an,

und lächelten freundlich, so, als ob sie etwas Angenehmes an ihm entdeckten.

Nach Tisch folgte das alte kernhafte »Himmlischer Vater! wir danken dir« — mit der nämlichen Kraft und Salbung; dann machten Vater und Sohn ihre Tabakspfeifen zurecht, und die Mutter hatte ihre Kunkel und Spindel und rüstete sich zum Spinnen. Nachdem die Pfeifen an der Oellampe angezündet waren, und man sich wieder gesetzt hatte, forderte der Greis Theodorn auf, seine Lebensgeschichte zu erzählen, wenn er nicht zu müde wäre.

Dieß war dem Jüngling eben recht; denn er hätte schon längst gern seinem geängsteten Herzen Luft gemacht, aber die ehrerbietige Scheu vor diesen frommen Menschen hatte ihm nicht erlaubt, aus eigenem Trieb ein Wort zu reden. Mit einem tiefen Seufzer fing er an: »Ich bin von Hillshofen, und heiße Theodor Killsberg.«

Die beiden Männer nahmen die Pfeifen aus dem Mund, und starrten den Erzähler an; die Mutter saß da wie eine Bildsäule, die Spindel in der Rechten und den Hanf in der Linken, und bohrte mit ihren Sternaugen Theodorn in's Angesicht. Dieser erschrak, und schwieg.

Allmählich nahten sich die Pfeifen wieder dem Munde, die Spindel wurde gedreht und der Hanf gezupft.

»Nun weiter!« sagte der Vater.

Theodor fuhr fort: »Mein Vater war herrschaftlicher Pachter auf dem dortigen großen Domainengut. Die Mutter hat mir oft erzählt, was für ein guter, fleißiger Mann er gewesen, wie er vom frühen Morgen bis zum späten Abend wirkte und schaffte, und mit welcher innigen Liebe er an ihr und mir, seinem einzigen Kinde, hing. Ich selbst kann mich seiner leider nicht mehr erinnern, denn er starb, als ich kaum das zweite Jahr zurückgelegt hatte.

»Sein Tod war für uns von den traurigsten Folgen. Die Last der Geschäfte lag nun ganz auf meiner Mutter und drohte sie zu erdrücken. Manches blieb liegen und die Nothwendigkeit einer männlichen Leitung machte sich täglich fühlbarer. So schritt denn meine Mutter endlich, wiewohl ungern und erst nach langem Sträuben, zu einer zweiten Ehe. Sie schien geahnet zu haben, daß sie darin nicht glücklich seyn würde.

»Rechtschaffenheit und Frömmigkeit hatte mein Stiefvater geheuchelt; aber jetzt warf er die Maske ab, und zeigte, wie ganz verdorbenen Herzens er war. Und unter seinen schlimmen Gesinnungen litten nicht allein ich und meine Mutter unaussprechlich, sondern auch mehr und minder alle übrigen Einwohner des Dorfes.

»Der Pachter zu Hillshofen hat nämlich zugleich auch die Gerichtsbarkeit über das ganze Dorf, und muß deßhalb einen Rechtsgelehrten halten, der Gerichtsverwalter genannt wird. Unter meinem Vater bekleidete ein sehr braver Mann, Namens Gotthold, diese Stelle, welchem der Fürst als Anerkennung seiner besondern Verdienste den Rathstitel ertheilt hatte. Nun war unterdeß der gute alte Fürst gestorben. Da der Erbprinz noch minderjährig, so ward dessen Oheim, Prinz Johann, zum Regenten eingesetzt. Dieser schickte den jungen Fürsten mit dem biedern Baron Tellsburg, seinem Hofmeister, auf Reisen, und übertrug die Regierung dem geheimen Rathe von Wildhausen; er selbst ging nach Paris, wo er noch ist. Wildhausen aber ist ein gar böser und gewaltthätiger Mann, der namentlich seine Verwandten überall vorzuschieben sucht. Einer derselben trachtete nun auch nach der einträglichen Gerichtsverwaltersstelle in Hillshofen. Mein Stiefvater, um sich bei dem Alles geltenden Minister einzuschmeicheln, war auch gleich bereit, den ehrlichen

Gotthold, der ihm ohnedieß schon lästig war, zu entfernen, und dafür den jungen Mann, der weder an Himmel noch Hölle glaubte, anzustellen. Jetzt fing der Jammer in Hillshofen an. Das Erste, was der neue Gerichtsverwalter vornahm, war, daß er die Eltern meiner Mutter wegjagte, und zwar unter den nichtigsten, schändlichsten Vorwänden. Da halfen keine Vorstellungen, keine noch so klaren Beweise des Gegentheils, genug — als gar verständige, fromme und gottesfürchtige Leute, welche die Achtung und Liebe der ganzen Gemeinde genossen, waren sie meinem Stiefvater und seinem Freunde, dem Gerichtsverwalter, ein Dorn in den Augen, und mußten deßhalb aus dem Dorfe. Die lieben Großeltern ertrugen Alles mit christlicher Geduld, und verließen, freilich nassen Auges, ihr väterliches Erbe. Ich habe seitdem nichts mehr von ihnen gehört.

»Die Leiden meiner armen Mutter stiegen nun auf's Höchste. Ich war nächst Gott ihr einziger Trost; sie betete täglich ein paar Mal auf den Knien mit mir und für mich, und dann auch für ihre Feinde um Verzeihung, Erleuchtung und Besserung.

»Meinen Stiefvater vermied ich so viel ich nur konnte, denn so oft er mich sah, mißhandelte er mich auch, sey es mit Worten oder mit der That. Ich war also fast den ganzen Tag in der Schule, oder bei dem Herrn Pfarrer, einem lieben, trefflichen Manne, der mich oft tröstete, wenn meine Leiden unerträglich werden wollten.

»Meine Mutter erlag endlich dem schweren Drucke. Jetzt erst, wo das treue Herz still stand, das allein bisher noch voll Liebe für mich gesorgt hatte, begann die schwerste Zeit meines Lebens. Sobald es ein wenig anging, holte mein Stiefvater eine alte Kammerjungfer der Frau geheimen Räthin von Wildhausen, und ehlichte sie. Ihr könnt nun denken, was ich seit einem Jahre —

so lange ist meine gute Mutter todt — ausgestanden habe. — Wegschicken konnten sie mich nicht, dafür mußte ich bei schlechtester Kost die niedrigsten Knechtsdienste thun; man bürdete mir Arbeiten auf, die meine Kräfte weit überstiegen, und hoffte wahrscheinlich, ich würde endlich in der Verzweiflung davonlaufen.

»Als dieß jedoch nicht geschah, ich vielmehr mit Unverdrossenheit und äußerster Anstrengung meinen Obliegenheiten nachzukommen suchte, entwarf man einen andern Plan, meiner los zu werden. Vor etlichen Tagen schickte mich mein Stiefvater in sein Zimmer, um aus seinem Schreibpulte ein Papier zu holen. Dieß that ich Vormittags; am Nachmittage aber entstand Lärm im Hause, es seyen 100 Gulden aus der Kasse gestohlen worden. Jetzt merkte ich, was man im Sinne habe. Mit Weinen und Schluchzen lief ich zum Herrn Pfarrer. Dieser rieth mir, mich alsofort aus dem Staube zu machen, sonst sey ich verloren; ich würde zwar dadurch von aller Welt für schuldig gehalten, allein das wäre für jetzt das geringere Uebel, meine Unschuld würde gewiß an den Tag kommen; Steckbriefe würde man mir nicht nachschicken, denn man würde froh seyn, wenn ich nur endlich fort wäre.

»Ich lief also fort. Der an Geld und Gut nicht reiche Herr Pfarrer gab mir ein kleines Reisegeld. Dieß reichte bis gestern Abend. Heute bin ich den ganzen Tag gelaufen, ohne etwas zu essen und zu trinken. Kleider habe ich keine, als die ich auf dem Leibe trage. Was das nun geben soll, das weiß Gott allein, der mich ja nicht verlassen wird.«

Der alte Jakob hatte diese Erzählung mit sichtbarer Rührung und der größten Aufmerksamkeit angehört, und den Seinigen, die nicht weniger gespannt zuhorchten, oft bedeutungsvoll zugenickt. Jetzt nahm er die Pfeife aus

dem Munde, und sprach, zu seinem Sohne gewandt: »Thomas! morgen nimmst du unsern Gast mit in den Wald! Dort lässest du ihn die leichtere Arbeit verrichten, Bäume und Aeste ausschneiden und dergleichen. Er bleibt bei uns, bis wir sehen, was der liebe Gott mit ihm vorhat.« Die alte Elisabeth fügte noch hinzu: »Für Hemden und Kleider werde ich sorgen; sey du vergnügt, Theodor, und traue auf Gott.«

Nun waren die Pfeifen ausgeraucht und am Kamine ausgeklopft. Thomas stand auf und ging zu einer großen, hölzernen Wanduhr, welche er selbst mit kunstgeübter Hand in den langen Winterabenden verfertiget hatte. An dieser drückte er ein Stiftchen, worauf sie leise zu rasseln anfing, und dann einen herzerhebenden Choral vierstimmig flötete, den die drei mit dem schönen Abend-, Dank- und Gebet-Lied begleiteten. Und nun betete der Alte auf den Knien ein gemeinschaftliches Abendgebet in Form einer Litanei, und zwar mit solcher Inbrunst, daß man einen Heiligen des Himmels zu hören glaubte.

Theodor kniete weinend in einem Winkelchen der Stube, und sang schluchzend mit. Ach, es war das nämliche Abendlied, welches seine fromme Mutter ihm gelehrt, und was sie alle Abende in seines Vaters Hause sangen, als ein Erbstück des Großvaters! Ihm war so wehmüthig, und doch so wohl, so friedlich von Innen, daß er sich im Vorhofe des Himmels fühlte.

Leicht ward es Theodor, in dieser seligen Einöde zu bleiben. Die heilige Religion glänzte hier in ihrer göttlichen Schönheit und Reinheit, wie die Sonne am schönsten und heitersten Frühlingsmorgen. Er saß in ihren Strahlen, sonnte und wärmte sich, und war innig in seinem Gott vergnügt. Sonntags wallfahrtete die ganze Familie nach dem benachbarten Pfarrdorfe, am gemein-

schaftlichen Gottesdienste theilzunehmen. Die ganze Woche über freute Theodor sich schon hierauf und auf die Predigt und christliche Lehre: denn der Herr Pfarrer war ein wahrer Apostel Jesu in Lehre und That, der kindlich und einfältig das heilige Evangelium verkündete, und den lieben Vater und Jesum Christum seinen Sohn dem Menschenherzen recht nahe brachte — ein guter Hirt, der mit unermüdeter Treue für seine Schäflein wachte, und für das Seelenheil eines jeden willig sein Leben hingeopfert haben würde, wenn es die christliche Liebe gefordert hätte.

Ein halbes Jahr hatte der Jüngling bei diesen gottseligen Einsiedlern zugebracht, als er eines Abends, mit seinem Freunde Thomas heimkehrend, einen ihm unbekannten, stattlichen Herrn bei dem alten Vater antraf. Beide waren in vertraulichem Gespräche mit einander begriffen, welches aber bei Ankunft der zwei Holzmacher aufhörte. Thomas grüßte den Fremden ganz zutraulich und bekannt. Dieser blieb als Gast im Hause, und bis spät in die Nacht wurden fromme und erbauliche Gespräche geführt, die Theodor voll Ehrfurcht, wie Goldkörner, in seinem Herzen bewahrte. — Als am Morgen der Tag kaum grauete, spielte die Uhr einen herrlichen Choral, alle fünf sangen das fromme Morgenlied, dann folgte das gemeinschaftliche Morgengebet. »Denn,« pflegte der Alte zu sagen, »woher soll der Mensch Kraft und Muth für die Hitze und Last eines ganzen Tages nehmen, wenn nicht von Gott gleich beim Erwachen? Nicht beten und nicht leben ist bei mir wohl ganz gleichviel.« Der Fremde, ein holländischer Kaufmann, der nebenbei auch einen großen Holzhandel betrieb und deßwegen öfters hieher reisete, nahm nun Abschied, und drückte besonders traulich Theodors Hand. Eine leise Ahnung, als müßte dieser Mann ihm noch recht wichtig werden, durchschauerte den Jüng-

ling; er sprach aber nichts darüber, und empfahl Alles dem lieben Gott. —

Thomas und Theodor gingen wieder in den Wald an ihre Arbeit; als sie aber des Abends zurück kamen, rief der alte Jakob Theodorn zu sich unter die Linde, und sprach: »Setze dich zu mir, mein Sohn!« Theodor gehorchte. Der Patriarch fuhr fort: »Du bist ein guter Junge; wir haben dich in der kurzen Zeit deines Hierseyns wie einen Sohn lieb gewonnen, — wir betrachten dich auch als unser zweites Kind. — Aber — so schwer und herb uns die Trennung fallen wird — immer kannst du nicht hier bleiben. Du bist nicht für ein Leben wie das hiesige geschaffen, Gott hat dir schöne Gaben anvertraut, mit denen du in der Welt wuchern mußt. — Oft schon dachten wir im Stillen darüber nach, auf welchem Wege wir dich deiner Bestimmung entgegen führen wollten. Da plötzlich zeigt sich die herrlichste Gelegenheit. Herr van der Horst, der verwichene Nacht hier war, hat Gefallen an dir gefunden, will dich mit sich nehmen und für deine weitere Ausbildung sorgen; er ist ein reicher, großer Handelsherr, der mit Frau und Kindern von Herzen Gott fürchtet, da bist du wohl aufgehoben. Ich sehe dieß als eine Fügung des Himmels an. Besser hättest du nirgends ankommen können. Wir sagten natürlich sogleich zu, und zweifeln nicht, daß auch dir dieses Anerbieten Freude machen wird. Daher hat Mutter Elisabeth auch bereits für die nöthigen Kleider gesorgt, und morgen bringt dich Thomas nach Geißhübel. Dort ist Freund van der Horst, der dich in Empfang nehmen, und als ein Vater an dir handeln wird. Habe nun Gott vor Augen und wandle vor Ihm, Er wird's dann recht mit dir machen!« —

Dieser Antrag überstieg alle Erwartungen des guten

Jünglings; denn so gern er bei diesen lieben Menschen war, so fühlte er doch bisweilen Sehnsucht nach einem größern und ausgebreiteteren Wirkungskreise. Er dankte also dem alten Jakob für seine Liebe und väterliche Fürsorge, und versprach seiner Lehren nie zu vergessen und ihm gewiß stets nur Freude zu machen.

Am folgenden Morgen nahm er sein Bündel, das Elisabeth schon mit mütterlicher Sorgfalt gepackt hatte. Die beiden Alten segneten ihn, und so ging er weinend und doch froh hinter Thomas her. Gegen Mittag kamen sie in Geißhübel an, und eine Stunde später war Theodor mit seinem Gönner bereits auf dem Wege nach Holland.

Van der Horst wohnte auf einem Landgute an der Yssel, Vreendenshoope genannt; es bestand aus einem hübschen, geräumigen Wohnhaus, ein paar großen Windmühlen, auf denen die Bäume, welche den Rhein herab, dann auf der Yssel dahin geflößt, zu Dielen, Brettern, Latten, Zimmer- und Schiffbauholz geschnitten wurden, und aus einigen kleinern Gebäuden, worin die Arbeitsleute wohnten.

Hier fand Theodor die herzlichste, wohlwollendste Aufnahme. Schnell fühlte er sich heimisch im Kreise dieser trefflichen Menschen. Van der Horsts Gattin ward ihm eine zweite Mutter, in deren Kindern, einem Sohn und einer Tochter, fand er liebende Geschwister. Die Tochter, ein paar Jahre jünger als er, hieß Maria, der Sohn, um etwas weniges älter, Johannes. An den Unterrichtsstunden, welche diese im reichlichsten Maße genossen, durfte Theodor überall Theil nehmen, wie der Vater überhaupt keinen Unterschied unter diesen dreien machte. »Johannes und Maria,« hörte man ihn sagen, »sind

meine Kinder durch die Geburt, Theodor ist mein lieber Sohn durch göttliche Fügung.«

Dieser bildete sich neben Johannes zum praktischen Kaufmanne, und war bei seinen guten Fähigkeiten, verbunden mit eisernem Fleiße, bald im Stande, seinem väterlichen Freunde nicht unwesentliche Dienste zu leisten. Aber über den irdischen Beruf wurde der himmlische nicht vergessen — er bildete sich nicht allein zum tüchtigen Geschäftsmanne, sondern auch zu einem frommen, kernhaften Christen, und zu einem Werkzeuge, das Gott zur Beglückung seiner Menschenkinder brauchen konnte.

Theodor mochte etwa drei Jahre zu Vreendenshoope gewesen seyn, als Thomas, mit dem er fortwährend in freundschaftlichem Briefwechsel geblieben war, ihm schrieb, er möchte schleunig nach Hause kommen, der junge Fürst habe nun die Regierung angetreten und eine Kommission niedergesetzt, welche die bisherige Verwaltung des Ministers von Wildhausen untersucht, und solche Verbrechen entdeckt habe, daß der Fürst sich bewogen gefunden, ihn mit lebenslänglicher Gefangenschaft zu bestrafen. Seine Stiefeltern seyen ebenfalls gefangen, und ihr gottloser Gerichtshalter sitze in Ketten und Banden. Nun sey noch Verschiedenes zu berichtigen, wobei seine Gegenwart durchaus nothwendig wäre.

Theodor berathschlagte sich mit seinem Prinzipal und dessen Familie, was er thun solle. Sie glaubten, er müsse der Einladung Folge leisten, wünschten aber auch sehr, daß er sich zu Hause durch nichts fesseln lassen, sondern, sobald es möglich, wieder zu ihnen kommen möchte. Theodor antwortete: »Irdische Vortheile können mich nicht von Ihnen, meinen vielgeliebten Eltern und Geschwistern, trennen; hat jedoch Gott Anderes mit mir vor, so geschehe sein

heiliger Wille.« Nun machte er sich reisefertig, und begab sich auf den Weg. —

Während Theodor reist, wollen wir hören, was indeß im Fürstenthum Strahlenburg und zu Hillshofen vorgegangen.

Wie bekannt, war Prinz Johann in Paris, und bekümmerte sich wenig um die Regierung; Alles war dem geheimen Rathe von Wildhausen überlassen. In welchem schlimmen Geiste dieser das Regiment führte, wissen wir bereits. Seine verderblichen Grundsätze verbreiteten sich nach und nach im ganzen Lande, und brachten böse Früchte, namentlich unter der ganz von seiner Gnade abhängenden Beamtenwelt. Recht und Gerechtigkeit kannte man in manchen Gegenden nur noch dem Namen nach. Doch gab es auch rühmliche Ausnahmen, die jeder Anreizung, jedem schlechten Beispiel widerstanden, und die Hoffnung besserer Zeiten bei den Freunden des Vaterlandes aufrecht hielten.

Eine Bürgschaft für künftiges Besserwerden war besonders auch der Hofmeister des jungen Fürsten, Baron Tellsburg. Dieser, einer der edelsten Männer des Fürstenthums, war früher oft zu Hillshofen gewesen, und hatte den alten Jakob Kernmann als einen redlichen und einsichtsvollen Mann kennen gelernt. Er hatte ein unbeschränktes Zutrauen zu diesem Biedermann gefaßt; als er daher mit dem Erbprinzen auf Reisen ging, verabredete er mit Kernmann, daß er ihm von Zeit zu Zeit schreiben möchte, wie es im Lande zuginge, um darnach Pläne für die Zukunft zu machen. Kernmann entsprach diesem Verlangen mit aller Umsicht und Aufrichtigkeit, und setzte die Korrespondenz auch fort, nachdem er aus dem Lande vertrieben war. Denn da die Einsiedelei unfern der Grenze lag, so kam er immer von

Zeit zu Zeit mit Leuten zusammen, die ihm jeden wünschenswerthen Aufschluß geben konnten.

Tellsburg wußte somit haarklein Alles, was im Lande vorgegangen war, und durch ihn auch der junge Fürst; daher konnte die niedergesetzte Kommission in allen Punkten gar leicht in's Reine kommen, und die Schuldigen, wie wir bereits vernommen haben, zur Verantwortung und Strafe ziehen. —

Theodor besuchte, ehe er den vaterländischen Boden betrat, zuerst die liebe Einsiedelei. Nicht nur trieb ihn sein Herz dazu — der alte Jakob hatte es ausdrücklich so verlangt. Als er ankam, — es war an einem schönen, freundlichen Abende, — eilten ihm alle drei, nicht mehr geheimnißvoll, sondern offen und heiter entgegen. Jakob trat mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu und sagte: »Komm' an mein Herz, ich bin dein Großvater Jakob Kernmann.« Theodor staunte und konnte kein Wort hervorbringen; dann zog ihn auch die alte Elisabeth in ihre Arme und sagte: »Bist du nun nicht mein Engel? und segnet der Herr die paar Brode und zween Fische nicht reichlich?« Endlich umarmte ihn auch Oheim Thomas mit wenigen Worten und vielen Thränen.

Des andern Morgens gab der Großvater seinem Enkelsohn einen Brief an Baron Tellsburg mit, der nun Minister war, und sagte: »Gott sey mit dir! Bete zu ihm um Rath und Erleuchtung, und gib fleißig auf die Umstände und auf dein Herz Acht, es wird dann nicht fehlen. Und nun — geh' mit Gott!« —

Mit ganz andern Empfindungen, als diejenigen waren, mit denen er es einst verließ, betrat Theodor am Morgen des folgenden Tages das Vaterland — Alles schien ihm verändert, Alles viel schöner und freundlicher. — Er ging geradezu nach Strahlenburg. Der Minister empfing

ihn mit Herzlichkeit, und als er den Brief gelesen hatte, sagte er: »Freund Killsberg, Sie wohnen bei mir, so lange sie hier sind.« Dann erzählte er ihm, wie die Sachen in Hillshofen standen. Seine Stiefeltern waren der Herrschaft den Pachtzins von mehreren Jahren schuldig, und an Theodor hatten sie, nach dem Ergebniß der gegen sie geführten Untersuchung, dreitausend Gulden zu bezahlen. Man hatte all' ihr Eigenthum verkauft, und doch nicht den vierten Theil der Schulden damit tilgen können. Uebrigens werde, so fügte der Minister hinzu, der Fürst Theodorn die Hälfte des Erlöses vergüten lassen; denn er verlange keinen Vorzug vor andern Gläubigern, am wenigsten vor ihm.

»Ich schenke,« war Theodors Antwort, »meinen Stiefeltern die ganze Schuld, und verlange keinen Heller von ihnen. Seiner Durchlaucht danke ich für solche gnädige Gesinnungen, ich werde jedoch nichts von dem Gelde annehmen.«

Tellsburg erwiederte: »Man hat aus dem Verkauf tausend Gulden gelöst; fünfhundert müssen sie annehmen; eine abschlägige Antwort würde dem Fürsten mißfallen.« Theodor schwieg. Das Geld wurde ihm ausbezahlt.

Nun war die Rede von Uebernahme der Pachtung der Domaine Hillshofen, auf welche Theodor vermöge alter Verträge Anspruch machen konnte. Hierüber erklärte sich der edle Jüngling folgender Gestalt: »Ich übertrage mein Recht an dieser Pachtung meinem Oheim Thomas Kernmann. Er hat nur ein Gut, das er als Kaution stellen kann, und das ist: kluge Wirthschaft und unerschütterliche Rechtschaffenheit; wenn Ihre Excellenz damit zufrieden sind, so ist der Pachtkontrakt bald geschlossen.«

Dem Minister drangen die Thränen in die Augen.

»Sie sind ein Engel, Killsberg!« rief er. »Der Fürst wird sich an Edelmuth nicht übertreffen lassen.«

Tellsburg gab Befehl, daß der Kontrakt sofort ausgefertigt würde. Er überreichte ihn dann dem Fürsten zur Genehmigung, und erzählte ihm dabei, welch' edle Seele gegenwärtig unter seinem Dache wohne. Der Fürst unterschrieb, und ließ dann Theodor zu sich kommen. Er redete ihn in den gnädigsten Ausdrücken an, und lud ihn ein, in seine Dienste zu treten. Hierauf antwortete Theodor: »Ich danke Euer Durchlaucht für dieses so ehrende Zutrauen; allein es harret in der Ferne eine theure Familie meiner, die ich nicht verlassen darf, der ich kindliche Pflichten schulde. Ich bitte dahin mich gnädigst zurückkehren zu lassen. Vielleicht fügt es Gott doch, daß ich einstens hieher komme; gern will ich dann dem Rufe Eurer Durchlaucht folgen.« Die bescheidene Würde, mit welcher Theodor sprach, achtete der Fürst; er drückte ihm die Hand und entließ ihn.

Von Strahlenburg begab sich Theodor nach Hillshofen, wo seine Stiefeltern nebst ihrem saubern Gerichtshalter gefangen saßen. Er kehrte bei seinem lieben alten Freunde, dem Pfarrer ein, der ihn mit Freudenthränen und inniger Umarmung empfing. Hier erkundigte er sich zuerst nach den Gefangenen, und erfuhr, daß sie blos der Schulden wegen gefangen säßen. Was aber den guten Jüngling im innersten Herzen freute, war, als er hörte: Beide hätten sich im Gefängnisse gründlich bekehrt. Theodor wollte sie nun sehen und sprechen, er bat also den Herrn Pfarrer, er möchte zu ihnen gehen, und sie auf seinen Besuch vorbereiten; dann gab er ihm die vom Fürsten empfangenen 500 fl., mit der Bitte, die Eltern damit zu unterstützen, damit es ihnen am Nöthigen nicht fehlen möchte. Dem frommen Pfarrer war die Last der

Empfindung beinahe zu schwer, er konnte kein Wort sagen, nur weinen; so eilte er zu den Gefangenen. — Sie krümmten sich im Staube; das Gefühl ihrer Vergehungen und ihrer Unwürdigkeit preßte ihnen blutige Thränen aus, als ihnen der Herr Pfarrer Alles erzählte. Er mußte alsofort Theodor holen. — Den Auftritt, der nun erfolgte, vermag ich nicht zu schildern. Es war ein Ringen der Demuth und der Liebe — ein Kampf, der die Seligkeit der Engel erhöht, und in welchem der Sieger den Besiegten, und dieser jenen krönt.

Beim Abschied sagte Theodor: »Seyd getrost, liebe Eltern! Bleibt auf dem Buß- und Verläugnungsweg, den ihr betreten habt, und kämpft redlich. Ich werde suchen euch zu befreien, und dann — will's Gott — auch weiter sorgen.« — Beide fielen auf dem kalten Pflaster auf ihre Knie, und verstummten. Theodor riß sich los, und eilte wieder nach Strahlenburg zum Minister, dem er erzählte, wie er seine Eltern gefunden habe. Zugleich fragte er schüchtern: ob der Fürst auf seine Bürgschaft ihnen wohl die Freiheit schenken würde? Der Minister lächelte und erwiederte: »Ich zweifle nicht daran: denn Sie können ja die nämliche Kaution stellen, wie Oheim Thomas!« Theodor lächelte auch und machte eine stumme Verbeugung. — Bald war Alles bewilligt, und seine Eltern in Freiheit gesetzt. Diesen war zu Muthe, wie dem verlornen Sohne, als ihm sein Vater entgegen lief, und ihn in seinen Lumpen an's Herz drückte. —

Theodor trat nun den Rückweg an. Den ersten Tag ging die Reise bis zu der uns wohlbekannten Einsiedelei. Er kam ziemlich spät dort an, eben als Großeltern und Oheim zum Abendessen sich setzten. Wie viel gab's zu erzählen! Die kleinsten Umstände mußte Theodor mittheilen. Nach Tisch überreichte er dann dem Oheim

den Pachtkontrakt mit den Worten: »Leset diesen Brief, und erlaubet mir, daß ich mich zu Bette lege, ich bin müde. Gute Nacht!« —

Thomas las — Staunen, Bewunderung, Dank und Halleluja strömte aus jedem Munde; die Empfindung wollte sie hinreißen zum Bette des edlen Jünglings, aber sie besannen sich eines Andern und achteten seine bescheidene Abwesenheit. Des Morgens früh aber hielt sich Elisabeth nicht mehr, sie eilte an Theodors Bett, umarmte und küßte ihn, und sagte: »Hatte ich nun Unrecht, daß ich dich einen Engel nannte, den wir beherbergten?«

Theodor antwortete: »Liebe Großmutter, ich bitte, verschonet mich! Ich habe nur gethan, was mir mein Herz eingab. Ist mir aber mit Gottes Hülfe Gutes gelungen, so werdet Ihr doch nicht wollen, daß ich meinen Lohn jetzt schon dahin nehmen soll?«

Elisabeth schwieg und ging. Sie theilte Mann und Sohn Theodors Antwort mit, die nun gleichfalls ihr Benehmen darnach einrichteten.

Als Theodor in die Stube trat, kam ihm der alte Jakob entgegen, und sprach mit Thränen in den Augen: »Theodor, du sollst deinen Lohn nicht dahin haben; aber den großen Vergelter will ich bitten, daß er ihn im Himmel und auf Erden vervielfältigen möge.«

Thomas aber drückte ihm die Hand und sagte: »Auch ich will meine Empfindungen in mich verschließen; doch das halte ich für Pflicht, dich zu fragen, welche Wünsche du bezüglich der Führung meines neuen Amtes hast.« Theodor antwortete: »Ich habe nur den einen Wunsch: lasset in Allem Eure guten und redlichen Gesinnungen walten. Und wollt Ihr noch eine Bitte mir gestatten, so ist es die: meinen armen bußfertigen Eltern

dieses Euer Häuschen und Gütchen zu überlassen.« »Das sollen sie haben,« sagte der alte Jakob, »und jegliche Unterstützung, die in unsern Kräften steht.«

Wenn ein Kämpfer gesiegt, oder ein großer General eine entscheidende Schlacht gewonnen hat, so freuet er sich; aber diese Freude kommt derjenigen nicht gleich, die der wahre Christ genießt, wenn ihm eine edle That gelungen. Theodors Empfindungen waren Vorgefühle himmlischer Seligkeit; es war ihm, nachdem er nun Alles geordnet und sich wieder auf den Weg gemacht hatte, als ob ihn Engel begleiteten. Man freut sich in solchen Augenblicken nicht seiner eigenen Wirksamkeit, sondern darüber, daß uns der Herr gewürdiget, ein Werkzeug des Segens in seiner Hand zu seyn.

Gesund und fröhlichen Herzens kam Theodor zu Breendenshoope wieder an, und wurde wie ein geliebter Sohn und Bruder empfangen. Mit größter Bescheidenheit erzählte er, was ihm begegnet, und berührte nur ganz flüchtig, was ihn hätte der Selbstgefälligkeit verdächtig machen können. Van der Horst war aber klug und erfahren genug, und kannte Theodorn hinlänglich, um das, was dieser halb verschwieg, zu errathen. Nach Endigung der Erzählung fing er an: »Du bist also dem Fürsten für die Schulden deines Vaters Bürge geworden? Wie hoch belaufen sie sich?« Theodor antwortete: »Sechstausend Gulden.« »Woher willst du diese nehmen?« fuhr van der Horst fort. Der edle Jüngling versetzte: »Ich bezahle einstweilen die Interessen von meinem Taschengelde, bis mir Gott zum Kapital verhilft, und das wird Er thun, sobald es nöthig ist; denn ich habe mich nicht aus Leichtsinn, sondern im Glauben und Vertrauen auf Ihn verbürgt.« »Gut!« erwiederte der Vater, »ich will dir einstweilen die Summe vorschießen, so lange,

bis dir der Herr dazu verhilft.« Theodor dankte mit Thränen, und der edle Mann schickte noch am gleichen Tage den ganzen Betrag an den Minister von Tellsburg. Der Fürst, von so viel allseitigem Edelmuthe gerührt, schenkte diese Summe dem Armenhäuse zu Strahlenburg.

Theodor widmete nun wieder alle seine Kräfte dem van der Horst'schen Hause, und Gottes Segen ruhte auf seinem Thun. Von Zeit zu Zeit machte er Geschäftsreisen nach England, Frankreich und in's nördliche Deutschland, auch einmal nach Amerika, und so nahm er an Welt- und Menschenkenntniß, aber auch an Frömmigkeit und jeder christlichen Tugend zu.

Nachdem er sechs Jahre in diesem schönen Verhältnisse gelebt hatte, ließ ihn eines Tages van der Horst zu sich in sein Kabinet kommen. Er empfing ihn mit sichtbarer Rührung. »Setze dich zu mir, mein Sohn!« sprach er mit weichem Tone. Mit gespannter Erwartung setzte sich Theodor neben ihn. Nun fuhr der Vater fort: »Du weißt, ich und meine Frau kränkeln schon lange, und wir müssen täglich gewärtig seyn, daß uns der Herr abruft. Ich will dir also mittheilen, was ich hinsichtlich deiner beschlossen habe. Du hast mir treu gedient, und dich wie ein gutes Kind in Haus und Handlung betragen; von nun an sollst du auch in allen Stücken gleiche Rechte mit meinen beiden Kindern haben. Diese und die Mutter freuen sich meines Entschlusses, und du wirst hoffentlich auch nichts dagegen einzuwenden haben.«

Theodor staunte, solches hatte er nicht erwartet; Thränen des Dankes flossen seine Wangen herab. Er wollte reden, fand aber keine Worte; nur eine stumme Umarmung war der Dolmetscher seiner Gefühle.

Van der Horst übertrug ihm bald darauf die Lei-

tung seines ganzen, ausgebreiteten Geschäfts, da Johannes' Gesundheit leider auch ziemlich wankend wurde. So ruhten große Lasten auf Theodors Schultern. Er mußte nun nach einer braven Lebensgefährtin trachten, die einen Theil seiner Mühen ihm abnähme. Sein Blick fiel auf Marien, deren Tugenden und stillen häuslichen Sinn er zur Genüge kennen gelernt hatte. Auch sie achtete den edlen Jüngling hoch, und so wurde sie nach ihrem und ihrer Eltern Willen Theodors Gattin.

Die Eltern kränkelten noch ein Jahr lang, dann gingen beide bald nach einander in das himmlische Vaterland hinüber. Ein Vierteljahr darauf folgte ihnen auch Johannes.

Theodor und Maria waren nun die alleinigen Erben eines sehr ansehnlichen Vermögens, und sie thaten ein Gelübde vor dem Herrn, daß sie es ganz zu seiner Ehre und zu seiner Verherrlichung anwenden wollten. So wurde die Handlung aufgegeben, Vreendenshoope verkauft, und Alles in Kapitalien verwandelt, welche vorläufig in der Amsterdamer Bank niedergelegt wurden. Dann machten sich Beide nach Hillshofen auf, wo sie einstweilen eine Wohnung bei Oheim Thomas bezogen.

Das Erste, was nun Theodor vornahm, war, nach Strahlenburg zum Fürsten und zu Tellsburg zu gehen, um diesen seine Wohlthätigkeitsplane zur Genehmigung vorzulegen. Alles wurde mit hoher Freude aufgenommen, und Theodor mit Gunstbezeigungen überhäuft. Titel und Ehrenstellen schlug er aus; er wollte nur für einen einfachen Privatmann gelten.

Es würde zu weit führen, alle edlen Anstalten und Handlungen dieses frommen Ehepaars zu beschreiben; sie bezogen sich sämmtlich auf Versorgung der Armen, der

Wittwen und Waisen, auf Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens. Nur Eines wollen wir hier etwas ausführlicher erwähnen, nämlich die Errichtung zweier Erziehungs-Institute, eines für Knaben, das andere für Mädchen; in beiden sollte die heilige Religion die Grundlage aller übrigen Kenntnisse seyn. Diese Lieblingsidee wurde mit allem Eifer in's Werk gesetzt. Theodor leitete das Knaben-, Maria das Mädchen-Institut. Beide Anstalten befanden sich in der Residenz. Sie blühten rasch empor und hatten den gesegnetsten Fortgang. Denn heilige Liebe war Stifterin und Pflegerin derselben, und wo sie, die Himmlische, weilt, sprießt jegliche Knospe schnell zur Blüthe und herrlichen Frucht.

So lebten Theodor und Maria hochverehrt von Allen, und fanden von Tag zu Tag höhere Freuden in Erfüllung der selbstauferlegten Pflichten. Sie wurden vielfach an Hof gebeten, und der Fürst besuchte oft ihre Anstalten. Doch auch hier zeigte sich das Unvollkommene aller irdischen Glückseligkeit. Der Fürst bekam die Blattern und starb. Tellsburg legte seine Aemter nieder, und zog sich auf seine Güter zurück. Prinz Johann kam, und trat die Regierung an. Wildhausen wurde abermals Minister, und der ungerechte Gerichtshalter kam wieder zu Ehren.

Unter diesen Umständen hatten Theodor und Maria viel zu fürchten; aber sie vertrauten auf Gott, und fürchteten sich nicht; und da dem neuen Fürsten umständlich berichtet wurde, was Theodor und seine Frau schon Alles geleistet hatten, nahm er sie in seinen besondern Schutz. Auch er besuchte ihre Anstalten, und vernahm hier, wo Alles auf Gott und Religion sich bezog und darin seinen Mittelpunkt fand, so Manches, wovon er in seinem Leben, und sogar in Paris, nicht das Mindeste

gehört hatte. Daher ergriff ihn dieß alles so, daß er bei Theodor gleichsam in die Schule ging, ganz ein anderer Mensch und ein vortrefflicher Regent wurde. Wildhausen und seine Kreaturen wurden wieder entfernt, und Tellsburg neuerdings Minister. So kam Alles wieder in die guten alten Geleise, und das gottselige Ehepaar hatte durch seine stille Tugend einen neuen, schönen Triumph errungen.

In diesem vergnügten und segensreichen Zustande lebten Theodor und Maria eine Reihe von Jahren. Ihre Ehe wurde nicht mit leiblichen Kindern beglückt, aber in den zwei Schulen blühte ihnen ein Kranz von Söhnen und Töchtern, der ihren Herzen nicht minder theuer war.

Einst wurden Beide zur fürstlichen Tafel geladen, was nicht selten geschah. Während des Essens überfiel Theodorn eine sonderbare, halb frohe, halb traurige Ahnung; es war ihm zu Muthe wie einem, der einem großen Glücke entgegen gehen, zuvor aber von sehr lieben Freunden Abschied nehmen soll. Maria saß ihm gegenüber. Sie sah ihn oft mit wehmüthiger Freundlichkeit an, und er bemerkte Thränen in ihren Augen. Als sie nach Hause gingen, erklärten sie sich gegeneinander, und erkannten, daß ihre wechselseitigen Empfindungen ein und dieselben gewesen waren. Sie empfahlen sich Gott, und beteten den Himmel in ihr weichgestimmtes Gemüth herab.

Gegen 8 Uhr Abends kam ein Bedienter aus dem Schlosse, und brachte eine Einladung des Fürsten, mit ihm morgen nach der Erichsburg zu fahren, Herr und Frau von Tellsburg wären auch dabei. Es kam ihnen diese Einladung freilich nicht ganz gelegen; doch glaubten sie, dieser Ausflug könne zur Aufheiterung dienen; sie sagten also dem Bedienten zu.

Des folgenden Tages um 11 Uhr wurde die kleine Lustreise angetreten. Die Erichsburg war ein uraltes, zum Theil schon ruinirtes Schloß, das auf einer ziemlichen Anhöhe lag; die Entfernung von Strahlenburg betrug drei Stunden. — Im alten Rittersaale wurde gespeist. Nach der Tafel stand der Fürst mitten im Saale, und sprach mit dem Minister Tellsburg; Theodor aber bewunderte am Fenster mit den beiden Frauen die herrliche Aussicht. Auf einmal bemerkte er ein Krachen oben an der Zimmerdecke, und es rieselte Korn herab. Nichts Gutes ahnend, stürzte er auf den Fürsten zu, und schob ihn mit den Worten: »Fort! fort!« vorwärts gegen die Thür. Der Fürst und der Minister sprangen instinktmäßig hinaus. Theodor wendete sich, auch die Frauen noch zu retten, aber die Decke stürzte ein, und erschlug Theodorn, Marien und Frau von Tellsburg. Ein Fruchtspeicher über dem Saale war die Ursache des Unglücks; die Last des Getreides hatte die morsche Decke durchgedrückt.

Der Fürst und Tellsburg standen einen Augenblick ganz betäubt von diesem entsetzlichen Ereigniß; dann aber ordneten sie mit schneller Besonnenheit alles Mögliche zur Rettung an. Es war zu spät. Nachdem Schutt und Getreide beseitiget war, fand man drei schrecklich verstümmelte Leichname. — Theodor und Maria hielten sich im Tode fest umschlungen, und der Fürst befahl, daß man die beiden theuern Leichen, so wie sie waren, in einen Sarg legen und sie auch so begraben solle. — Dem Leichenbegängnisse schloß Vornehm und Gering, Jung und Alt sich an. Es war ein unabsehbarer Zug, in jedem Gesicht tiefe Trauer. Alle weihten Theodor und Marien Thränen der Hochachtung, der Liebe und Dankbarkeit.

Ihr Grab ließ der Fürst mit einem einfachen Monu-

ment von schwarzem Marmor zieren. Auf demselben stand mit goldenen Buchstaben:

Hier schlummern dem frohen Erwachen entgegen

die Ehegatten

Theodor Killsberg und **Maria**, geb. van der Horst,

Engel des Segens für's Vaterland,

und

Er Leibes- und Seelenretter seines Fürsten,

Johannis von Strahlenburg,

der ihnen Beiden dieß von ihm bethränte Denkmal weiht.

R. I. P.

12.

Jonathan,

oder

der vollendete Jüngling.

Zur Zeit Saul, des Königs von Israel, lebten die Propheten des Herrn: Nathan und Gad, und beide waren sehr bekümmert um Saul und den bösen Geist der Unruhe, der über ihn gekommen war. Aber mit Wohlgefallen schaueten die Männer Gottes auf Jonathan, den Sohn des Königs. Denn sie dachten, in ihm wohnet der Geist der Liebe und er wird sein Volk trösten zu seiner Zeit.

Darum beobachteten sie den Jüngling und forschten sein Wesen heimlich, vor Allem aber achteten sie auf seine Liebe und Freundschaft zu David, dem Sohne Isai. Denn die Liebe, dachten sie, ist die Blüthe des Menschen. Darum wollen wir aus ihr des Jünglings Herz und Wesen erkennen.

Und wenn die Jünglinge gemeinsam wandelten und ihrer Jugend sich freueten, oder zur heiligen Tonkunst und Weisheit ihre Herzen neigten, so waren die Männer Gottes ihnen nahe, ohne daß die Jünglinge es wußten.

Siehe, da ergrimmte der König auf David und verdammte ihn und schwur ihm den Tod. David aber mußte flüchtig werden und floh gen Rama. Da sprachen die Propheten: »Wird Jonathan ihm treu bleiben, und sich zu ihm halten in der Noth?« Und sie gingen Jonathan nach, als er hinauszog zu David. Und als Jonathan David sah von ferne, lief er zu ihm und fiel ihm um den Hals, und sie weineten miteinander, und Jonathan tröstete die Seele seines Freundes David.

Darob freuten sich die Propheten, und sprachen untereinander: »Jonathan ist ein guter Jüngling; er hat seines Freundes im Unglück nicht vergessen, sondern den Bund seines Herzens befestigt. Dem zeugen seine Thränen.«

Nach diesen Tagen sprach Gad zu Nathan: »Siehe, die schwerste Probe steht unserm Jonathan bevor. Samuel hat David zum König gesalbet, und zum Ersten in Israel . . . .«

Da ward Nathan ernst und bekümmert in seiner Seele und sprach: »Gern möchte ich deß ledig seyn; aber der Geist des Herrn gebeut ihn zu prüfen.«

Und die Männer Gottes traten zu Jonathan und begleiteten ihn auf seinem Wege zu David in der Wüsten Siph. Und als sie nun in die Wüste kamen, nahe bei

der Höhle auf dem Berge Hachila, sprach Gad der Prophet zu Jonathan, dem Sohne Saul, des Königs: »Siehe, Samuel hat David gesalbet zum König von Israel.«

Als Jonathan solches hörte, sprang er auf und fiel David um den Hals und weinete vor Freuden, und rief: »Du wirst leben und König seyn über Israel.«

Als dieses die Männer sahen, waren sie sehr erfreuet und Nathan sprach: »Diese Thränen der Freude sind köstlicher noch als die andern. Mit den Fröhlichen sich freuen ist mehr, als weinen mit den Weinenden.«

Und die Propheten segneten Jonathan. Aber es war ihnen verborgen, daß Jonathan fallen sollte zur Seite seines Vaters auf dem Gebirge Gilboa.

13.

Matthias,

oder

der Tod des Gerechten.

So eben war der Frühgottesdienst geendet; gestärkt und gesegnet zum christlichen Kampfe verließ die gute Gemeinde das Gotteshaus. Hie und da auf neuerrichteten Gräbern weinten und beteten einsame Zurückgelassene für die Frühverstorbenen. Und der Pfarrer Lindau trat jetzt aus der Kirche, ganz noch durchdrungen und begeistert vom heiligen Worte, das er verkündet, und vom geheimnißvollen Opfer, das er vollbracht hatte.

Da trat zu ihm eine alte Taglöhnerin, grüßte ihn ehrerbietig, und sprach: »Der alte Matthias schickt mich

zu Ihnen. Es scheint, als würde er das neue Jahr nicht mehr erleben, so sinken seine Kräfte mit jedem Augenblicke mehr dahin, und er verlangt recht mit Schmerzen, noch einmal sich durch den Empfang der heiligen Sterbsakramente zum letzten Kampfe zu stärken, und den Trost des göttlichen Wortes von Ihnen, hochwürdiger Herr Pfarrer, zu hören. Ich habe ihm diesen Morgen von dem alten Simeon aus der biblischen Geschichte vorgelesen, und nun betet er immer still vor sich hin: »Herr, lasse Deinen Diener im Frieden scheiden, damit meine Augen den Heiland sehen, welchen Du bereitet hast vor allen Völkern.««

»Ich sah ihn doch erst neulich noch,« antwortete der Pfarrer, »ist er denn jetzt so gar schwach geworden?«

»Seit Mitternacht,« erwiederte Elisabeth; »er sagt, daß er es ordentlich fühle, wie der Tod ihm mit jeder Minute näher rücke. O, Sie können es gar nicht denken, wie der fromme Greis so gefaßt und ruhig ist! Ich stand diesen Morgen gerade an seinem Bette, als er erwachte. Er gab mir die Hand und sprach: »Mache doch die Fensterläden ein wenig auf, liebe Elisabeth, ich will noch einmal in das Morgenroth sehen. Ich fühle es, daß es heute zum letzten Male seyn wird. Morgen früh bin ich, will's Gott! bei meinem Herrn im Himmel, und werde dort ein schöneres Morgenroth schauen; ich verlange recht herzlich darnach.« Ich fing darauf bitterlich an zu weinen, und da sprach er wieder: »Weine doch nicht, Elisabeth. Es wird dir wohl leid thun, wenn wir nun nicht mehr miteinander werden plaudern können, wir haben ja so lange Jahre in Liebe zusammen gelebt, und treulich Freud und Leid miteinander getheilt; aber wir trennen uns ja nur auf wenige Tage, um jenseits ewig vereinigt und selig zu leben; d'rum gräme dich nicht,

treue Seele, gönne mir die Ruhe. Die alte Hütte ist ja so morsch, und ich sehne mich bei dem Herrn zu seyn, und Theil an seiner Herrlichkeit zu haben; verarge mir daher nicht mein Heimweh.« Ich fragte ihn darauf, ob ihm denn gar nicht bange sey vor dem Tode? — und er antwortete mir: »O wie kannst du doch so fragen, meine liebe Elisabeth! Bin ich doch fast neunzig Jahre alt! Kennst du denn den Spruch nicht: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, sie ruhen aus von ihrer Arbeit? — Warum sollte ich mich denn fürchten? Jesus, mein göttlicher Herr und Heiland, wird mir helfen, daß ich überwinde; an Ihn glaube ich, auf Ihn hoffe ich, Er wird mich auch im Tode nicht verlassen, und mich nach Seiner unendlichen Gnade im Himmel aufnehmen, wie Er es verheißen hat.« Sehen Sie, so sprach der fromme Patriarch zu mir, und es ward mir dabei selbst so selig und fröhlich im Herzen, daß ich wahrhaft gestärkt mit ihm beten konnte, und ihm darauf, seiner Bitte gemäß, von Simeon vorlas. Wie die Stelle kam: Von Simeons Ende schweigt die heilige Geschichte — antwortete er voll Glaubensfreudigkeit: »O, der gottselige Greis wird eingeschlummert seyn, wie man im süßen Gefühl des reinen Gewissens einschlummert, still und leise. Und hätten wir an seinem Sterbebette gestanden, wir würden um sein frommes Angesicht ein mildes Lächeln gesehen haben, das auch im Tode seine Gestalt schon verklärte. Denn des Herzens Friede bleibt auch der Leiche, und der fromme Sinn spiegelt sich in den ruhigen Zügen des Todten ab. Zu dem Lande des Lichtes, wo er jetzt wandelt, schweben alle Gläubigen empor, und drücken dort dem verklärten Geiste die Bruderhand. O Elisabeth! wie so sehnlich wünsche ich, aufgelöst zu seyn, um mit Christo zu leben!« So sprach mein guter

Matthias, und eine Thräne liebender Sehnsucht entquoll seinem zum Himmel gerichteten Auge.«

»O gewiß, liebe Mutter,« sagte darauf der Pfarrer tief gerührt, »gewiß wird er im Frieden scheiden; ich habe ihn von meiner Jugend an gekannt, er hat mich als Kind immer auf den Armen getragen, und seine Erzählungen aus der biblischen Geschichte drangen mir jederzeit tief in's Herz. Er kam mir stets so ehrwürdig wie Vater Abraham vor, von dem er so gerne sprach. Ich habe ihn nie anders als in Gottesfurcht wandeln sehen, schlecht und recht, dem Hiob gleich, und das Böse meidend. Nie war er mißmuthig, noch murrete er über die Schickungen des Herrn. In den allertrübsten Stunden — und deren waren nicht wenige — begann er immer zu singen und zu beten: Befiehl du deine Wege &c., und sein frommer Glaube an Jesum Christum wird ihm den Tod leicht machen, und ihm droben ein schönes Erbtheil bereiten. — Und nun gehet getrost nach Hause, und saget meinem lieben Alten: gleich werde ich zu ihm kommen, und Den mitbringen, in dem allein Heil, Leben und Seligkeit ist.«

Und so ging er zur Kirche; das Speisglöcklein rief die Gemeinde, und unter frommem Gebete trug er das Allerheiligste zur Hütte des Kranken. Die Kindlein der Schule aber begleiteten in andächtiger Ordnung ihren göttlichen Freund, und sangen den schönen Choral: Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd &c.

Der Pfarrer trat an das Lager des ehrwürdigen Greises, ihn zu segnen mit der Fülle des Segens; dann legte er sanft seine Hand auf das Haupt des Kranken, und sprach: »Der Herr sey mit dir, lieber Mitbruder! und mit deinem Geiste, und mit Allen, die in diesem Hause wohnen!« Und der Greis richtete sich auf in seinem Bette, und sprach: »Gelobt sey der Herr, der meinen letzten Wunsch

erhöret hat! Aber wie bin ich so unwürdig, daß mein Herr und Heiland Jesus Christus zu mir kommt!« —

Unter häufigen Thränen der Reue legte er jetzt das Bekenntniß seiner Sünden ab. Aber der würdige Priester stellte ihm die unaussprechliche Huld, Gnade und Liebe seines göttlichen Erlösers recht rührend vor, und nachdem er ihn im Namen Jesus losgesprochen, und Glaube und Liebe, und Hoffnung und Sehnsucht zu Christus in seinem Herzen entzündet hatte, reichte er ihm das heilige Abendmahl, und salbte ihn unter Gebet und Tröstungen mit dem heiligen Oele.

»O Herr Pfarrer,« sprach jetzt der alte Matthias, »wie ist mir jetzt so himmlisch wohl, und wie fühle ich mich so gestärkt und aufgerichtet! Ja — da ich Ihn habe — mit Ihm vereinigt bin, nun weiß ich's erst gewiß, und ist's nun kein Traum mehr, sondern lautere Wahrheit: ich werde dort Neujahr halten, heute Nacht bin ich schon dort gewesen.«

»Wie meint Ihr das?« erwiederte der Pfarrer und sah dem alten Matthias forschend in's Auge.

»O ich bin dort oben gewesen,« antwortete der Greis, »in einem schönen, himmlischen Traume. Es ging mir, wie dem Apostel Paulus, ich ward verzückt in den Himmel der Seligen. Es däuchte mir, als schwebte ich in einer verklärten Gestalt unter lauter Sternen empor.«

Ermattet von der langen Rede schwieg der Greis. Da nahm der fromme Seelsorger seine Hand und sprach: »Wer überwindet, der wird Alles ererben, und der Herr spricht: »Ich werde sein Gott seyn, und er wird mein Sohn seyn.««

»Helfen Sie mir, daß ich überwinde,« stammelte der Kranke, »und die Krone des Lebens empfange. O Tod,

wie wohl thust du dem, der da schwach und alt ist! O komm', Herr Jesu, komm', und löse meine Seele auf!«

Der Pfarrer sprach: »Ja! Gott sey mit dir, du Gesegneter, ererbe das Reich, das dir bereitet ist vom Anbeginn der Welt. O du frommer, getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, Er wird dich über viel setzen, geh' ein zu deines Herrn Freude.«

Da war es, als blitzte ein Strahl von einem himmlischen Lichte aus dem Auge des Greises, er richtete sich auf, faltete die Hände, und war ganz Dank und Anbetung.

Der Pfarrer wandte sich zum Kranken: »»Es sollen Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht aufhören,« spricht der Herr, dein Erbarmer.«

Nach einer stillen, feierlichen Pause sprach Matthias: »Beten Sie noch einmal mit mir.« Da trat der Pfarrer ganz nahe an das Bette hin, und hob an: »Gelobt seyst Du Gott, Vater unsers Herrn Jesu Christi, der Du mich wiedergeboren hast zu einer lebendigen Hoffnung, zu einem unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das vorbehalten wird im Himmel. — Du hast mich getragen, o Herr! bis in's Alter, bis ich grau geworden bin; Du hast mich gesättiget mit langem Leben, darum preise ich Deine Treue, die Du mir von Jugend auf erwiesen hast. — Und nun, Herr, nimm meine Seele, und laß mich scheiden zu meinen Vätern im Frieden, und meinen Leib schlafen bis zur Auferstehung in der Erde. O, gedenke nicht der Sünden meines Lebens, und sey mir gnädig durch Jesum Christum. Amen.«

»Christus ist mein Leben, Sterben mein Gewinn!« rief der Greis. — »Und nun mein letztes Wort: Dank, tausend Dank für alle Liebe, die Sie mir erwiesen mein Lebenlang, und auch für diesen Besuch. Der Herr wird's

Ihnen vergelten, und ich will's rühmen vor seinem Throne. Gott erhalte Sie noch lange, droben will ich Sie erwarten.« — Der Greis konnte nicht mehr weiter reden, seine Stimme zuckte, erschöpft sank er auf das Kissen hin. Da flossen dem Pfarrer die Augen über, und seine Thränen träufelten auf das Bette. »Meine Seele müsse sterben den Tod dieses Gerechten,« betete er, »und mein Ende sey, wie sein Ende! — Ruhe im Frieden!«

Und der fromme Matthias war nun heimgegangen, und mild und freundlich, wie im Schlummer, lag seine entseelte Hülle da. Nachdem der Pfarrer für die Seele des im Herrn Entschlafenen gebetet hatte, nahm er die alte Elisabeth traulich bei der Hand, und sprach: »Ich habe an manchen Sterbebetten gestanden, aber noch nie einen Menschen mit der Freudigkeit verscheiden sehen, wie deinen treuen Matthias.«

»O er lebte auch immer mit ganzer, voller Seele in dem Worte des Herrn,« erwiederte Elisabeth. »Da verging kein Abend, an welchem er nicht in der biblischen Geschichte und in der Nachfolge Christi las, und man sah es an seiner Andacht, an der Freudigkeit seines Antlitzes, wie innig und lebendig er Alles, was er las, in sein Herz aufnahm. — Das Evangelienbuch war sein kostbarster Schatz. »Das sind die rechten Quellen der Weisheit,« sagte er oft. »Ein Spruch unsers Herrn gilt mir mehr, als aller Welt Bücher. Ich bekenne ganz einfältiglich mit Petrus: Herr wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.««

»Ja, er war ein ächter, ein wahrer Christ,« schloß der Pfarrer, »voll Glaubens und voll Kraft, und trug den Himmel im Herzen. Darum war ihm auch der Tod so leicht, die Sehnsucht, bei dem Herrn zu seyn, überwand die Todesfurcht. Ihm ist nun wohl, gute Elisabeth!

er hat ausgerungen, und seine Seele ist bei Gott! — Damit tröste dich. Auch bei dir ist es schon Abend geworden; bitte nun recht innig den Herrn, daß er bei dir bleibe. Stehe fest im Glauben, sey getrost in der Hoffnung: im Vaterhause wirst du ihn bald, wirst du ihn ewig wiedersehen!«

»Ja und Amen!« sprach Elisabeth, wie begeistert die Hand ihres Matthias ergreifend, »Herr Jesu! es geschehe mir nach Deinem Worte — ich komme!« — Und hin sank sie an die ehrwürdige Leiche, und ihr Geist war auch heimgegangen zum Herrn. Und beide Lieben ruhen nun in einem Grabe nach dem Kampfe des Erdenlebens, und harren der seligen Auferstehung entgegen.

Wahrlich, an den Sterbebetten, da zeigt sich die Thorheit derer, die nach der Welt leben, und das Wort Gottes verachten. Das ist doch gewiß die rechte Weisheit des Lebens, die bis an das Ende beharret, und das ist doch gewiß der rechte Weg, der am Ziele mit solcher Freudigkeit erfüllt! —

14.

Matathias,

oder

die Freiheit und das Heiligthum.

Zur Zeit Antiochus, des Syrerkönigs, waren in Israel böse Leute unter dem Volke, die sprachen: »Lasset uns einen Bund machen mit den Heiden, und ihre

Gottesdienste annehmen.« Dem stimmten Viele bei und verließen den heiligen Bund und hielten sich zu den Heiden und wurden ganz verstockt, allerlei Schanden zu treiben.

Solches gefiel dem König über die Maßen: und als er heimkehrte von Egypten, welches er eingenommen und groß Gut von da geraubt hatte, kam er gen Jerusalem, ging trotziglich in das Heiligthum und ließ den güldenen Altar und Leuchter und allen güldenen Schmuck wegnehmen, und ließ viele Leute tödten und lästerliche Gebote ausrufen. Da war in Israel großes Herzeleid und die Frommen des Landes waren sehr bekümmert und klagten.

Solche Nachricht kam auch zu den Ohren des Priesters Matathias, des Sohnes Johannes, der Jerusalem verlassen hatte um der Sünden des Volks willen, und war gegen Modin gezogen. Und seine Söhne kamen und brachten Botschaft von Allem, was geschehen war in der heiligen Stadt, und sie sprachen zu dem Vater: »Wie kann Israels Gott solches dulden?«

Matathias aber antwortete und sprach: »Haben sie den Herrn verlassen, und dem heiligen Bunde entsagt, wie sollte der Herr den Abtrünnigen helfen? Mag die Gerechtigkeit sie strafen, auf daß sie würdig werden, Barmherzigkeit zu empfangen.«

Nach etlicher Zeit sandte der König einen Hauptmann mit großem Kriegesvolk, und er überfiel die Stadt verrätherisch, plünderte sie, riß die Mauern nieder und führte Weiber und Kinder und Vieh hinweg, und befestigte die Burg David und besetzte sie mit einem gottlosen Haufen, der allen Muthwillen darauf übete. Da ward das Heiligthum wüste und die Feiertage wurden eitel Trauertage. Denn die Knechtschaft nahm überhand mit jedem Tage.

Solches verkündeten die Söhne Matathias ihrem Vater auf Modin, und sie harreten, was er sagen würde.

Matathias aber antwortete und sprach: »Mögen sie erkennen, was sie verloren haben, damit sie es suchen lernen.«

Darnach gebot der König Antiochus, daß alle Völker zugleich einerlei Gottesdienst halten und den Götzen opfern sollten, und befahl, die Leute zu gewöhnen an allerlei Gräuel. Und viele von Israel willigten ein und opferten den Götzen und entheiligten den Sabbath. Da traten die Söhne des Matathias wieder zu ihrem Vater und sagten es ihm an.

Matathias aber antwortete und sprach: »Es geschiehet des Herrn Wille, auf daß sich die Finsterniß scheide von dem Licht. Der Herr kennet die Seinen.«

Nach einigen Tagen kamen die Söhne des Matathias wieder zu dem Vater und brachten ihm Kundschaft, wie der grausame Tyrann etliche Frommen getödtet, weil sie das Gesetz nicht verlassen wollten, und wie er befohlen, Alle todt zu schlagen, die den Götzen zu opfern sich weigerten. Und sie harreten der Antwort des Vaters.

Matathias aber antwortete und sprach: »Daran geschieht des Herrn Wille. Erst fließet das Blut, bevor die Flamme auf dem Altar sich erhebet. Seyd unerschrocken und haltet ob dem Gesetz, so wird euch Gott wiederum herrlich machen.«

Nach diesen Tagen erschienen Hauptleute des Königs zu Modin, und traten zu Matathias und sprachen: »Du bist der Vornehmste und Gewaltigste in dieser Stadt und hast viele Söhne und eine große Freundschaft. Da-

rum tritt erstlich dahin und thue, was der König geboten hat; so wirst du und deine Söhne einen gütigen König haben und begabet werden mit Gold und Silber und vielen Gaben.«

Da that Matathias seinen Mund auf und sprach: »Wenn schon Alle abfielen von der Väter Gesetz und willigten in des Königs Gebot, so wollen doch ich und meine Brüder und Söhne nicht abfallen.«

Da er nun also ausgeredet hatte, ging ein Ideu hin und opferte den Götzen vor Aller Augen. Da entbrannte Matathias das Herz, und er lief hinzu und tödtete den Juden und den Hauptmann des Königs und warf den Altar um. Darauf zog er durch die Stadt und rief laut: »Wer den Bund halten will, der ziehe mit mir!« Und viele Fromme zogen mit ihm in das Gebirge, und verließen Alles, was sie hatten.

Als sie nun draußen waren in der Wüste, sprach Matathias: »Nun ist es Zeit, daß der Gedanke zur That und das Wort zum Schwert werde.«

Darnach rüstete sich das Häuflein der Fommen, und die Söhne Matathias traten an ihre Spitze. Sie wendeten sich aber zu dem Vater und sprachen: »Sollen wir nicht zuvor das Heiligthum reinigen von dem Gräuel der Götzen und den Altar herstellen nach der Ordnung des Gesetzes und darnach ausziehen gegen die Fremden?«

Da antwortete Matathias und sprach: »Nicht also! Schlaget zuvor die Feinde mit der Schärfe des Schwerts und erlöset das Vaterland von der Schmach und Knechtschaft, damit auf gereinigtem Boden sich das Heiligthum erhebe.«

Und sie thaten also und schlugen die Syrer mit großer Kraft und befreieten Jerusalem und das ganze Land Juda.

Darnach reinigten sie das Heiligthum und das ganze Land von allem Ausländischen, und die Herrlichkeit des Herrn erschien in seinem heiligen Tempel.

15.

Die Wittwe zu Zehra.

Der Kadi (Richter) zu Zehra, Benbächir, begegnete einer Wittwe, welche einen Esel vor sich her trieb und weinte. »Warum weinst du, armes Weib?« »Wohl ein armes Weib,« antwortete sie, »dieser Esel, der leere Sack, welcher darauf liegt, und die Kleidung, welche meine Blöße deckt, sind der ganze Ueberrest meiner Habe; alles Uebrige hat mir der Kaliph (Kaiser) genommen.« »Und worin bestand deine übrige Habe?« fragte Benbächir verwundert. »Ich besaß eine kleine Meierei; sie war das Erbtheil der Vorfahren meines verstorbenen Mannes und der Meinigen; sie war uns über Alles lieb; wir waren hier geboren und erzogen; verehlichten uns hier, genossen die Zufriedenheit treuer Liebe und unermüdeter Arbeitsamkeit — noch auf dem Sterbebette bat mich mein guter Mann, dafür zu sorgen, daß unser kleines Gut, welches uns unsere Väter hinterlassen hätten, an niemand anders gelange, als an unsern Sohn, welcher vielleicht in dem Augenblicke im Heere des Kaliphen sein Blut für einen Herrn vergießt, welcher seiner Mutter Alles nimmt.« »Und aus welchem Grunde,« fragte der Kadi, »nahm dir der Kaliph dein Grundstück?«

»Er will sich ein Lustgebäude dahin bauen lassen,« antwortete die Wittwe. — Guter Gott, dachte der Kadi bei sich selbst, er hat so viele Paläste und Lustgebäude,

und auf einen bloßen Einfall, noch eins mehr zu haben, vertreibt er ein armes Weib aus ihrem Eigenthume! —

»Und welchen Ersatz gab er dir?« fragte Benbächir. »Ersatz? Keinen!« antwortete die Wittwe; »er ließ mir anfänglich eine kleine Summe anbieten; da ich aber das mir so theure Grundstück nicht verkaufen wollte, so nahm er es mir mit Gewalt.«

»Hast du ihm deine traurige Lage nicht vorgestellt?« erwiederte der Kadi. — »Ich warf mich vor ihm nieder,« antwortete die Wittwe, »benetzte mit meinen Thränen seine Füße, und bat und flehte — ich sagte ihm Alles, was mir Schmerz, Kummer und Verzweiflung eingab« — Sie konnte vor Schluchzen nicht fortfahren. — »Und dein Bitten vermochte nichts über ihn?« fragte Benbächir theilnehmend. — »Er wies mich mit aller möglichen Härte ab!« antwortete sie weinend. —

Benbächir hob die Augen gen Himmel. Allmächtiger! seufzte er, Vater der Menschen! Er stellt Dich hier auf Erden vor, und kann die von sich weisen, die nichts verlangen, als was Gerechtigkeit und Billigkeit heischt; und Du übersiehst mit Langmuth und Geduld die unbilligsten und ungerechtesten Bitten der Sterblichen? — »Weib,« sagte er entschlossen nach dieser stillen Pause, »überlaß mir deinen Esel und den Sack auf eine kurze Zeit, und folge mir von ferne. Ich gelte etwas bei dem Kaliphen — wo ist er jetzt?«

»Er befindet sich eben jetzt,« antwortete die Wittwe, »auf dem Grundstück, welches ich sonst mein nannte. Aber, was willst du mit dem Esel?« — »Sey unbesorgt und folge mir!« versetzte der Kadi. — Benbächir nahm den Esel und suchte den Kaliphen auf. — Der Kaliph bewillkommte ihn freundlich. »Ich habe dich so lange

nicht gesehen, Benbächir,« sagte er zu ihm, »und wie kommt es, daß ich eben jetzt dich sehe?«

»Erhabner der Beherrscher der Gläubigen,« antwortete Benbächir, »ich habe so eben ein armes Weib gesprochen, welchem —« »Ich errathe, was folgen wird,« unterbrach ihn der Kaliph in einem ernsthaften Ton, »und will nichts weiter hören. Die Halsstarrige mag ihr Betragen büßen! Steht es nicht in meiner Willkür, über Vermögen und Leben meiner Unterthanen zu gebieten?« — »Deine Macht,« erwiederte Benbächir, »ist hier auf Erden unbegrenzt. Auch verlangt die Wittwe ihr ehemaliges Eigenthum nicht wieder zurück; sie bettelt bloß um ein kleines Andenken, und wenn du es erlaubst, so fülle ich diesen Sack, zufolge ihres Wunsches, mit Erde.«

»Die kann sie haben,« erwiederte der Kaliph lächelnd, »und wenn sie zehn Säcke wollte. — Bald, Benbächir, sollst du die Gegend nicht mehr kennen! Hier soll ein prächtiger Palast errichtet werden, dort ein Wasserfall die Aussicht verschönern, und weiter hin ein hoher Thurm sich erheben, von welchem man die ganze Gegend übersehen kann.«

»So?« — erwiederte Benbächir, welcher unterdessen den Sack mit Erde angefüllt hatte. — »Ich werde sogleich mein Geschäft vollendet haben, und dann, erhabner Beherrscher der Gläubigen, erlaube mir noch eine Bitte, die eben so unbedeutend ist, als die erste.« — »Sie sey dir gestattet,« versetzte der Kaliph. »Der Sack ist gefüllt,« fuhr Benbächir fort, »und nun, erhabner Beherrscher der Gläubigen, fleh' ich um deinen Beistand, ihn auf den Esel zu laden.«

»Welche befremdende Bitte!« rief der Kaliph, »wie kannst du dieß von mir verlangen? Rufe meiner Sklaven einen, und er soll dir helfen.« — »Erlaube, Beherrscher

der Gläubigen,« erwiederte der Kadi, »daß ich dich um diese Gnade bitte — daß ich dich flehend bitte, sie mir nicht abzuschlagen.« — »Wahnsinniger,« rief der Kaliph, »die Last ist zu schwer für mich!« — »Zu schwer?« sagte Benbächir; »dieser Sack voll Erde, ein so kleiner Theil des Grundstücks, auf welchem wir uns befinden, scheint dir zu schwer? O Herr! und du schauderst nicht bei dem Gedanken an den Tag, an welchem du vor deinem und unserm Richter erscheinen wirst? an welchem nicht bloß dieser Sack voll Erde, sondern das ganze Grundstück mit allen Palästen und Thürmen, welche du darauf erbauen willst, mit allen Thränen, mit welchen die Unglücklichen es durch deine Veranlassung benetzt haben, zur weit unerträglichern Last werden dürften? — Du bist hienieden unbeschränkter Herrscher; ein Wink von dir verkürzt des Menschen Leben, und ein einziges Wort stürzt Tausende in Unglück; aber — es kommt eine Zeit, in welcher du mit deinem Sklaven in gleichem Range stehst!« — »Mit meinem Sklaven in gleichem Range?« wiederholte der Kaliph. »Ich irre mich« faßte Benbächir das Wort, »dein größerer Vorzug hier wird dir zur größern Qual gereichen. Du hast hier einen ungleich größern Wirkungskreis, folglich auch ungleich mehr zu verantworten. Jeder deiner Unterthanen hat nur von Dem Rechenschaft abzulegen, was er für sich besaß, und du von Allem, was wir insgesammt besitzen. Leb' wohl — verzeihe deinem Sklaven die Verwegenheit.«

Benbächir wollte sich entfernen. Der Kaliph hielt ihn zurück. »Dir verzeihen?« sagte er: »ich bin dir Dank schuldig, daß du mich von einer großen Ungerechtigkeit zurückhältst, die ich schon halb begangen habe. — Rufe die Wittwe! Sie nehme ihr väterliches Erbtheil zurück, und um sie für die Thränen zu entschädigen, die ihr

meine Härte ausgepreßt hat, soll ihr Grundstück von meinen Gärten, welche angrenzen, um eben so viel vergrößert werden. Und du verlässest nie wieder meinen Hofstaat, um Gelegenheit zu haben, dich angemessen zu belohnen. Die Regenten bedürfen einen freundschaftlichen Begleiter, der nichts scheut, der Wahrheit zu opfern; der sie auf ihre Fehltritte aufmerksam macht, und davon zurückhält; du sollst der meinige in Zukunft seyn.«

16.

Der Libanon.

Simeon, ein Lehrer in Israel, führte einen heiligen Wandel vor Gott, also daß man im Lande sagte: Schlecht und recht, wie Simeon. Aber noch höher rühmten die Menschen die Demuth seines Herzens. Denn seine Seele war, wie eines Kindes, voll Unschuld und Einfalt.

Als nun eines Tages seine Jünger und Freunde ihn hoch lobeten um seines heiligen Wandels willen, und daß man keines Fehls an ihm gewahren könne, da ereiferte sich Simeon im Geist über solche Reden und sprach: »Niemand ist gut, denn Einer; wie wollet ihr mich gut nennen!«

Da wunderten sich alle und verstummten; einer aber that seinen Mund auf und sprach: »Wenn ein Mensch sein Lebenlang vor Gott gewandelt hat, warum soll er sich dessen nicht freuen, wie einer, der auf einer Höhe steht, nachdem er den steilen Weg überwunden hat?«

Da antwortete Simeon und sprach: »Ich will euch eine Geschichte meiner Jugend erzählen.« Da horchten alle und der Greis erzählte, wie folget:

»Aus meines Vaters Wohnung schauet man von ferne den Libanon und die Cedern auf seinem Gipfel, und ich hörte oftmals meinen Vater und die Freunde reden von der Höhe des Gebirges und von der Herrlichkeit des Cedernwaldes auf seinem Haupte.

»Solches Lob konnt' ich nicht fassen, und ich nahm ein Blatt, und zeichnete darauf den Libanon und die Cedern, und gab es dem Vater und sprach: »Siehe, mein Vater, den Libanon und die Cedern auf seinem Gipfel. Wie könnet ihr so viel davon rühmen; er scheinet ein Hügel, und seine Bäume wie ein Gesträuch auf dem Hügel.« — Mein Vater aber lächelte und schwieg, und er bewahrte das Blättchen.

»Bald darnach sprach mein Vater: »Nimm deinen Stab, Simeon, wir wollen zu dem Libanon.« Und wir gingen einen Tag und mehrere Tage. Je näher wir kamen, desto höher ward das Gebirge. Und als wir nun zuletzt in der Nacht ausgingen, und auf das Gebirge kamen, und die Nebel sanken und der Tag anbrach, da sah ich seine Höhe und die Bäume des Herrn auf seinem Gipfel. Da erstaunte ich und erschrak.

»Mein Vater aber zog das Blatt hervor, und sprach zu mir: »Nun miß deine Größe und deine Gebilde an dem Libanon und seinen Cedern.« — Da schämte ich mich sehr, und mir glüheten die Wangen.«

Nach diesen Worten erhob sich der Greis und sagte mit freundlichem Anblick: »Ich bin nun auch einige Tagreisen gewandelt, und der Herrlichkeit des Herrn näher gekommen . . .«

Darauf schwieg er, und auch seine Jünger und Freunde verstummten, und fragten Simeon nicht fürder über seine Demuth. —

17.

Blanka.

Fahrnhain, einer der berühmtesten Wechsel-Agenten in P., hatte zwei Töchter, Blanka und Cölestine, die er durch Lehre und Beispiel in wahrer Gottesfurcht erzog, und dabei keine Kosten sparte, ihre Talente durch die vorzüglichsten Lehrmeister nach ihrem Stand und Vermögen auszubilden, damit sie jene eigentliche Liebenswürdigkeit erlangten, ohne welche auch die schönste Gestalt nur gehaltlose Maske ist. — Blanka hatte besonders auf der Harfe schnelle Fortschritte gemacht. Aber sie verlor auch nicht eine Minute, um durch Fleiß den Wünschen ihres Vaters, der eine große Vorliebe für dieses herrliche Instrument hatte, und den aufgewandten Kosten zu entsprechen. Schon mit dem frühesten Morgen stand sie auf, beschäftigte sich zuerst mit Gebet und andern ernsten Gegenständen, und eilte dann zu ihrer Harfe, auf der sie stundenlang unermüdet die schwersten Griffe und Passagen übte. Kurz, Fleiß und Herzensgüte waren Blankas unverkennbare Vorzüge. —

Cölestinen beliebte es, zum großen Kummer ihres rechtschaffenen Vaters, leider nicht, ihrer Schwester nachzueifern. Sie war hübsch und gefallsüchtig; allein für jedes angenehme Talent bewies sie eine Geringschätzung, eine Nachlässigkeit, die natürlich alle Fortschritte hemmen mußte. Wenn sie kaum um 9 Uhr aufgestanden war, so brachte sie zwei Stunden mit ihrer sogenannten Morgen-Toilette zu, und so kam die Zeit zum Frühstück, ehe sie noch etwas Anderes gethan hatte, als ihren Eltern nach Gewohnheit einen guten Morgen gewunschen. Nach dem Frühstücke, während Blanka wieder zu ihrer Harfe eilte,

streckte sich Cölestine auf dem Sopha, ordnete ein Bändchen am Hut, einen Besatz auf ein Kleid, oder that am öftesten auch ganz und gar nichts.

Alle Vorstellungen über diese Lebensweise fruchteten nicht das Mindeste bei ihr. Wenn ihre Schwester bisweilen, als ältere Freundin, herzlich ermahnend mit ihr sprach, und ihr das Unverantwortliche eines solchen müssigen Lebens vorstellte, so pflegte sie zu erwiedern: »Wenn man hübsch und reich ist, so hat man immer Talente genug. Freilich, Schwesterchen, wenn man deinen hartnäckigen Fleiß mit ansieht, so sollte man glauben, du müßtest einst dein Brod durch Unterrichtgeben auf der Harfe verdienen. Ein artiges Talent besitzen ist wohl ganz gut, aber es Künstlern darin gleich zu thun, das ist sehr bürgerlich.«

Bei dergleichen Reden zuckte Blanka die Achseln. Sie behauptete, daß Mittelmäßigkeit in allen Dingen wenig Geschmack und Charakter andeute, und daß, wenn man einmal eine Kunst treiben wolle, man auch alle Kräfte darauf verwenden müsse. Aber Cölestine lachte ihr in's Gesicht: »Ich höre dich schon in allen Concerten als eine der größten Harfenistinnen in ganz P. ankündigen; ich sehe schon, wie du zitternd, halb todt vor sechshundert Kritikern erscheinst, um dich hören zu lassen; und zur Belohnung dieser Qual und deines ewigen Fleißes erringst du endlich den herrlichen Beinamen einer Virtuosin. Ein großes Glück, zitternd und bebend aufzutreten, um Herren und Damen zu unterhalten, und zur Vergeltung von ihnen bekrittelt zu werden!« —

Blanka ließ sich nicht irre machen, und war nach einiger Zeit eben so geschickt auf der Harfe, als in Wissenschaften und Sprachen. Man rühmte sie überall, man zog sie in die besten Gesellschaften, wo sie wohlverdienten

Beifall erntete, während Cölestine in ihrem Winkel kaum bemerkt wurde, und die verdrießliche Erfahrung machte, daß ein hübsches Gesicht sammt aller Ziererei der Koketterie nicht immer Aufmerksamkeit errege, daß aber die Herrschaft der Talente allgemein anerkannt wird.

Diese Wahrheit, die freilich nur erst in ihrem Herzen keimte, wurde durch eine unglückliche, nur zu häufige Begebenheit schnell zur Reife gebracht.

Die Zeitumstände und politischen Ereignisse bewirkten auf der P.schen Börse eine solche Zerrüttung, daß plötzlich eine Menge Wechsel-Agenten wie vom Schlage gelähmt wurden, und, trotz ihrer Vorsicht und anerkannten Redlichkeit in den Sturz mit hinabgezogen, ihr ganzes Vermögen einbüßten. Auch Fahrnhain gehörte zu dieser Zahl. Doch weit entfernt, es den schamlosen Spekulanten nachzuthun, die durch ihre eigenen Bankerotte reich werden, sollte durch ihn keiner verlieren, der ihm seine Gelder anvertraut hatte. Er verkaufte Alles, was er an Eigenthum besaß, seine kostbaren Möbeln, seine zahlreiche auserlesene Bibliothek, deren Verlust Blanka vorzüglich beklagte. Auch seine würdige Gattin gab all' das Ihrige her: Diamanten, Spitzen, indianische Shawls, fast ihre ganze Garderobe, nebst einem Theil der Garderobe ihrer Töchter; kurz, Alles wurde zusammengerafft, um die Gläubiger zu befriedigen, und so wurden sie denn auch bis auf den letzten Heller bezahlt.

Jetzt konnte Fahrnhain einen Stand, der ansehnliche Auslagen erforderte, nicht länger behaupten; er entsagte ihm daher für immer, und suchte einen Posten als Commis oder Cassier, um seiner Familie Brod zu schaffen. Aber er suchte vergebens; das Unglück verfolgte ihn, seine besten Freunde kehrten ihm den Rücken. Er konnte in

P. nicht länger bleiben, und miethete ein Häuschen in St. G., einem Dörfchen des Thales von M.

Ein herber Augenblick stand der Familie noch bevor: sie mußte sich trennen. Die Verhältnisse gestatteten kein längeres Zusammenleben, und zwangen den Vater, Plätze für seine beiden Töchter zu suchen, wo sie künftig selbst ihr Brod verdienen könnten. Cölestine kam zu einer Leinwandhändlerin, wodurch freilich ihre Eitelkeit empfindlich gedemüthigt wurde; Blanka zu einem der ersten Musiklehrer in P., einem ehrwürdigen Greise, der zugleich ein großes Lager verschiedener Instrumente zum Verkaufe hielt und einst lange ihr Lehrer gewesen war. Bei ihren guten musikalischen Kenntnissen und Fertigkeiten ward es ihr leicht, dem Magazine vorzustehen, und den jüngern Schülerinnen Unterricht auf der Harfe zu ertheilen. Dabei hatte sie die Aussicht, nach und nach bekannter zu werden, und durch ihre Kunst Brod nicht nur für sich, — das genügte der zärtlichen Tochter nicht, — sondern auch für ihre theuren Eltern zu erwerben. Nachdem diese ihre Töchter untergebracht, zogen sie in oberwähntes Dörfchen, wo Madame Fahrnhain, die vormals ein glänzendes Haus gemacht hatte, nun selbst ihre Küche besorgte, und in groben Kleidern, mit einem gemeinen Strohhut auf dem Kopfe, das Nöthige dazu einkaufte.

Fahrnhain, noch rüstig für sein Alter, sägte und spaltete Holz, baute einen kleinen Garten an, und verschaffte sich mühselig den nothdürftigen Unterhalt. Er, der vormals der liebenswürdigste Gesellschafter war, der die ausgezeichnetsten Künstler an seiner Tafel versammelte, verrichtete jetzt in einer Tracht, die ihm vormals zum Jagdkleide gedient, die sauersten Arbeiten; und wenn auch manchmal eine düstere Wolke seine Stirn bedeckte, so schimmerte doch das kindliche Vertrauen auf Gott und

das heitere Bewußtseyn des ehrlichen Mannes stets hindurch

So verstrich ein Jahr. Cölestine beobachtete nur mit dem höchsten Widerwillen die Obliegenheiten ihres neuen Standes, und konnte es bei ihrer gewohnten Nachlässigkeit nicht dahin bringen, sich mehr als das Nothdürftige zu erwerben. Es war ihr unerträglich, Pakete zusammen zu schnüren, oder in einer Reihe mit den jungen Näherinnen zu sitzen, denen sie noch vor kurzem selbst Arbeiten aufgetragen; besonders fühlte sie sich gedemüthiget, wenn etwa Personen, die vormals ihres Vaters Haus besuchten, in den Laden kamen, um etwas einzukaufen, und sie beim Leinwandnähen erblickten. Ein plötzliches Erröthen und niedergeschlagene Augen verriethen ihre Verwirrung. Lieber hätte sie sterben mögen, als erkannt werden. Solches unweise Benehmen war Schuld, daß sie oft die größten Fehler machte, und sich dadurch von der Leinwandhändlerin bittere Verweise zuzog.

Blanka im Gegentheil, von dem heißen Verlangen beseelt, ihre armen Eltern zu unterstützen, that mit Lust und Kraft, was ihr geheißen wurde, fand sich leicht und verständig in ihren neuen Wirkungskreis, und wurde so ihrem braven Meister immer nützlicher, immer theurer. In kurzem genoß sie das unaussprechliche Glück, die Früchte ihres Fleißes mit den geliebten Eltern theilen zu können.

Die Einsiedler von St. G. verdankten es der kindlichen Liebe ihrer Tochter, daß sie nun wieder eine Magd halten konnten, und fanden in ihrer Einöde zwar minder glänzende, aber vielleicht wahrere Freuden, als vormals in ihrer prächtigen städtischen Wohnung.

Auch auf Cölestinen erstreckte sich die Wirkung von Blankas Talenten. Sie fing an, Muth zu fassen, und so viel zu erwerben, als vor allen Dingen zu einer nied-

lichen Kleidung nothwendig war; denn darnach trachtete sie am meisten. Kurz, die ganze Familie trotzte den Schlägen des Schicksals, und fand ein bescheidenes Glück in Arbeit und Entsagung. Leider war es nicht von langer Dauer. Die Mutter hatte nicht ohne tiefen Schmerz aus dem Wohlstande plötzlich in die Armuth übergehen können. Der Kummer, den sie ihrem Gatten täglich mit der höchsten Anstrengung zu verbergen suchte, untergrub ihre Gesundheit. Sie wurde gefährlich krank. Blanka flog herbei und theilte mit ihrem Vater die Pflege der geliebten Kranken. Auch Cölestine erhielt Erlaubniß, die heiligste kindliche Pflicht zu erfüllen.

Die Leidende, von der zärtlichsten Liebe jeden Augenblick gepflegt, erholte sich wieder, wenn auch langsam. Cölestine kehrte daher zu ihren Geschäften zurück, die sie jetzt mit Eifer trieb. Blanka verweilte noch bei der Genesenden, da solche nun öfters von einem andern Uebel, von Nervenzufällen heimgesucht wurde, welche nicht selten gefährlich waren, und die gänzliche Genesung verzögerten.

Blanka hatte bemerkt, daß Musik diese Zufälle milderte. Sie theilte diese Bemerkung dem Arzte mit, der ihr rieth, anfangs in einem benachbarten Zimmer auf der Harfe zu spielen, um die schwachen Nerven der Mutter nicht anzugreifen, nach und nach aber näher zu kommen.

Blanka befolgte diesen Rath, und nie war ihre Harfe ihr theurer gewesen, als jetzt, da sie ein Mittel war zur Erhaltung der geliebten Mutter. Sie hob im Nebenzimmer mit den leisesten Akkorden an, und schmeichelte sich durch das Ohr bis tief in die Seele.

»O welche süßen Töne!« sagte die Mutter mit schwacher Stimme zu ihrem Gatten, der neben dem Krankenbette saß. »Es ist so lange her, daß ich Blanka auf der Harfe spielen gehört. Sie gibt mir das Leben wieder.« —

Die Tochter, diese rührenden Worte vernehmend, weinte süße Zähren. Dank und glühende Bitten stiegen aus dem Herzen zum Himmel. Der Akkord der Wehmuth löste sich in herzerhebendes Alleluja auf, das Himmelsnähe fühlen ließ. In dieser hehren Seelenstimmung sang sie der Mutter Lieblingslied:

Kennt ihr das Land, — die Erde faßt es nicht, —
Von dem das Herz in bessern Stunden spricht;
Wo keine Klage tönt und keine Thräne fließt,
Der Gute glücklich, stark der Schwache ist?
Kennt ihr das Heimathland? — Dahin
Laßt, Freunde, fest uns richten Herz und Sinn.

Kennt ihr den Weg, — die enge, schmale Bahn?
Sie führt den Wandrer sicher himmelan;
In Glaube, Liebe, Hoffnung wallt er hin
Zum hohen Ziel, wo ew'ge Palmen blüh'n.
Kennt ihr den Weg? — Er nur allein
Führt zu Gefilden sel'ger Freuden ein.

Kennt ihr den Freund? — Er ist ein Menschenkind,
Und ist doch mehr, als alle Menschen sind;
Er ging voran die enge, schmale Bahn,
Nimmt freundlich sich der armen Pilger an.
Kennt ihr Ihn wohl? — Nur Seine Hand
Geleitet sicher uns in's Vaterland.

»Ja und Amen!« rief der Vater mit der Thräne der Rührung. »Er wird vollenden das gute Werk, das Er in uns angefangen hat!«

»Ja,« entgegnete die Kranke, indem sie ihrem Gatten die Hand reichte, »Er wird's vollenden; Er wird auch uns führen zum schönen, zum herrlichen Ziel. — Komm', meine Tochter, daß ich dich segne für diese selige Stunde!« —

Und der Vater schloß sie tiefbewegt in seine Arme. »O man ist nicht unglücklich,« rief er, »wenn man fromme,

gute Kinder besitzt! Dich hat der Herr zum Schutzengel deiner theuren Mutter ausersehen. Deine Töne gießen neues Leben in ihr erstorbenes Gebein. Der Segen des vierten Gebotes beglücke dich! — — O Allgütiger! wie wunderbar bist Du in Deinen Wegen, und Dein liebendes Erbarmen, wie grenzenlos!« —

Durch solche Gefühle ward das Krankenzimmer zum heiligen Tempel Gottes eingeweiht. Die Mutter genas allmählich, und wenn manchmal die herben Schmerzen wiederkehrten, so griff die gute Blanka in die Saiten, und sang tröstend, mit bewegter Stimme, im Nebenzimmer:

O leide, leide gern!
Blick' auf, blick' auf zum Herrn!
Dein Leid vom Herren kommt —
Er weiß es, was uns frommt.

Zu leiden, wie Gott will,
Ist unsers Hierseyns Ziel.
Das führt in Gottes Reich,
Und macht uns Jesu gleich.

Es läutert herber Schmerz
Hienieden unser Herz:
Drum nimm ihn duldend hin
Mit frommem Kindessinn.

Wer leidet, ist vom Herrn
Und seiner Gnad' nicht fern.
Sie kehret einst dein Leid
In Himmelsseligkeit.

So leide, leide gern,
Blick' auf, blick' auf zum Herrn!
O leide, wie Er will,
Wie Jesus — ruhig — still! —

Und der Macht der Töne und der religiösen Fassung wich endlich ganz die Krankheit der Mutter. Welche

Belohnung, welcher Himmel von Freude für die edle Blanka!

Nun erhielt letztere vom Arzte die Erlaubniß, im Zimmer selbst zu spielen, was sie wolle. Fröhlich trug sie ihre Harfe vor der Genesenden Bett, und spielte und spielte, und immer mit so verständiger Abwechslung, daß sie der Mutter täglich neues Vergnügen, neue Ueberraschung bereitete.

An einem heitern Septemberabende, als der Mond mit seinem Schimmer die stille Gegend erleuchtete, saß Blanka eben auch im Zimmer ihrer Mutter, das durch ein Fenster die Aussicht auf die Landstraße hatte, und spielte auf ihrer Harfe mit dem ganzen Aufwande ihrer Kunst. Ein Theil der Dorfbewohner hatte sich, durch ihre Zaubertöne herbeigelockt, um das Häuschen gesammelt, und die andächtige Stille der Zuhörer wurde bloß dann und wann durch ihre Beifallsbezeigungen unterbrochen; denn wahre Kunst wirket immer auf schlichte, einfache Naturmenschen.

Der russische Gesandte, Fürst X., der für den Sommer ein Schloß im Thale von M. gemiethet hatte, fuhr eben mit seiner Gemahlin und seiner einzigen, fünfzehnjährigen Tochter vorbei. Voll Staunen hörten sie die Klänge. »Ich kenne diese herrliche Composition,« rief die junge Prinzessin, »ich habe sie bei Hofe spielen hören.« »Du hast Recht,« sagte der Vater, »ich erinnere mich dessen.« Er ließ halten, und bewunderte das vollkommene Spiel der unsichtbaren Künstlerin. Man forscht nach ihrem Namen, und erfährt, sie heiße Blanka Fahrnhain, und spiele jeden Abend, um die Genesung ihrer Mutter zu vollenden.

Die Gemahlin des Gesandten wird neugierig, ein Mädchen kennen zu lernen, von dem das ganze Dorf mit

hoher Achtung spricht, und ihre Tochter Sarinka brennt vor Begierde, diejenige zu sehen und zu hören, der das Glück zu Theil geworden, durch ihre Talente das Leben ihrer Mutter zu erhalten. Am andern Abend ließ der Gesandte seinen Wagen am Eingang des Dorfes stehen, kam nebst seiner Familie zu Fuß, ohne Gefolge, und stellte sich unter das Fenster. Zufälliger Weise spielte Blanka in diesem Augenblicke brillante Variationen über ein russisches Volkslied, wodurch natürlich das schon gefaßte Interesse noch erhöht wurde. Nachdem sie noch einige andere Stücke mit der höchsten Kunst ausgeführt hatte, öffnete sie einen Augenblick das Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Alsobald vernahm sie die von einer jugendlichen Stimme mit Rührung ausgesprochenen Worte: »Eine Mutter retten, und ein solches Talent besitzen, — o wie glücklich muß sie seyn!« Verwundert, und angenehm überrascht, bog sich Blanka heraus, um zu sehen, aus wessen Munde der Lobspruch gekommen. Da redete eine stärkere Stimme sie an: »Wundern Sie Sich nicht, Mademoiselle, daß Jedermann Ihr Loos beneidet, und Sie zu hören wünscht. Empfangen Sie die Huldigung des russischen Gesandten und seiner Familie.« Mit holder Scham zog Blanka sich zurück, allein ihr Vater führte sie sogleich wieder an das Fenster, um durch einige bescheidene Worte die Höflichkeit zu erwiedern; da vernahm sie eine dritte Stimme, die sich durch einen etwas fremden Accent auszeichnete, sanft sprechend: »Sie mögen die glücklichste Tochter seyn; aber diejenige, deren Leben Sie erhalten, ist gewiß auch die glücklichste Mutter.« Blanka stammelte Danksagungen, und versicherte, sie habe bloß eine ihr eben so heilige, als süße Pflicht erfüllt.

Das Gespräch war angeknüpft. Fahrnhain ging hinab und lud den Gesandten ein, in seiner Hütte aus-

zuruhen. Die Einladung wurde angenommen, und Blanka der Familie vorgestellt. Ihr Vater trug kein Bedenken, seine Schicksale zu erzählen; denn eben sein Unglück gab ihm ja Gelegenheit, die kindliche Liebe und Treue seiner Tochter in ein glänzendes Licht zu stellen, und er that es mit überströmendem Herzen. Während er redete, verwandte die edle Sarinka kein Auge von der Künstlerin, und die Mutter bat für ihre Tochter um Erlaubniß, eine so angenehme Nachbarschaft zu benutzen, um in nähere Verbindung mit einem so hochachtungswürdigen Frauenzimmer zu treten.

Fahrnhain und seine Tochter hatten versprechen müssen, am andern Mittage bei dem Gesandten zu speisen. Sie kamen, und wurden nicht so aufgenommen, wie gewöhnlich die großen Herren ihre Schützlinge aufzunehmen pflegen; die Art, wie man sie empfing, bewies, welche zarte Achtung Blanka eingeflößt hatte. — Um die junge Künstlerin nicht einzuschüchtern, war die Gesellschaft an diesem Tage nicht zahlreich, aber gewählt, und bestand größtentheils aus Kunstliebhabern.

Nach aufgehobener Tafel spielte die Gesandtin auf dem Flügel jenes russische Volkslied, und Sarinka sang mit einer schönen Stimme und vielem Geschmacke mehrere italienische Arien. Blanka, auf das angenehmste überrascht, erbot sich, sie auf der Harfe zu begleiten. Beide wetteiferten, und die Zuhörer waren entzückt.

»Ach, wenn ich doch immer eine solche Begleitung hätte!« rief die Prinzessin, und drückte Blankas Hand gegen ihre Brust, »welche Fortschritte würde ich machen!« Mit herzlichem Vergnügen übernahm es Blanka, so lange sie noch bei ihrer Mutter bleiben werde, täglich mit ihr sich zu üben, und ihr schönes Talent auszubilden.

»Ich wagte es nicht, Sie darum zu bitten,« sagte die

Gesandtin, »doch da Ihre Frau Mutter mit jedem Tage sich bessert, so werde ich selbst kommen, die Erlaubniß von ihr zu holen, und ich ahne, daß meine Tochter Ihnen nicht bloß die Vervollkommnung ihrer Talente, sondern auch die ihres Herzens verdanken wird.«

Dieser Plan wurde pünktlich ausgeführt. An jedem Morgen begab sich Blanka auf das Schloß des russischen Gesandten, und jeden Abend brachte die junge Prinzessin sie in ihrem Wagen wieder nach Hause, wo sie ihr noch oft ihre Mutter pflegen half. Aus dieser gemeinschaftlichen Uebung von Talenten und Pflichten erwuchs eine Freundschaft, die um so inniger war, da sie sich auf wechselseitige Hochachtung gründete. Sarinka konnte nicht mehr ohne Blanka leben, und diese vergaß bei Sarinka alles Unglück ihrer Familie.

Endlich war die Zeit gekommen, wo Blanka ihre nun völlig genesene Mutter wieder verlassen konnte, um zu dem Harfenmacher, der sich herzlich nach ihr sehnte, zurückzukehren. Von ihrem Vater begleitet, nahm sie sehr bewegt Abschied auf dem Schlosse des Gesandten; ihre Augen schwammen in Thränen, so oft sie solche auf Sarinka heftete.

»Uns trennen!« rief diese, ihre Arme um sie schlingend. »Nimmermehr! Sie sind meine Freundin; Sie haben mich in allem Guten befestiget; Sie haben mein Talent ausgebildet, mir die Liebe zur Kunst eingeflößt. Ich kann Ihrer nicht mehr entbehren! Wir müssen unzertrennlich seyn!« Fahrnhain, seine eigene Rührung unterdrückend, erinnerte an die Verbindlichkeiten, die seine Tochter dem wackern Harfenmacher, ihrem väterlichen Wohlthäter, ihrer einzigen Stütze im Unglücke, schuldig sey. »Nein!« fügte Blanka muthig entsagend hinzu, »nie werde ich undankbar an diesem Manne werden!« »Wenn er so brav

ist, als Sie ihn beschreiben,« nahm der Gesandte das Wort, »so wird er Ihrem Glücke sich nicht widersetzen. Bleiben Sie bei Sarinka, werden Sie ihre Lehrerin, ihre Freundin. Ich betrachte Sie von diesem Augenblicke an als meine zweite Tochter, und in Ihre Hände werde ich das Schicksal Ihrer Eltern legen.« »Mein Gemahl ist der Dolmetscher meiner Gesinnungen,« sagte seine Gattin. »So viele Tugenden sollen kein Spiel der Launen des Schicksals werden. Ich selbst werde Sie zu dem Harfenmacher begleiten, und hoffe, ihn zu überreden. Nicht als Harfenistin, nicht als Gouvernante sollen Sie unter uns wohnen, sondern als ein Muster aller weiblichen Tugenden, als ein Schatz, den uns der Himmel zum Glück unserer Sarinka hat entdecken lassen. Bleiben Sie, liebenswürdige Blanka! Werden Sie meine zweite Tochter!«

Bei diesen Worten umarmte sie das holde Mädchen, und Blankas Vater konnte so herzlichen Anerbietungen nicht widerstehen. Er fand keine Worte, um seine Freude, seinen Dank zu schildern. — Er eilte zu seiner Frau, der Tochter Glück ihr anzukündigen, indeß die Gesandtin mit Blanka und Sarinka zu dem Harfenmacher fuhr, der sich herzlich freute, seine geliebte Schülerin so wohl versorgt zu sehen, obschon es ihm schmerzlich wurde, sich in seinem hohen Alter noch von ihr zu trennen. Madame Fahrnhain fand durch die frohe Botschaft sich so gestärkt, daß sie selbst nach dem Schlosse sich begeben und die allgemeine Freude theilen konnte. —

Täglich entwickelten in dieser edlen Familie Blankas treffliche Eigenschaften sich schöner, und täglich boten sich dem Gesandten neue Gründe dar, der getroffenen Wahl sich zu freuen. Für Blankas Zukunft sorgte er auf eine Weise, die ihrer und seiner würdig war. Ihre Eltern

sahen sich noch einmal in Wohlstand versetzt; doch wollten sie ihr Häuschen nicht mehr verlassen. Die Freundschaft zwischen ihrer Tochter und der jungen Prinzessin wurde mit jedem Tage inniger, und sie schworen einander, daß nur der Tod sie trennen sollte. Blankas Geschenke und die Protektion der russischen Gesandtin setzten auch Cölestinen bald in den Stand, ein Leinwand-Magazin für ihre eigene Rechnung zu eröffnen, welches schnell in Ruf kam.

Blanka besuchte sie oft, hütete sich aber vorsichtig, durch den Glanz ihres jetzigen Standes die Eigenliebe der Schwester zu kränken. Cölestine, die ihren Wohlstand, die Erhaltung der Mutter und die Erneuerung des Glückes der Eltern einzig der edlen Schwester verdankte, erkannte endlich: daß, trotz der grausamsten Schläge des Schicksals, man nie ganz hülflos bleibt, wenn man Talente besitzt, und sie auf eine edle Weise anwendet.

18.

Nehemias und Elimah,

oder

der lebendige Gott.

Zur Zeit der Gefangenschaft des Volkes Juda lebte Nehemias, der Sohn Hachalja, am Hofe des Königs von Persien zu Susan, der Hauptstadt des Landes. Und Nehemias redete eines Tages mit Elimah, des Königs Hausvogt, über die Gottesdienste und das Gesetz Israel. Elimah aber betete die Sonne an nach der Perser Weise. Und Elimah sprach zu Nehemia: »Unser Gottes-

dienst ist besser als der eure; denn wir schauen unsern Gott mit unsern Augen.«

Nehemias aber antwortete und sprach: »Dünket euch der Leib besser als der Geist, und des Königs Zepter und Schwert höher, als seine Gnade und Gerechtigkeit?«

Da verstummte Elimah.

Ein andermal redete wiederum Elimah zu Nehemias und sprach: »Unser Gott ist uns näher; wer mag den eurigen fassen?«

Darauf fragte Nehemias: »Ergreift und betastet ihr denn euren Gott mit euren Händen?«

Da sagte Elimah: »Welcher Thor wird sich solches vermessen und mit seinen Armen bis zum Himmel zu reichen begehren!« —

Nehemias aber antwortete und sprach: »Wessen ihr euch nicht vermesset bei eurem sichtbaren, sollten wir uns dessen nicht bescheiden bei Ihm, dem unsichtbaren, der den Himmel gemacht hat, und die Erde, und das Meer, und Alles, was darinnen ist?«

Da verstummte Elimah.

Ein andermal sprach Elimah zu Nehemias: »Wer vermag zu denken, daß euer Gott, wie ihr saget, für jeden Einzelnen sorge, und jegliches Lebens gedenke?«

Nehemias aber antwortete und sprach: »Sendet nicht euer Sonnengott, den ihr anbetet, aus hoher Ferne jedem Samenkörnlein seinen Strahl, daß es keime, jedem Halm, daß er grüne, und jeder Aehre, daß sie reife?« — Da schwieg Elimah. Nehemias aber fuhr fort und sprach: »Elimah, mein Bruder, erhebe dein Herz von

dem Geschöpf zu dem Schöpfer, von dem Lichte zu dem Urquell des Lichtes. Dann wirst du die Sonne als ein Wunderwerk Seiner Hand und ein Gebilde Seiner Allmacht erkennen, und Ihn anbetend in Demuth dich größer fühlen als sie. Denn du bist ein Kind des lebendigen Gottes und kannst Ihn Vater nennen, das vermag sie nicht.«

Da verstummte Elimah und ging in sich und ward gläubig.

Nach einiger Zeit fragte Nehemias Elimah, seinen Freund: »Was dünket dich nun die Sonne, die du anbetest?« — Elimah antwortete und sprach: »Seit ich Ihn selbst erkenne, dünket sie mich ein Born an Seinem Wege.«

19.

So stirbt der wahre Christ!

(Aus dem Briefe eines vertrauten Freundes des Verstorbenen.)

Es war die letzte Nacht vor seinem Uebergang in die Ewigkeit, zu welchem er sich am Morgen vorher durch den Empfang der heiligen Sterbsakramente mit der Gnade Gottes ausgerüstet und gestärkt hatte, als er mich bat, ihn ein wenig allein zu lassen, indem er sehr müde wäre und sich des Schlafes nicht erwehren könnte, und ich selbst auch der Ruhe nöthig hätte. Ich mußte nachgeben, weil er mir meine Bitte, bei ihm wachen zu dürfen, schlechterdings abschlug. Ich ging, und warf mich im Nebenzimmer auf das Bett seines Bedienten, welcher inzwischen vor dem Schlafzimmer seines Herrn horchend sitzen blieb. Ich konnte lange nicht einschlafen, weil meine Seele nicht

so ruhig war, als die Seele meines sterbenden Freundes. Endlich überwältigte mich Müdigkeit und Schlaf, und ich mochte wohl eine gute Stunde geschlafen haben, als ich unruhig erwachte, und ihn reden zu hören glaubte. Ich eilte sogleich nach seinem Zimmer, und vernahm von dem Bedienten, daß sein Herr bereits eine gute Weile laut gesprochen habe, es dünke ihn, er bete.

Ich blieb also, um ihn nicht zu stören, an der Thür stehen, und hörte noch diese ganz vernehmlichen Worte: » — den großen Reichthum von Barmherzigkeit und Gnade. — Ja, mein anbetungswürdiger Heiland und Erlöser, ich weiß, Du nimmst dieses mein schlechtes Opfer in Gnaden an, bis ich Dir nun bald, nach Deinem Bilde verklärt, ein besseres werde bringen können. Mein ganzes Herz wallt, — — ja, ewig will ich Deine kostbare Erlösung mit Anbetung und Dank erheben und die unaussprechliche Weisheit, Güte und Barmherzigkeit Deiner Führungen. O erhöre mein kindliches Flehen — noch heute laß mich bei Dir seyn, und mich Deinem Gnadenthrone nähern! — Ist's aber auch möglich! — Ich bin's ja nicht werth! — Ach, welche seligen Empfindungen erschüttern meine Seele! Preis und Anbetung Dir, mein Herr und Gott!« —

Hier schwieg er still; ich aber war mit mir selbst unzufrieden, daß ich nicht lieber mit dem Bedienten an der Thür sitzen geblieben, und so sein Gebet ganz vernommen.

Inzwischen schlich ich leise nach seinem Bette, und hatte da einen Anblick, der mein Herz im Innersten bewegte. Ich erblickte ihn mit entblößtem und etwas gesenktem Haupte aufgerichtet. Eine stille Verklärung lag über ihn ausgebreitet; seine Augen waren fest geschlossen; thränenfeucht seine gefurchten Wangen. Sein ganzes Antlitz sagte, daß sein Geist noch im inbrünstigen Gebete vor

Gott liege. Nie ist mir sein graues Haupt so ehrwürdig vorgekommen, wie dieses Mal, in dieser Stellung. Ich sah hier das Bild eines ächten Christen, der im Verborgenen zu seinem himmlischen Vater betet, und fühlt, daß er ihn gnädig erhört. Auf dem Gesichte meines Freundes malte sich in Engelschönheit die reinste Seele, und ich konnte deutlich darauf lesen, was sein Inneres erfüllte: Demuth und Anbetung, kindliche Liebe und Dankbarkeit, innige Ehrfurcht und Bewunderung, heiliges Loben und Preisen. Und es riß mich hin mit Allgewalt, und entzückt betete ich mit an. —

Nachdem ich ihn eine Weile unverwandt angesehen hatte, schlug er die Augen auf, und erblickte mich vor seinem Bette stehen. Wie bewegte sich mein Herz, als er mir die Hand mit einer Miene der zärtlichsten Liebe reichte, und zu mir sprach: »Mein treuer und redlicher Freund! auch Sie werden mit mir in jener Klarheit Gott einst preisen und anbeten. Wie wollen wir dann uns versenken in die Tiefen Seiner Weisheit, Gnade und Barmherzigkeit, unserm Herrn und Heilande für das herrliche Werk der Erlösung danken für und für, und brüderlich unsere Seligkeit theilen! Dort werden wir im Lichte schauen die unzähligen Wunder der Allmacht, Treue und Güte unsers Herrn, sie gemeinschaftlich anbeten, und uns ewig freuen.«

Hierauf erhob er Augen und Hände, und betete auch für mich: »Du höchste Liebe! vergelte meinem Freunde seine Treue dadurch, daß Du ihn im Glauben an Dich und Dein Wort und an Deine heilige Kirche erhältst, ihn in Wahrheit und Tugend stärkest, auf daß wir uns in Deinen ewigen Wohnungen wiederfinden, und keiner ohne den andern selig sey!« — Ich war vor inniger Rührung keines Wortes mächtig. Er selbst, durch so starke geistige

Aufregung erschöpft, sank auf sein Lager zurück, und blieb in einem langen Stillschweigen, welches er endlich mit der Frage unterbrach: »Ist mein Sohn noch nicht angekommen? Sie haben ihm doch geschrieben, wie sehr ich ihn zu sehen wünsche?« Ich antwortete, daß ich solches gethan hätte, und daß er noch heute gewiß erwartet würde. Hierauf fiel er in einen tiefen Schlaf, der über zwei Stunden dauerte.

Kaum war er erwacht, als man mir meldete, sein Sohn sey so eben angekommen. Ich sagte es ihm, und hatte nicht sobald die Frage gehört: »Ist er da?« als er selbst in das Zimmer trat, und mit Zeichen des tiefsten Schmerzes dem Sterbebette seines Vaters sich näherte. Dieser richtete sich froh bewegt zum Sitzen auf, und nachdem er eine Weile seinen Sohn starr angesehen hatte, sagte er zu ihm folgende Worte, die letzten seines Lebens:

»Mein Sohn! Gott ruft mich näher zu sich, und ich fühle sehr merklich, daß mir nur wenige Augenblicke hienieden noch übrig sind. Mein letzter Wunsch war, dich noch zu sehen, ehe ich sterbe, — dieser Wunsch ist erfüllt, und ich verlasse die Welt mit desto größerer Zufriedenheit. —

»Meine zeitlichen Güter, die nun die Deinigen sind, wirst du in guter Ordnung antreffen. Ich übergebe sie dir ohne Schuld, ohne Rechtshändel, als ein reines Geschenk der Vorsehung, an welchem kein Fluch haftet. Die beiden Landgüter habe ich mit dem Gelde deiner Mutter vor 40 Jahren gekauft, und sie ohne ungerechte Mittel durch Fleiß und ordentliche Haushaltung, unter dem göttlichen Segen, zu dem gegenwärtigen reichen Ertrage gebracht. Das Kapital, das ich bei S. stehen habe, ist von meinem jährlichen Ueberfluß gesammelt worden. Mache nun von Allem den besten Gebrauch, damit auch du es einst mit reinem Gewissen deinen Erben überliefern kannst.

»In meiner Rechnung wirst du jährlich einen Posten von 500 Thalern finden, die ich seit zwanzig Jahren, jeden vierten Februar, dem Kaufmann L. in D. übermacht habe, um solche unter der Hand dem verarmten Herrn v. G. und nach dessen Absterben seinen eben so dürftigen Kindern zuzustellen. Mein lieber Sohn, dieser Herr v. G. war der, welcher kurz vor meiner Verheirathung mit deiner tugendhaften Mutter, die er vergeblich um die Ehe angesprochen hatte, den vierten Februar, nachdem er zwei Tage vorher einen Pistolenschuß auf mich gethan, mir Gift beibringen ließ, dessen tödtliche Wirkungen aber die Barmherzigkeit des Herrn durch wunderbare Hülfe von mir ablenkte. Einige Jahre darauf gerieth dieser heftige Mann durch seine verschwenderische Lebensart in die äußerste Armuth, die um so viel betrübter war, da er sich inzwischen verehlicht hatte. Ich ergriff diesen Umstand mit freudigem Herzen, um meinem Feinde Gutes zu thun; und ich wählte dazu eben den Tag des Monats, an welchem der Herr so treu und wunderbar über mich gewacht hat. — Und nun, mein Sohn, weißt du die Ursache, warum ich allemal am vierten Februar nach meinem Aufstehen länger in meinem Schlafzimmer allein blieb, und so innig vergnügt war, wenn ich den Jäger mit einem Paket nach D. abfertigte. Nun weißt du auch, was mich bewogen, daß ich vor drei Jahren in unserer Abendandacht ein besonderes Dankgebet veranstalten ließ, als ich vernahm, daß dieser Mann noch zuletzt in sich gegangen, und durch eine rechtschaffene Buße und Bekehrung seine Seele rettete, so wie Gott mir das Leben aus seiner Gewalt gerettet hatte. — Diesen Posten nun wirst du jährlich an eben dem Tage an den Kaufmann L., auf dessen Verschwiegenheit und Treue du dich sicher verlassen kannst, so lange übermachen, als es diese Familie wird nöthig haben. Ich

kenne dein Herz, und kann es von demselben fest erwarten; doch nimm dieß dir entdeckte Geheimniß mit in's Grab.

»Ueberhaupt, mein Sohn! sammle dir einen Schatz im Himmel durch reiches, dabei aber kluges Wohlthun. Nie ging ein Dürftiger, nie ein Bedrängter ohne Labung und Trost von meiner Schwelle — so halte es auch. Doch warte nicht immer erst bis du angesprochen wirst: suche im Stillen und ungesehen die Noth deines Nächsten zu lindern, und Hülfe zu spenden wie und wo du kannst. — Rühme dich dabei nicht vor der Welt mit dem, was du Gutes thust; denn unser Heiland, der uns in Allem ein Vorbild zurückgelassen hat, sagt: »Wenn du Almosen gibst, laß die Linke nicht wissen, was die Rechte thut, damit dein Almosen verborgen sey; und dein Vater, der in's Verborgene sieht, wird dir es öffentlich vergelten.«

»Meine Bedienten sind alle, wie du weißt, alt und grau geworden, und können dir nach deiner Lebhaftigkeit und Jugend wohl nicht mehr die erforderlichen Dienste leisten: verwechsle sie also mit jüngern; aber reiche ihnen in dem für sie erbauten Nebenhause ihren Unterhalt, bis sie ruhig sterben. Dem alten treuen Gärtner laß seinen doppelten Gehalt, und den einen Küchengarten zu seiner Nutzung, so lange er lebt; denn er hielt in meiner Jugend mich von einer Ausschweifung zurück, und warf eine Handvoll Dukaten, die ich ihm anbot, voll tiefen Unwillens mit den Worten auf den Tisch: »Herr, ich will lieber aus Eurem Dienste gehen, als an Eurer Sünde Theil nehmen.«

»Schäme dich nicht, wie ich mich auch nicht geschämt habe, den öffentlichen Pfarrgottesdienst an Sonn- und Feiertagen andächtig zu besuchen, alle Tage der heiligen Messe beizuwohnen, und aus deinem Hause ein Bethaus zu machen und in Gesellschaft deines Gesindes Demjenigen das schuldige Dankopfer zu bringen, der euer beider

Herr ist. Du wirst die Annehmlichkeiten des Lebens um ein Großes vermehren und von den mancherlei Verdrießlichkeiten nichts wissen, mit welchen sich so viele andere Herrschaften plagen, wenn du dein Gesinde gewöhnest, Gott und sein Wort zu fürchten und zu lieben, und sich in seiner Erkenntniß täglich zu vervollkommnen. Folge darin dem Beispiele der alten Zeiten, da der gesunde Verstand mehr galt, als der bloße Witz, und Tugend mehr als Frechheit.

»Zuletzt, mein lieber Sohn! und das liegt mir am allermeisten auf dem Herzen: Fürchte Gott, und ehre den König! Sei ein wahrer Christ, so wirst du auch ein guter Unterthan seyn. Werde nie ein Verräther und falscher Freund der uns geoffenbarten Religion; sein Lohn ist Gewissensangst und Verzweiflung. Verachte den eingerissenen Spott armseliger Schöngeister über das Wesen und die Einrichtung unserer heiligen Kirche. Diese von Christus gegründete, vom heiligen Geiste regierte Gemeinde sey dir Grundfeste der Wahrheit, und ihre Lehren und Heilsmittel Weg und Kraft zur Erlangung des ewigen Lebens. Dadurch wirst du einen Frieden erlangen, den die Welt nicht kennt — nicht geben kann, der der Vorschmack des Himmels ist. —

»Nun, mein Sohn! habe ich dir Alles gesagt, was noch auf meinem Herzen lag. Komm', gib mir deine Hand, und versprich mir, daß du diesem allen nachkommen wollest, damit ich dir meinen väterlichen Segen ertheile.«

Nachdem der weinende Sohn feierlich sein Wort gegeben hatte, legte ihm der sterbende Vater die Hände auf das Haupt, und sprach mit erhobener Stimme: »Barmherzigkeit und Gnade von dem Schöpfer und Wohlthäter meines Lebens sey über dir ewiglich, mein Sohn! Herr, deiner väterlichen Bewahrung und Leitung übergebe ich

ihn! Dein heiliger Geist führe ihn auf ebener Bahn zum ewigen Leben! Herr, mein Gott! bewahre und erhalte ihn im lebendigen Glauben an Jesum Christum, Deinen hochgelobten Sohn, und gib nicht zu, daß dieser Urquell unserer Hoffnung in seiner Seele zerstört werde! Laß mich ihn dort in jenen seligen Wohnungen — —«

Hier stockte meines Freundes Blut und Stimme. Er sank auf sein Lager zurück, und nach wenigen Minuten, ohne Kampf und Angst, war sein Geist der irdischen Hülle entflohen. Der Friede und die Heiterkeit, welche über sein erblaßtes Angesicht ausgegossen waren, zeugten, daß er im festen Glauben an Jesus und in froher Hoffnung der durch Ihn erworbenen Seligkeit hinübergegangen.

So stirbt der wahre Christ!

20.

Die edelmüthige Armuth.

Nahe bei der Stadt K. wohnte mit den Seinen in einem kleinen, abgelegenen Häuschen der Maler und Vergolder Stillfried, ein unansehnliches, ausgemergeltes Männchen, dem man Noth und Sorgen schon von weitem ansah. Denn nur kümmerlich war sein Verdienst, ob er schon immer für reiche und vornehme Leute in der Stadt arbeitete. Doch hatte er bis jetzt wenigstens alle Abende seiner Familie Brod mit nach Hause bringen können. Einstens aber geschah es, daß er lange nicht bezahlt wurde. Gott hat zwar ausdrücklich befohlen, daß man die Sonne nicht soll untergehen lassen, ehe man seine Arbeiter bezahlt habe; aber das verdorbene Christenvolk achtet nicht mehr auf Gottes Gebote, Viele wissen und kennen sie gar nicht einmal alle, besonders die aus dem alten Testamente da

doch der Herr Jesus ausdrücklich gesagt, daß kein Tüpflein auf dem i daran fehlen soll. (Matth. 5, 17 ꝛc.) Eine Zeitlang vermochte Stillfried seine hungrigen Kinder dennoch zu befriedigen, endlich aber war keine Möglichkeit mehr. Den ganzen Tag hatte er während der Arbeit zu Gott geseufzt: Er möchte doch die Herzen seiner Herren lenken, daß sie ihn dießmal nicht ohne Bezahlung fortgehen lassen. Aber der Abend kam, und der arme Hausvater hatte nichts, nichts mitzunehmen. Traurig, gebückt wandelte er seine Straße, stumm und verschlossen. Da begegnete ihm Jemand, der nach der Stadt zu ging; dieser grüßte ihn, und ließ im Vorbeigehen eine Silbermünze in seine Hand gleiten.

Der gute Mann stand erstaunt, und schaute gen Himmel. Thränen stürzten über seine Wangen, und er schämte sich tief seines Unglaubens an Den, der die Raben speiset und die Haare zählt.

Nachdem er seinen Weg mit beflügelter Eile fortgesetzt hatte, hörte er plötzlich eine schwache, klägliche Stimme; und als er umblickte, sah er einen jungen Reisenden im Grase liegen, hager, blaß und abgezehrt.

»Was fehlt Euch, mein Freund?« fragte Stillfried theilnehmend. »Mein Herr!« versetzte jener, »ich bin ein Handwerksbursche, und muß in die ferne Heimath zurück. Da ich wenig Reisegeld hatte, kaufte ich täglich nur so viel Nahrung, als ich nöthig, unumgänglich nöthig hatte; demungeachtet ist mir das Geld ausgegangen. Den heutigen Tag habe ich meinen Weg ohne irgend eine Nahrung fortgesetzt; aber — jetzt haben meine Kräfte ein Ende; ich kann nicht mehr weiter.« —

Was sollte der arme Vergolder thun? — Er hatte nur sein kleines Silberstück. — Sollte er dieses geben? — Aber was blieb ihm dann für seine schmachtenden Kinder? —

Betäubt, verwirrt, maschinenmäßig, ohne zu wissen, was er sagte, fragte er den jungen Menschen: ob er ihm nicht ein Zwölferstück wechseln, oder wenigstens einige Kreuzer herausgeben könne?

»O lieber Herr!« antwortete der junge Mensch, »wenn ich herausgeben könnte, läge ich nicht hier!«

Schrecklich kämpfte es nun in dem Herzen des guten Vergolders. Endlich zuckte er die Achseln, und ging voll Trauer, hier nicht helfen zu können, seinen Weg.

Aber er ging nicht weit. Sein Zwölferstück brannte ihn wie Feuer. — Schnell kehrt er um — gibt es dem Reisenden hin, und eilt davon, weinend, schluchzend, und wie betäubt. — —

Schon war er seinem Häuschen nahe und er hörte im Geiste bereits das Geschrei der hungernden Kleinen. Da kam ein Mann die Straße einher und gerade auf ihn zu, der mehrere längliche Laibchen Brod unter dem Arme trug. Dieser grüßte den Vergolder freundlich, und steckte ihm im raschen Vorübergehen ein Laibchen unter den Arm und einen Reichsthaler in die Hand. — Und Stillfried stürzte in's Gras, und weinte überlaut! —

Wie menschlich auf einer, wie göttlich auf der andern Seite! Wer kann dem armen Vergolder seine Achtung, wer Gott demüthige Anbetung versagen bei Betrachtung dieser Geschichte! Wem fällt nicht ein das Wort des Herrn: Gebet, so wird euch gegeben! Wenn du den letzten nothdürftigen Heller mit dem armen Mitbruder theilst, glaubst du, Gott werde nicht mit dir theilen? Er werde sich von dir übertreffen, dich barmherziger, mitleidiger, theilnehmender seyn lassen, als Er ist? Nein, gewiß nicht! Du wirst nach jeder Wohlthat und milden Gabe von Gott, dem höchsten Wohlthäter, durch tausendfache Wohl-

thaten beschämt dastehen, wie Stillfried, und vor Dank und Freude, vor Beschämung und Verwunderung nicht wissen, wo du dich lassen sollst.

21.

Gott geleite dich!

Als das englische Schiff Boyne in dem Hafen von Spithead schnell und unversehens in einen fürchterlichen Brand gerieth, saß ein Seemann mit seinem Weibe und einem 20monatlichen Knaben ganz sicher und unbesorgt unter dem Schiffsraum, wo das Feuer ausbrach. Er versuchte zuerst, auf den gewöhnlichen Wegen und Ausgängen den Flammen zu entkommen; aber umsonst. Und nun faßte er einen Entschluß, den sicher nur Gott eingegeben haben kann, weil er gelang. Ganz ruhig nahm er von des Kapitäns Schafstall ein Schaf, setzte seinen Knaben auf des Thieres wolligen Rücken, und ließ es in die See hinab, mit den Worten: »Da dreh' dich dem Lande zu, und Gott geleite dich!«

Das Weib, muthig gemacht durch des Mannes Entschlossenheit, springt auch in's Meer — dieser folgt ihr auf dem Fuße nach, und hält sie so lange über dem Wasser, bis Schiffsboote ihnen zu Hülfe kamen, und sie zu rechter Zeit noch in ihren Schoos aufnehmen konnten.

Aber wie ging's dem armen Schafe mit seinem Reiter, dem Knaben? — Wie konnte es ihm anders, als gut gehen mit dem Geleitsmann, den ihm sein Vater mitgegeben? Man sah das Schaf ganz stattlich der Küste zuschwimmen; der kleine Knabe saß auf seinem Rücken, gleich als wenn er ein kleiner Wassergott gewesen wäre.

Bald sammelte sich eine Menge Zuschauer am Ufer. Unbeschreiblich gerührt über des kleinen Knaben Lage und Schicksal, konnten sich mehrere derselben nicht enthalten, sondern rannten dem Wasser zu und in dasselbe hinein, dem jungen Seehelden entgegen, den sie sogleich vom Rücken des Schafes hinwegnahmen, und unter den zärtlichsten Liebkosungen in Sicherheit, und im Triumphe in die Arme seiner geretteten Eltern brachten.

Wie gut und sicher dient sich's nicht
Dem ewigen Monarchen?
Im Feuer ist Er Zuversicht,
Für's Wasser baut Er Archen.

22.

Der durch Wohlthaten entwaffnete Straßenräuber.

Eine fromme Frau von Montpellier, die den größten Theil ihres Vermögens zur Unterstützung nothleidender Menschen anwandte, kam auf einer kleinen Reise durch einen Wald, und wurde hier plötzlich von einem Manne aufgehalten, der ihr eine Pistole auf die Brust setzte, und Geld oder das Leben forderte. Die gute Frau, ohne zu erschrecken, sah ihn mit freundlicher Miene an, und sagte: »Ach, mein Freund! Ihr müßt in große Noth gerathen seyn, daß Ihr Euch entschlossen habt, etwas zu thun, das Euch sowohl den Zorn Gottes zuzieht, als auch der ganzen Strenge der menschlichen Gerechtigkeit aussetzt. Ich wünschte so viel bei mir zu haben, um Eurer Noth abhelfen und Euch aus Eurer gefährlichen Lage reißen zu

können; aber ich habe leider nur 18 Franken für meine Reise mitgenommen, die ich Euch jedoch sogleich darbiete.«

Der Straßenräuber sah sie aufmerksam an, und wünschte, ehe er ihr das Geld abnahm, zu wissen, wer sie wäre, und als sie zu ihm sagte: »Ich bin N.,« rief er aus: »O, ich Unglücklicher!« Er sank zu ihren Füßen nieder, und fuhr fort: »Ich habe so oft Ihre Güte erfahren, und nie eine abschlägige Antwort bekommen, so oft ich Sie um etwas bat; und nun war ich im Begriff, Ihnen Schaden zu thun! Ach glauben Sie mir, Madame! ich kannte Sie nicht, sonst würde ich Sie nicht beunruhiget haben. Denn obgleich ein Räuber, bin ich doch kein Bösewicht; was ich seyn müßte, wenn ich eine so wohlthätige Person, wie Sie, beleidigen wollte. Hier nehmen Sie Ihr Geld zurück; ich werde Sie zum Walde hinaus begleiten, und sollte Jemand Sie angreifen, so will ich Sie mit meinem Leben vertheidigen.«

Die Frau ward von diesen Worten sehr gerührt, und bemühte sich, dem Manne seine Gefahr vorzustellen, und durch Religionsgründe ihn zu bewegen, eine so schreckliche Lebensart zu verlassen; und indem sie versprach, ein andermal mehr für ihn zu thun, bot sie ihm nochmals die 18 Franken an. Weil er aber wußte, daß sie das Geld zur Reise nöthig habe, wollte er lange nichts annehmen, bis sie ihn endlich nöthigte, wenigstens mit ihr zu theilen.

Ueberwindet das Böse mit Gutem! ist allen Christen gesagt; aber wie selten wird diese herrliche Regel angewendet!

Merkwürdig ist, daß der Räuber kein Bösewicht seyn wollte, weil er nicht alle bösen Eigenschaften an sich zu haben glaubte. In solch' falscher Sicherheit sind freilich Viele befangen, die sich nie für lasterhaft halten, weil sie nicht alle Laster, sondern nur die begehen, zu denen sie

mehr geneigt sind. Der Geizhals denkt, er sey nicht lasterhaft, weil er nicht verschwendet; der Verschwender und Schwelger hält sich für tugendhaft, weil er nicht stiehlt; der Unkeusche glaubt, er sey nicht so böse, weil er Niemand beleidiget oder betrügt; der Betrüger und Ungerechte aber bildet sich ein, tugendhaft zu seyn, weil er vielleicht von dem geraubten Gute den Armen gibt oder in die Kirche opfert. Aber wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle, und er wird einst nicht schauen das Angesicht Gottes, wenn er sich hienieden nicht vollständig bekehrt und aufrichtige Buße thut.

23.

Die Schule.

Der heilige Bischof Clemens besuchte eines Tages die Schule der Christengemeinde zu Rom. Er fand den Lehrer der Kinder auf der Erde sitzend und die Kinder um ihn her scherzend und spielend; einige zupften ihm an Bart und Haupthaar, andere zerreten sein Gewand, alle aber lachten und schrien, also daß ein lautes Getös und Ungethüm die Schule erfüllte.

Als aber der Bischof hinein trat, ward eine große Stille, und Clemens winkte dem Lehrer auf die Seite, und sah ihn ernst an, und mißbilligte solch' Unwesen mit den Kindern, und sprach: »Geziemet solches einem Lehrer der Gemeinde des Herrn?«

Papias aber, denn also hieß der Lehrer, antwortete und sprach: »Ließ nicht auch der Herr die Kindlein

zu sich kommen, und wehrete ihnen nicht, und herzte sie? . . . ?«

»Ja,« sagte darauf der heilige Clemens, »aber er legte die Hände auf sie, und hob sie hinauf an seine Brust und Lippen, und redete von dem Reiche Gottes.«

24.

Der Jüngling und der Wolf.

Es war um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts nach der gnadenreichen Geburt Christi, als ein altadeliges, mit mittelmäßigem Vermögen begabtes Ehepaar sein hoffnungsvolles, schlankerwachsenes Söhnlein, Fidelis mit Namen, auf eine hochberühmte Schule in schwäbischen Landen ziehen ließ, um ihn von da, mit Wissenschaft und Gottesfurcht geziert, zum eigenen Troste sowohl, als zum Frommen der lieben Menschheit, dereinst wieder heimkehren zu sehen.

Die verständigen Eltern, wohl wissend, daß die Wissenschaften auf gar zu fett gedüngtem und schweren Boden nicht gut fortkommen, sondern ein leichtes, etwas mageres und warmes Erdreich verlangen, gaben ihm gerade so viel Geld mit, als er nothwendig hatte, um eingezogen, sparsam, aber doch ohne Nahrungssorgen leben zu können. Und Fidelis, vom Geiste der Frömmigkeit, Zucht und Ordnung beseelt, voll lebendiger Begierde, Wahres und Nützliches zu erlernen, war mit diesen Anordnungen seiner Eltern ganz wohl zufrieden. Das alte Sprüchwort: »Jugend hat keine Tugend,« sollte an ihm, so schien es, auf's kräftigste widerlegt werden.

Bei den trefflichen natürlichen Fähigkeiten, die der hoffnungsvolle Jüngling besaß, brachte er es durch seinen unermüdlichen Fleiß bald so weit, daß er allen seinen Mitschülern voran ging; noch mehr aber zog sein sittsamer Wandel und die Anmuth seines bescheidenen, stillen Betragens Aller Augen auf ihn, und es war als eine ausgemachte Sache bekannt, daß er dem geistlichen Stande sich zu widmen im Sinne trage.

In der That war dieß des wackern Fidelis innerster Wunsch und Vorsatz, weil er den entschiedensten Beruf dazu in sich wahrzunehmen glaubte; er hatte sich auch schon ein bestimmtes Ordenshaus erwählt, wo er um Aufnahme sich zu bewerben gedachte.

Alles dieß mochte sehr gut seyn, nur hatte sich leider in den Blumen- und Fruchtkorb eine aufgeblasene, häßliche Kröte hineingestohlen, die sich überall gern aufhält, wo es finstere Winkel gibt, sey es auch zwischen Blumen und Früchten, vielleicht unter solchen am liebsten. — Fidelis fing nämlich an einzusehen, daß er wirklich ein edler, musterhafter, für seine Jahre bereits gelehrter, wohl auch artiger Jüngling sey, an dem der liebe Gott eben so gut als die Menschen ihre Freude haben müßten. Zum Unglück wurde er in dieser stolzen Selbstzufriedenheit auch noch durch das Lob Anderer bestärkt, und seine Eitelkeit genährt. Um so schmerzlicher, unerträglicher fiel ihm aber auch der Tadel dieser verführerischen Schmeichler: er sey zwar ein fleißiger und tiefstudirter Mensch, aber noch etwas linkisch, noch etwas täppisch; er verstünde sich auf keinen Umgang mit Menschen; er habe insbesondere zu wenig Anstrich von einem Weltmanne, und wisse sich in großen Gesellschaften gar nicht liebenswürdig darzustellen. —

Nur zu schnell hatte dieser Tadel, der den Stolz des ehrgeizigen Jünglings so tief beleidigte, seine ganze Seele

vergiftet, und seinem ganzen bisherigen schönen Streben eine andere, verderbliche Richtung gegeben. —

Von jetzt an vernachlässigte er seine Studien fast gänzlich, schloß sich eng an die lockern Burschen an, ahmte ihre alberne Kleidung und ihr geckenhaftes Benehmen treulich nach, schwärmte mit ihnen in Schenken und andern öffentlichen Belustigungsörtern herum, und brachte es auch darin nur zu bald zur Meisterschaft. Und obschon jeder Gutgesinnte über ihn trauerte, und viele Andere wenigstens die Achseln zuckten, so ging ihm doch dermalen nichts Anderes zu Herzen, als der Mangel an Geld, welches zum honetten Müssiggang eben so nothwendig ist, als Wasser zu einem Teich.

Dieser tollen Vergnügungssucht wurde alles Entbehrliche, — also auch die Bücher, — hingeopfert, und dem Trödel übergeben.

So stand es um unsern Fidelis im Spätherbst, als eines Tages von seinen Eltern, die zum tiefsten Seelenschmerz und Kummer die schlechte Aufführung ihres Sohnes erfahren hatten, ein sehr ernster Brief an ihn kam, in welchem sie ihm sein ganzes bisheriges Betragen streng verwiesen, und ihm befahlen, so lieb ihm ihre fernere Huld und Unterstützung und ihr Segen wäre, auf der Stelle an die Schule zu N. sich zu verfügen, und durch redliche Sinnesänderung und Besserung ihr tiefbetrübtes Herz wieder aufzurichten. Dem elterlichen Briefe war ein Reisegeld beigelegt, das eher einem sparsamen Zehrpfenning glich, und ihn zwang, die Reise nicht nur zu beschleunigen, sondern auch zu Fuße anzutreten. —

So schritt denn der trübselige Fidelis beim ersten Tagesgrauen eines nebligen Oktobermorgens mit Ranzen und Stab, und einem etwas schüchternen Studentendegen an der Hafte, ganz kleinlaut seinen Fußsteig dahin, und

gelangte am Vormittag schon zum damals übelberüchtigten Schwarzwald, durch den seine Reise ihn führte. In der sichern Hoffnung, gegen Abend eine gewisse Herberge, die er sich zum Ziele gesetzt, ohne große Mühe zu erreichen, war er schon viele Stunden im Walde fortgegangen, als die Dunkelheit ihn überraschte, und, wie es der Dunkelheit Gebrauch ist, ihm bald den rechten Weg verhüllte. Dießmal erkannte er's freilich früher, daß er auf Irrwegen gehe, und im finstern Walde, ohne Spur eines ordentlichen Weges, alle Schrecken fühlend, die bei solchen Gelegenheiten erwachen, rannte er lange Zeit bergauf, bergab, bis er zwischen den Bäumen ganz in der Nähe ein Licht sah.

Da nahm er noch einmal die gesunkenen Kräfte zusammen, machte sich eilends hinzu, und fand eine Bauernhütte, die ihm wenigstens ein ruhiges Nachtlager zu versprechen schien. Auf sein lärmendes Klopfen trat zwar ein betagtes Weiblein mit einer Laterne aus der Hütte hervor, das den Jüngling verwundert und gutmüthig ansah, aber trotz seiner inständigsten Bitten, und seiner Bereitwilligkeit, mit irgend einem Winkel und etwas Suppe vorlieb zu nehmen, und dankbarst es zu bezahlen, schlug es ihm sein Begehren ganz trocken ab. Als er aber durchaus nicht ablassen wollte, erwiederte das Mütterchen: »Mein lieber junger Herr! Er sollte mich nicht für unbarmherzig halten; denn damit ich Ihm die Wahrheit sage, es wäre mir um das liebe junge Blut leid. Er muß nur wissen, daß hier in dieser Hütte ein Trupp der grausamsten Mörder sich aufhalten, die mich gefangen haben, damit ich ihnen koche, und sonstige Dienste thue, und denen ich, weil meine Füße mich nicht recht mehr tragen, schwerlich mehr entfliehen werde. Sein Glück, daß sie eben nicht zu Hause sind, weil sie auf der Straße einem Fuhrmann, der viele Waaren in

die Stadt führt, auflauern; wahrscheinlich sind sie mit dem saubern Geschäfte schon zu Ende, und dann können sie augenblicklich da seyn. Deßhalb wird Er am besten thun, Sich in den Schutz des Herrn zu empfehlen, und diesen erschrecklichen Ort zu verlassen, so geschwind Er's vermag.«

Hierauf fing das arme Weib vor großem Mitleid bitterlich zu weinen an, gab dem bleichen Wanderer ein Stücklein Brod, und zeigte ihm, welche Richtung er nehmen müsse, um den Mördern zu entkommen.

Der todtmüde, von Hunger und Durst gepeinigte Fidelis würde keinen Schritt mehr haben gehen können, hätte die ungeheure Angst ihn nicht laufen gelehrt. Es dünkte ihn noch ein großes Glück zu seyn, als die volle Mondscheibe heraufstieg, und das Waldgestrüppe wenigstens so viel beleuchtete, daß er nicht mehr jeden Augenblick über hervorragende Baumwurzeln und Blöcke straucheln und fallen durfte, sondern den Weg doch erkennen konnte, den er im Zickzack durch das Dickicht nahm. Auf diese Weise hatte er, mit Händen und Füßen arbeitend, vom Schweiße überfließend, am ganzen Leibe zerstoßen, eine ziemliche Strecke zurückgelegt, und fing schon einige Hoffnung zu schöpfen an, daß er nunmehr doch der Gefahr entronnen seyn dürfte. Aber der Arme wußte nicht, daß er nur in der Runde herumgelaufen war, und seinem Unglücke schnurstracks entgegen renne. Denn gerade als er noch, einem gehetzten Hirsche gleich, einige rasche Sätze machte, und jetzt aus dem Dickicht an einen freien Ort hervor sprang, befand er sich plötzlich mitten unter den Räubern, welche den zu plündernden Wagen von der Straße weg hieher geführt hatten, und soeben beschäftigt waren, den erschlagenen Fuhrmann in die Erde zu verscharren. —

Erstarrt von Entsetzen, und von Todesangst durchrie-

selt, stand der arme Fidelis nun in Mitte der Mörderrotte, die mit Blitzesschnelle ihn umringt hatte, alle Gelegenheit zur Flucht vernichtend. — Mit gräßlichem Scherze schwangen sie ihre Säbel und Dolche vor seinen Augen, den leichenblassen und zitternden Jüngling verhöhnend, dessen schauerlich verunglückte Nachtreise ihnen sehr belustigend vorzukommen schien.

»Sieh' da,« rief einer der Räuber, »ein Schäflein, das den Wölfen geradezu in den Rachen läuft!« »Wenn du nichts mitbringst,« schrie ein anderer, »so schlagen wir dich gratis todt.« »Seid auf euerer Hut,« rief ein dritter, »seht ihr nicht das große Schwert an seiner Seite?« Hierauf lachten alle mit häßlichem Beifall, bis sich endlich ein ernstlicheres Wortgefecht wegen des Gefangenen entspann. Einer meinte, man sollte ihn als ein gar junges Blut verschonen, ihm bloß sein Geld und seine Kleidung abnehmen, und ihn sodann seiner Wege gehen lassen. »Warum nicht gar,« polterte ein zweiter darein; »damit er uns etwa wo angebe, und uns die Nachspürer auf den Hals ziehe? — Was gibt's da viel Umstände mit dem Buben? So einem kindischen Gesellen ist die Gurgel leicht abgeschnitten, dann übergibt man ihn dem Fuhrmann da, der kann ihn mitnehmen.« »Alles dieß,« so ließ sich wieder ein anderer hören, »kostet viele Zeit, und ihr scheint gar nicht daran zu denken, daß wir vor Durst und Hunger bereits vergehen möchten. Laßt uns den Arrestanten vor der Hand in eines dieser leeren Fässer einsperren, bis wir uns mit dem Weinfäßchen da ein Genüge gethan, und unsern schachmatten Leib erquickt haben; alsdann lasset uns wieder hieher kommen, und dem Bürschlein auf die kurzweiligste Art den Garaus machen.« Dieser Vorschlag fand so allgemeinen Beifall, daß einige sogleich das leere Faß vom Wagen warfen, andere mit barbarischem Unge-

stüm den Jüngling packten, und ihn in das Faß hineinstießen. Hierauf schlugen sie es fest zu, und eilten mit ihrer reichen Beute fort nach ihrem Schlupfwinkel, um geschwind der armseligen Freude ihres Lebens sich zu versichern.

Da lag oder kauerte nun der unglückliche Fidelis in seinem sehr fest schließenden, weingrünen Fasse, das ihm gänzlich wie ein Sarg vorkam, und der Weingeruch wie Grabesduft, und der hie und da angesetzte Weinstein, der nicht umsonst von alten Zeiten her Tartarus genannt wird, wie die traurigen Ueberreste menschlicher Vergnügungen; ja, dieser von geistiger Gährung zu Boden gesetzte Stein schien ihm einem Grabstein gleich, unter welchem er nicht mehr sich hervorarbeiten sollte.

»O Himmel!« seufzte er, nachdem er sich von der ersten Betäubung des Schreckens etwas erholt hatte, »so ist denn alle Hoffnung verschwunden, daß in der Welt noch etwas aus mir werden soll? — So habe ich umsonst so fleißig studirt, und so viele Kenntnisse erworben? — O Gott! siehst Du meine schreckliche Noth nicht an? Du Rabenernährer, der Du unsere Hauptthaare gezählt hast, was habe denn ich verschuldet, daß du mich so grausamen Mördern in die Hände gegeben hast? Bin ich denn ein Verbrecher, daß Du mich so strafst?«

Diese Frage traf gleich einem zündenden Blitze sein Herz; stromweise entstürzten seinen Augen köstliche Thränen, über welche die heiligen Engel Gottes Loblieder der ewigen Erbarmung anstimmten — Thränen der Reue. Sein ganzes Wesen war auf einmal in Wehmuth und Schmerz aufgelöst. Denn es war ihm — gleichwie es im Menschengemüthe durch höhere Kraft so zu geschehen pflegt — plötzlich ein Licht aufgegangen; er erkannte nun die wahre Beschaffenheit seines Gewissens, und sah nur Schuld und Gericht vor sich.

Mit der tiefsten Verdemüthigung seufzte er zum Herrn: »Nun, o Gott! erkenne ich, daß ich fürwahr kein Fidelis — kein Getreuer, sondern ein Ungetreuer bin. Nun gedenke ich des heiligen Gelübdes, Dir in Liebe und Treue zu dienen, und meine Treulosigkeit, mit der ich es brach. Nun verstehe ich erst, daß ich die Hand rüstig an den Pflug gelegt, und dann nicht allein zurückgesehen, sondern in raschen Sprüngen mich davon entfernt habe. — Dich, ewige Liebe, habe ich verlassen, und der Sünde gehuldigt. Du hast mich gerufen, und ich habe mich geweigert; Du hast Deine erbarmungsreichen Arme nach mir ausgebreitet, und ich Elender, ich habe nicht einmal darnach hingesehen. — Ach, die Liebe besserte mich nicht, nun soll mich die Strafe bessern. — Nun denn, mein Herr und mein Gott! so wie Du mich gewahrst, und mit dem Auge Deiner Gerechtigkeit mich anschauest, so will ich hinwiederum um dieser Deiner Gerechtigkeit willen Dich preisen. In Deine Hände lege ich mein Schicksal und mein Leben; nur gib mir die Gnade, Barmherziger! daß ich, der ich im Leben Dir untreu war, treu im Tode Dir seyn möge, um die Schuld, die ich durch meine Thränen nicht auszulöschen vermag, mit meinem Blute zu büßen. — Aber ist es Deiner Allmacht nicht möglich, mich aus diesem Kerker und vom drohenden Tode zu befreien? — Bist Du nicht der Herr, von welchem die Schrift sagt: der Herr gibt den Tod, und gibt das Leben; Er führet in das Grab und wieder zurück? — Wie oft hast Du Deine Getreuen errettet, wie oft auch jene, die Dir treulos waren, damit sie Deine Macht und Herrlichkeit erkenneten. — Noch hoffe ich, o Herr! noch ferner wird meine Seele leben, und Deine gerechten Urtheile preisen, die mich zum bessern Leben geführt. Ich habe geirret, und war fern von Dir, Du aber bist mir nahe geblieben; Du hast mich gezüchti-

get, und in den Schatten des Todes geführt, wiederum wirst Du meine Bande zerbrechen, und Dich meiner erbarmen. Denn Du durchschauest mein Herz, und siehst meine Reue; ich aber erneuere, was ich gelobt, und will meine Gelübde treulich halten, und um beharrliche Treue Tag für Tag Dich anflehen.«

Mit solcher Innigkeit betete der bedrängte Jüngling, und gleich einem sanften Lichtstrahl drang die köstliche Frucht des Gebetes — Friede, Ruhe und kindliche Gottergebenheit — in sein Herz ein. Nur der Leib bebte und zitterte, als sich jetzt um das Faß herum ein Geräusch hören ließ, das sich von Zeit zu Zeit wiederholte, der Geist schmiegte sich aber nun recht innig an die göttliche Erbarmung an, und mit Jesus hoffte er zu enden — zu vollenden. —

Als es wieder still geworden war, legte er sein Auge an das Spundloch, und das Erste, was seinem Blicke begegnete, war ein haariges, langgezogenes, zugespitztes, unmenschliches Gesicht, das auch in der That keinem Menschen, sondern einem Wolfe zugehörte. Nun erklärte sich ihm das Geräusch; denn es war eine Streifpatrouille von Wölfen da, welche witternd und scharrend um das Faß herum schlichen.

Die Wölfe, deren allmählich mehrere herbeigekommen seyn mochten, setzten eine gute Weile ihre Runde um das Faß herum fort, eine Oeffnung auszuspüren, wodurch sie dem verschlossenen, honetten Wolfsfrühstück beikommen könnten. Je mehr ihre Freßbegierde gereizt ward, desto gräulicher fingen sie zu heulen an. Und Fidelis fand selbst im Rachen des Todes noch Ursache, den Allgütigen zu preisen, der ihn durch eine solche Festung gegen die vierfüßigen Raubthiere geschützt hatte, in welche die zweifüßigen kurz vorher ihn eingesperrt hatten. Bald aber

sollten sich Gottes wunderbare Rettungswege noch herrlicher offenbaren.

Einer dieser raubgierigen Isegrimme, den Inhalt des Fasses genau zu prüfen, steckte, da dieß mit der Schnauze nicht möglich war, nach Art dieser listigen Thiere, den Schweif durch die Spundöffnung hinein, und fuhr damit dem armen Studenten, der eben wieder heraussehen wollte, fein sanft über das Angesicht. Dieser aber, ohne im Augenblick zu wissen, zu welchem Ziel und Ende er es thue, ergriff selben sogleich mit beiden Händen, und zog ihn mit aller Gewalt an sich. Kaum merkte der auf dergleichen Vorfälle nicht gefaßte Wolf, daß er gefangen sey und auf keine Weise aus der Gewalt seines Feindes sich erretten könne, als er in verzweifelter Angst so jämmerlich zu heulen anfing, daß die übrigen Wölfe vor unbändigem Schrecken die Flucht ergriffen, und ihren Gefährten im Stiche liessen. Zwischen den beiden Gefangenen erhob sich jetzt ein heftiger Streit; endlich gab das Faß den Anstrengungen Isegrimms nach, und bewegte sich fort über Stock und Stein, wobei der arme Fidelis eben nicht sänftiglich hin und her geworfen wurde, bis endlich dieses sonderbare Fuhrwerk an den Rand eines gähen, steinigen Abhanges gelangte; da rumpelte sofort Alles übereinander den Berg hinab, wobei Isegrimm am schlimmsten wegkam, bis endlich das Faß in Trümmer ging, und Fidelis auf freiem Fuße stand. —

Der Wolf, ohne sich nach jenem auch nur umzusehen, nach dem er früher solche hungrige Sehnsucht geäußert, schleppte sich mühsam zu einer nahen Schlucht, und Fidelis sah sich von Kerker, Mördern und Wölfen erledigt, unter den hellfunkelnden Gestirnen des heitern Himmels.

Da wird nun freilich Niemand zweifeln, daß er vorerst, Hunger, Durst, Angst und Müdigkeit vergessend, auf

die Knie gesunken ist, um dem himmlischen Vater, den er vorher durch den Herrn Jesum um Hülfe angerufen hatte, nun seinen heißen, thränenreichen Dank für so unverhoffte Rettung darzubringen.

In großem Vertrauen, daß derselbe Gott, Herr und Heiland, der ihn durch so wunderbare Rettung aus den Händen der Mordlustigen gerissen, auch ferner ihm beistehen, und äußerlich, wie innerlich auf rechtem Wege leiten werde, machte er sich bald wieder auf, und wanderte den Rest der Nacht hindurch im wüsten Walde fort, sein Herz aber lobete ohne Aufhören die unendliche Güte und Barmherzigkeit des Allmächtigen, und es kamen ihm viele lebenskräftige Sprüche aus heiligen Schriften zu Sinne, die ihn mit großer Freude erfüllten: »Wie gut und wie heilsam war's mir, daß Du mich gedemüthiget hast, auf daß ich Deine gerechten Wege erkenne! Ja, mein Herr! nun habe ich erkannt, daß Deine Urtheile eine lautere Gerechtigkeit sind, und Deine Erbarmungen sonder Zahl! Erleuchte mein Herz, daß es Deine Gebote bewahre; lenke mein Auge, damit es auf eitles Spiel nicht sehe; pflanze mir heilige Furcht in's Herz; belebe mich auf Deinen Wegen! In meiner Angst schrie ich zu Dir, und Du hast mich erhöret; aus der Tiefe des Elends habe ich zu Dir gerufen, Du hast meine Stimme nicht verworfen!«

So kam er endlich mit Tagesanbruch in eine sichere Herberge, wo ihm diesen Tag und die nächste Nacht auszuruhen und seine erschöpften Kräfte wieder zu sammeln vergönnt war. Je mehr diese wiederkehrten, desto inniger ward auch zugleich sein neuerwachter Eifer. Er fühlte, statt der in den letzten Zeitläuften seines jungen Lebens ihn quälenden Unruhe, eine friedliche, überaus süße Heiterkeit; statt des stutzerischen Leichtsinns eine für immer befestigte Ernsthaftigkeit; statt des albernen Hochmuths

eine recht klare Erkenntniß der eigenen Armseligkeit und eine lautere Demuth, die alles Gute und Vollkommene nicht sich, sondern mit dankerfülltem Herzen Gott zuschreibt. Darum ging er nunmehr in großer Freudigkeit am nächsten Morgen seine Straße fort, und sang:

Herz, mein Herz, nun fröhlich sey,
Weil du wieder lebest,
Und dich dankbar hebest
Zu dem Herren frank und frei.

Herz, mein Herz, bist nimmer mein,
Bist dem Herrn geschenket,
Der dich weise lenket:
Ihm gehorche ganz allein.

Herz, o Herz, nun lobe laut
Deines Herren Süße,
Immerfort ihn grüße;
Selig, wer dem Herrn vertraut! —

Von außen und innen gestärkt, hatte Fidelis an diesem Tage einen sehr ansehnlichen Weg zurück gelegt, und mit lautpochendem Herzen klopfte er am Abend an die Thür der elterlichen Wohnung an. Bald lag er weinend zu den Füßen der guten Eltern, die so sehr von Liebe bewegt waren, daß sie gar keine Spur von Verdruß oder Groll laut werden ließen, sondern Freude. Er saß mit ihnen bis in die tiefe Nacht hinein, ohne Hehl seiner Verirrungen, und die Gefahren und den Jammer der letzten Reise erzählend, und ließ sie am Ende selbst urtheilen, was ihm nun für seine fernere Lebenszeit zu thun geboten sey. Da waren denn die gottesfürchtigen Eltern überaus froh, und dankten Gott, und zeigten sich in Allem mit dem, durch das Feuer schwerer Prüfungen gereinigten Sohne einverstanden, also, daß dieser nach wenigen

Tagen aus dem väterlichen Hause zog, und nach jenem Ordenshause sich begab, das er schon lange vorher sich auserkoren. Er ist auch daselbst mit offenen Armen empfangen worden, und hat von dieser Zeit an einen so demüthigen, gottesfürchtigen, liebreichen und auferbaulichen Lebenswandel geführt, daß der Herr, von dem alles Gute kommt, durch ihn eine lange Reihe von Jahren hindurch viel Gutes und Ersprießliches zum Heile der Menschen geschehen ließ; welchem die Ehre sey in Ewigkeit. Amen.

52.

Der blühende Weinstock.

Samuel, der Richter und Hochmeister in Israel, besuchte eines Tages die Schule der Propheten zu Giboa, die er selbst gestiftet hatte, und es erfreueten ihn die Fortschritte der Prophetenschüler in mannigfaltiger Weisheit und in der Kunst des Saitenspiels und Gesanges.

Auch war unter ihnen ein Jüngling, Namens Adoniah, der Sohn Milcha. Und Samuel hatte Wohlgefallen an dem Knaben. Denn er war bräunlich und schön von Angesicht, dazu der Klang seiner Stimme voll Kraft und lieblich. Aber seine Seele war voll Trotz und eiteln Wahnes, weil er es den andern zuvorthat in Wissenschaft und künstlichem Nachsinnen. Dazu dünkt' er sich verständiger denn sieben Weise, und geberdete sich hochmüthig gegen seine Lehrer, und seine Lippen waren voll hoher Worte und Einbildung.

Da jammerte den Richter in Israel des Knaben Adoniah, denn er liebte ihn vor andern, weil er voll

Geistes war und von schöner Gestalt. Deßhalb sagte Samuel: »Der Geist des Herrn hat den Knaben zu einem Propheten in Israel ersehen. Aber er widerstrebet und verdirbet es selber.«

Und er führte den Jüngling hinaus in das Gebirge in einen Weinberg, der da lieget gen Ramah. Und siehe, es war die Zeit, da der Weinstock blühet.

Da erhob Samuel seine Stimme und sprach: »Adoniah, was siehest du?« Und Adoniah sprach: »Ich sehe einen Weinberg und es umwehet mich ein lieblicher Geruch der Blüthe des Weinstocks von ferne.«

Da sprach Samuel: »Tritt herzu und betrachte die Blüthe des Weinstocks.«

Und der Jüngling trat hinzu, beschauete und sprach: »Es ist ein zartes Blümlein, unansehnlich von Farbe, und demüthig von Gestalt.« —

Da antwortete Samuel und sprach: »Und dennoch bringet es hervor eine Frucht Gottes, zu erfreuen des Menschen Herz, und seine Gestalt zu erneuen, daß sie schön werde. Adoniah, so ist das edelste Gewächs des Weinstocks zur Zeit seiner Blüthe, ehe es die köstliche Frucht bringt! — Gedenke auch du des Weinstocks in deiner blühenden Jugend!« —

Und Adoniah, der Sohn Milcha, nahm alle diese Worte Samuelis zu Herzen, und ging von nun an einher mit stillem sanften Geiste.

Da liebten die Menschen Adoniah und sprachen: »Der Geist Gottes ist über den Jüngling kommen!«

Adoniah aber nahm zu an Weisheit und Anmuth, und ward ein Mann wie Jesajah, der Sohn Amos, und sein Name ward gepriesen in ganz Israel.

26.

Das Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.

Es war 1806 im Monat November, daß die Reichsstadt L. durch das mitten in ihr geschehene Zusammentreffen feindlicher Heere große Angst und großen Schrecken durch Plündern und Mord ausgestanden, und Viele unersetzliche Verluste erlitten haben. In dieser unbeschreiblichen Noth hat ein rechtschaffener, sehr wohlhabender Juwelier mit seiner Familie sich entschlossen, alle ihre zeitliche Habe, besonders Gold- und Silber-Kleinodien und baares Geld, in das Wohnzimmer zu tragen, offen auf den Tisch und in einen Wandschrank zu legen, und dann sich auf die Knie zu werfen, um im Gebete zu erwarten, was der Herr durch Feindeshand nun mit ihnen machen wolle.

Eine Stunde mochten sie in dieser Fassung betend beisammen gewesen seyn, da sprang plötzlich ein vom mörderischen Gefechte noch mit Blut bespritzter Krieger die Treppe herauf und zur Thür herein. Aber wie vom Blitz getroffen stand er da, den Blick starr auf die Betenden gerichtet. Seine wilden Gesichtszüge erheiterten sich, und wurden nach und nach milder und freundlicher. Noch rang sich aus dem Herzen des bekümmerten Hausvaters ein schwerer Seufzer empor, dann ging er, während seine in banger Erwartung harrende Familie stets fortbetete, ruhig zu dem feindlichen Soldaten hin, und fragte ihn mit sanftem Ton, was sein Begehren sey? Dieser konnte keine Sylbe antworten. Mit einiger Zuversicht nahm ihn jetzt der Hausvater bei der Hand, und führte ihn zu seinen Kostbarkeiten mit den Worten hin: »Freund, nehmen Sie, was Sie wollen! Sie sehen, es ist Alles in Ihrer

Gewalt.« »Fern sey solches von mir!« erwiederte dieser. »Ich weiß nicht, wie mir zu Muthe ist; es war mir in meinem ganzen Leben noch nie so. Hier kann ich einmal nichts rauben.« »Nun, so werden Sie doch ein Geschenk von mir annehmen, das ich gewiß von Herzen gern gebe?« »Nein, auch das nicht!« Der Juwelier wollte solches aus Dankbarkeit gegen den Herrn und diesen schonenden Mann schier erzwingen, aber vergebens. Der wackere französische Soldat blieb bei seiner Erklärung, und wollte jetzt wegeilen, um, da er Unteroffizier war, einige Mann als Sauvegarde für das Haus abzuholen, damit es gegen jeden weitern Unfall gesichert seyn möchte; anstatt dessen aber faßte er, weil er auch diesen nicht ganz trauen konnte, später den Entschluß, selbst das Haus zu bewachen, und bat sich nur einen Strohsack und ein Kissen aus, um des Nachts darauf ruhen zu können. Ob ihm gleich ein sehr gutes Bett angeboten wurde, zog er doch den Strohsack vor.

Nach kurzer Zeit erhielten die Soldaten Ordre zum Abmarsch. Beim Abschied glaubte der mit seiner geretteten Familie zu Thränen gerührte Juwelier, es solle und könne nicht anders seyn, als daß der brave Unteroffizier sich zur Annahme, nicht so fast einer Belohnung, als vielmehr eines Andenkens seiner Dankbarkeit überreden lasse; aber wieder fruchtlos, er nahm durchaus nichts an. Da suchte der Juwelier eine beträchtliche Summe Geldes heimlich in den Tornister seines großmüthigen Beschützers zu stecken, und freute sich, als es gelungen, mehr, als wenn er das beste Loos in einer reichen Lotterie gewonnen hätte.

Unauslöschlich blieb dem Soldaten der Eindruck dieser Scene. Vorher, so äußerte er sich gegen einen christlichen Mann, dem er Obiges erzählte, hätte er morden und rauben können, wie Andere; aber bei dem Anblick dieser in feierlicher Stille betenden Familie wäre seine Seele

von einem Ehrfurchtsgefühl durchdrungen worden, das ihn auf der Stelle entwaffnete, ihm allen Muth zu Raub und Mord benahm; ewig nicht werde er jene Stunde vergessen.

So viel vermag das Dranggebet der Gläubigen, wenn es anhaltend ist. Hoffet auf Ihn allezeit, lieben Leute, schüttet euer Herz vor Ihm aus; Gott ist unsere Zuversicht. Ps. 62, 9.

27.

Dankgebet eines Wilden.

Ein frommer katholischer Geistlicher, der sich aus eigenem Antriebe nach Ostindien unter die Wilden begab, um sie besser und glücklicher zu machen, erzählte folgende rührende Geschichte:

Einst gegen Abend kehrte ich mit einigen Freunden von einem Spaziergange zurück; da hörten wir an der Oeffnung des Waldes eine klägliche Stimme. Wir gingen ihr nach, und fanden unter einem Baume einen Wilden, der, alt und entkräftet, auf sein Ende zu warten schien. Anfangs wollte er nicht mit uns reden. »Ach,« sagte er endlich, »heute Morgen, als der Himmel roth wurde, machte ich mich auf, nach meiner Heimath zu kommen. Da habe ich mich verirrt! Es wird dunkel, und ich bin müde; nun muß ich hier liegen bleiben. Mein armes Weib! — und meine lieben Kinder!« —

Uns jammerte seiner. Ich bat ihn, mitzugehen. »Aber du kennst mich nicht!« antwortete er. »Ich brauche dich nicht zu kennen,« sagte ich, »komm' nur!« Und wir führten ihn in meine Hütte. Nachdem er die nöthige Stärkung

zu sich genommen, bereitete ich ihm ein Lager dicht an meinem Bette, so, daß wir nur eine dünne leinene Wand zwischen uns hatten. Er legte sich hin. Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusch, als ob der Wilde von seinem Lager aufstände. Ich erschrak, und horchte. Wie sehr aber that mein Schrecken ihm Unrecht! — Nie werde ich's vergessen. — Er war niedergekniet, und betete ungefähr mit folgenden Worten:

»Gott! ich danke Dir, daß mir auf meinem Wege die Sonne geschienen hat; ich danke Dir, daß mich keine Schlange gestochen hat; daß meine Feinde mir nicht begegnet sind; ich danke Dir, daß dieser gute Freund gekommen ist, und mich in seine Hütte geführt hat! O Gott! wenn dieser Fremde, oder wenn seine Freunde, oder seine Nachkommen reisen, so gib ihnen auch die Sonne; so bewahre sie vor Schlangen und wilden Thieren, und vor ihren Feinden; und wenn sich einer verirrt, und am Wege liegt, so laß einen guten Mann kommen, der ihn mit in seine Hütte nimmt!«

So betete der Wilde. Und mein Gebet war: »Gib mir neben diesem Wilden ein Plätzchen in deinem Paradiese!«

28.

Die Freuden des Weihnachtsfestes,

oder

Gott macht Alles wohl.

Sonst sahen die Kinder der Thalheim'schen Familie dem Weihnachtsfeste mit froher Erwartung entgegen, und zählten Tage und Stunden bis zu jener erwünschten

Zeit, in der sie jedesmal von ihren Eltern durch mancherlei schöne Geschenke überrascht wurden. Da konnten sie sich oft stundenlang über die Freuden des vorjährigen Festes unterhalten. Sie riefen sich alle kindliche Wonne der ängstlich frohen Erwartung, der entzückenden Ueberraschung und des hocherfreulichen Genusses in ihr Gedächtniß zurück, und malten sich dadurch die Freuden des nahen Festes mit den lebhaftesten Farben der Hoffnung aus.

Wie pochte ihr Herz vor freudiger Ungeduld, wenn sich der letzte Tag vor dem Geburtsfeste Jesu hinabsenkte in das Meer der Zeit, und die Dämmerung des heiligen Abends sich auf dem Erdkreis verbreitete! Wie sahen sie voll inniger Liebe auf das göttliche Kind hin, das alle guten Gaben und alle vollkommenen Geschenke vom Vater des Lichts mit auf die Erde herab brachte! Dann wurden sie in ein entlegenes Zimmer geführt, unterdeß die Eltern im großen Saal die Geschenke ordneten. Hier theilten sie sich mit einer wachsenden Neugierde ihre Gedanken über die Dinge mit, die da kommen sollten, und nicht selten hatten sie schon manches von dem errathen, womit man sie überraschen wollte. — Endlich kam die Mutter, und führte sie hin zu dem Orte, worin alle die längstersehnten Freuden verschlossen lagen. Jetzt öffnete sich die Thür, und der Glanz von tausend Lichtern strahlte ihnen entgegen. Die Wand- und Kronleuchter waren alle mit brennenden Kerzen besetzt; jedes der Kinder hatte noch einen hohen Christbaum, der von einer Menge kleiner Wachslichter glänzte. Außerdem brannten noch auf jedem Tische mehrere Lichter. Im Hintergrunde erschien im herrlichen Gemälde der göttliche Kinderfreund, wie er die Kleinen segnet, und ihnen das Reich Gottes verheißt. — Voll staunender Bewunderung blieben sie einige Augenblicke an der Thür stehen, und durchliefen mit neugie-

rigem Auge die lange Reihe von köstlichen Geschenken, um zu erspähen, was Wilhelmen oder Friederiken, Ludwigen oder Karolinen zugedacht wäre. Dann liefen sie freudig auf die Eltern zu, die mit einer heitern Miene zur Seite standen, und sich an dem Eindrucke ergötzten, den die plötzliche Ueberraschung auf die Kinder machte. Denn es gibt für die Eltern nichts so Rührendes und Freudiges, als den Anblick froher und glücklicher Kinder.

Die Kinder dankten mit zärtlichen Liebkosungen für die schönen Geschenke, welche die Eltern für alle bestimmt hatten. Freude, Staunen, Bewunderung wechselten in der Seele der Kinder. Diese fromme Stimmung benutzten die gottesfürchtigen Eltern, sie zur ewigen Quelle alles Guten hinzuweisen, und so löste sich der frohe Jubel in kindliches Gebet auf, das der Vater im Namen der ganzen Familie laut aussprach. — — Doch, warum soll ich euch, meine jungen Leser, Empfindungen schildern, die ihr gewiß schon oft in eurem Leben selbst gehabt habet? Ich will euch lieber die Geschichte der letzten Weihnachtsfeier in der Thalheim'schen Familie erzählen. Ach! dießmal konnten sich die guten Kinder nicht mit wahrer Herzlichkeit freuen; denn viele traurige Unfälle hatten aus dieser sonst so glücklichen Familie alle Freude und Heiterkeit verscheucht.

Bei dem Ausbruche jenes verderblichen Krieges, der den ländersüchtigen Feind in den Schooß des Vaterlandes führte und Preußen an den Rand des Verderbens brachte, war der Aelteste von den Kindern, Wilhelm, da er noch nicht das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, als Fahnenjunker mit in den Krieg gezogen. Er war ein rascher, feuriger, unternehmender Knabe, der sich von frühester Kindheit an am liebsten in der freien Natur herumtummelte,

stüm den Jüngling packten, und ihn in das Faß hineinstießen. Hierauf schlugen sie es fest zu, und eilten mit ihrer reichen Beute fort nach ihrem Schlupfwinkel, um geschwind der armseligen Freude ihres Lebens sich zu versichern.

Da lag oder kauerte nun der unglückliche Fidelis in seinem sehr fest schließenden, weingrünen Fasse, das ihm gänzlich wie ein Sarg vorkam, und der Weingeruch wie Grabesduft, und der hie und da angesetzte Weinstein, der nicht umsonst von alten Zeiten her Tartarus genannt wird, wie die traurigen Ueberreste menschlicher Vergnügungen; ja, dieser von geistiger Gährung zu Boden gesetzte Stein schien ihm einem Grabstein gleich, unter welchem er nicht mehr sich hervorarbeiten sollte.

»O Himmel!« seufzte er, nachdem er sich von der ersten Betäubung des Schreckens etwas erholt hatte, »so ist denn alle Hoffnung verschwunden, daß in der Welt noch etwas aus mir werden soll? — So habe ich umsonst so fleißig studirt, und so viele Kenntnisse erworben? — O Gott! siehst Du meine schreckliche Noth nicht an? Du Rabenernährer, der Du unsere Haupthaare gezählt hast, was habe denn ich verschuldet, daß du mich so grausamen Mördern in die Hände gegeben hast? Bin ich denn ein Verbrecher, daß Du mich so strafst?«

Diese Frage traf gleich einem zündenden Blitze sein Herz; stromweise entstürzten seinen Augen köstliche Thränen, über welche die heiligen Engel Gottes Loblieder der ewigen Erbarmung anstimmten — Thränen der Reue. Sein ganzes Wesen war auf einmal in Wehmuth und Schmerz aufgelöst. Denn es war ihm — gleichwie es im Menschengemüthe durch höhere Kraft so zu geschehen pflegt — plötzlich ein Licht aufgegangen; er erkannte nun die wahre Beschaffenheit seines Gewissens, und sah nur Schuld und Gericht vor sich.

Mit der tiefsten Verdemüthigung seufzte er zum Herrn: »Nun, o Gott! erkenne ich, daß ich fürwahr kein Fidelis — kein Getreuer, sondern ein Ungetreuer bin. Nun gedenke ich des heiligen Gelübdes, Dir in Liebe und Treue zu dienen, und meine Treulosigkeit, mit der ich es brach. Nun verstehe ich erst, daß ich die Hand rüstig an den Pflug gelegt, und dann nicht allein zurückgesehen, sondern in raschen Sprüngen mich davon entfernt habe. — Dich, ewige Liebe, habe ich verlassen, und der Sünde gehuldigt. Du hast mich gerufen, und ich habe mich geweigert; Du hast Deine erbarmungsreichen Arme nach mir ausgebreitet, und ich Elender, ich habe nicht einmal darnach hingesehen. — Ach, die Liebe besserte mich nicht, nun soll mich die Strafe bessern. — Nun denn, mein Herr und mein Gott! so wie Du mich gewahrst, und mit dem Auge Deiner Gerechtigkeit mich anschauest, so will ich hinwiederum um dieser Deiner Gerechtigkeit willen Dich preisen. In Deine Hände lege ich mein Schicksal und mein Leben; nur gib mir die Gnade, Barmherziger! daß ich, der ich im Leben Dir untreu war, treu im Tode Dir seyn möge, um die Schuld, die ich durch meine Thränen nicht auszulöschen vermag, mit meinem Blute zu büßen. — Aber ist es Deiner Allmacht nicht möglich, mich aus diesem Kerker und vom drohenden Tode zu befreien? — Bist Du nicht der Herr, von welchem die Schrift sagt: der Herr gibt den Tod, und gibt das Leben; Er führet in das Grab und wieder zurück? — Wie oft hast Du Deine Getreuen errettet, wie oft auch jene, die Dir treulos waren, damit sie Deine Macht und Herrlichkeit erkenneten. — Noch hoffe ich, o Herr! noch ferner wird meine Seele leben, und Deine gerechten Urtheile preisen, die mich zum bessern Leben geführt. Ich habe geirret, und war fern von Dir, Du aber bist mir nahe geblieben; Du hast mich gezüchti-

get, und in den Schatten des Todes geführt, wiederum wirst Du meine Bande zerbrechen, und Dich meiner erbarmen. Denn Du durchschauest mein Herz, und siehst meine Reue; ich aber erneuere, was ich gelobt, und will meine Gelübde treulich halten, und um beharrliche Treue Tag für Tag Dich anflehen.«

Mit solcher Innigkeit betete der bedrängte Jüngling, und gleich einem sanften Lichtstrahl drang die köstliche Frucht des Gebetes — Friede, Ruhe und kindliche Gottergebenheit — in sein Herz ein. Nur der Leib bebte und zitterte, als sich jetzt um das Faß herum ein Geräusch hören ließ, das sich von Zeit zu Zeit wiederholte, der Geist schmiegte sich aber nun recht innig an die göttliche Erbarmung an, und mit Jesus hoffte er zu enden — zu vollenden. —

Als es wieder still geworden war, legte er sein Auge an das Spundloch, und das Erste, was seinem Blicke begegnete, war ein haariges, langgezogenes, zugespitztes, unmenschliches Gesicht, das auch in der That keinem Menschen, sondern einem Wolfe zugehörte. Nun erklärte sich ihm das Geräusch; denn es war eine Streifpatrouille von Wölfen da, welche witternd und scharrend um das Faß herum schlichen.

Die Wölfe, deren allmählich mehrere herbeigekommen seyn mochten, setzten eine gute Weile ihre Runde um das Faß herum fort, eine Oeffnung auszuspüren, wodurch sie dem verschlossenen, honetten Wolfsfrühstück beikommen könnten. Je mehr ihre Freßbegierde gereizt ward, desto gräulicher fingen sie zu heulen an. Und Fidelis fand selbst im Rachen des Todes noch Ursache, den Allgütigen zu preisen, der ihn durch eine solche Festung gegen die vierfüßigen Raubthiere geschützt hatte, in welche die zweifüßigen kurz vorher ihn eingesperrt hatten. Bald aber

sollten sich Gottes wunderbare Rettungswege noch herrlicher offenbaren.

Einer dieser raubgierigen Isegrimme, den Inhalt des Fasses genau zu prüfen, steckte, da dieß mit der Schnauze nicht möglich war, nach Art dieser listigen Thiere, den Schweif durch die Spundöffnung hinein, und fuhr damit dem armen Studenten, der eben wieder heraussehen wollte, fein sanft über das Angesicht. Dieser aber, ohne im Augenblick zu wissen, zu welchem Ziel und Ende er es thue, ergriff selben sogleich mit beiden Händen, und zog ihn mit aller Gewalt an sich. Kaum merkte der auf dergleichen Vorfälle nicht gefaßte Wolf, daß er gefangen sey und auf keine Weise aus der Gewalt seines Feindes sich erretten könne, als er in verzweifelter Angst so jämmerlich zu heulen anfing, daß die übrigen Wölfe vor unbändigem Schrecken die Flucht ergriffen, und ihren Gefährten im Stiche liessen. Zwischen den beiden Gefangenen erhob sich jetzt ein heftiger Streit; endlich gab das Faß den Anstrengungen Isegrimms nach, und bewegte sich fort über Stock und Stein, wobei der arme Fidelis eben nicht sänftiglich hin und her geworfen wurde, bis endlich dieses sonderbare Fuhrwerk an den Rand eines gähen, steinigen Abhanges gelangte; da rumpelte sofort Alles übereinander den Berg hinab, wobei Isegrimm am schlimmsten wegkam, bis endlich das Faß in Trümmer ging, und Fidelis auf freiem Fuße stand. —

Der Wolf, ohne sich nach jenem auch nur umzusehen, nach dem er früher solche hungrige Sehnsucht geäußert, schleppte sich mühsam zu einer nahen Schlucht, und Fidelis sah sich von Kerker, Mördern und Wölfen erledigt, unter den hellfunkelnden Gestirnen des heitern Himmels.

Da wird nun freilich Niemand zweifeln, daß er vorerst, Hunger, Durst, Angst und Müdigkeit vergessend, auf

die Knie gesunken ist, um dem himmlischen Vater, den er vorher durch den Herrn Jesum um Hülfe angerufen hatte, nun seinen heißen, thränenreichen Dank für so unverhoffte Rettung darzubringen.

In großem Vertrauen, daß derselbe Gott, Herr und Heiland, der ihn durch so wunderbare Rettung aus den Händen der Mordlustigen gerissen, auch ferner ihm beistehen, und äußerlich, wie innerlich auf rechtem Wege leiten werde, machte er sich bald wieder auf, und wanderte den Rest der Nacht hindurch im wüsten Walde fort, sein Herz aber lobete ohne Aufhören die unendliche Güte und Barmherzigkeit des Allmächtigen, und es kamen ihm viele lebenskräftige Sprüche aus heiligen Schriften zu Sinne, die ihn mit großer Freude erfüllten: »Wie gut und wie heilsam war's mir, daß Du mich gedemüthiget hast, auf daß ich Deine gerechten Wege erkenne! Ja, mein Herr! nun habe ich erkannt, daß Deine Urtheile eine lautere Gerechtigkeit sind, und Deine Erbarmungen sonder Zahl! Erleuchte mein Herz, daß es Deine Gebote bewahre; lenke mein Auge, damit es auf eitles Spiel nicht sehe; pflanze mir heilige Furcht in's Herz; belebe mich auf Deinen Wegen! In meiner Angst schrie ich zu Dir, und Du hast mich erhöret; aus der Tiefe des Elends habe ich zu Dir gerufen, Du hast meine Stimme nicht verworfen!«

So kam er endlich mit Tagesanbruch in eine sichere Herberge, wo ihm diesen Tag und die nächste Nacht auszuruhen und seine erschöpften Kräfte wieder zu sammeln vergönnt war. Je mehr diese wiederkehrten, desto inniger ward auch zugleich sein neuerwachter Eifer. Er fühlte, statt der in den letzten Zeitläuften seines jungen Lebens ihn quälenden Unruhe, eine friedliche, überaus süße Heiterkeit; statt des stutzerischen Leichtsinns eine für immer befestigte Ernsthaftigkeit; statt des albernen Hochmuths

eine recht klare Erkenntniß der eigenen Armseligkeit und eine lautere Demuth, die alles Gute und Vollkommene nicht sich, sondern mit dankerfülltem Herzen Gott zuschreibt. Darum ging er nunmehr in großer Freudigkeit am nächsten Morgen seine Straße fort, und sang:

Herz, mein Herz, nun fröhlich sey,
Weil du wieder lebest,
Und dich dankbar hebest
Zu dem Herren frank und frei.

Herz, mein Herz, bist nimmer mein,
Bist dem Herrn geschenket,
Der dich weise lenket:
Ihm gehorche ganz allein.

Herz, o Herz, nun lobe laut
Deines Herren Süße,
Immerfort ihn grüße;
Selig, wer dem Herrn vertraut! —

Von außen und innen gestärkt, hatte Fidelis an diesem Tage einen sehr ansehnlichen Weg zurück gelegt, und mit lautpochendem Herzen klopfte er am Abend an die Thür der elterlichen Wohnung an. Bald lag er weinend zu den Füßen der guten Eltern, die so sehr von Liebe bewegt waren, daß sie gar keine Spur von Verdruß oder Groll laut werden ließen, sondern Freude. Er saß mit ihnen bis in die tiefe Nacht hinein, ohne Hehl seiner Verirrungen, und die Gefahren und den Jammer der letzten Reise erzählend, und ließ sie am Ende selbst urtheilen, was ihm nun für seine fernere Lebenszeit zu thun geboten sey. Da waren denn die gottesfürchtigen Eltern überaus froh, und dankten Gott, und zeigten sich in Allem mit dem, durch das Feuer schwerer Prüfungen gereinigten Sohne einverstanden, also, daß dieser nach wenigen

Tagen aus dem väterlichen Hause zog, und nach jenem Ordenshause sich begab, das er schon lange vorher sich auserkoren. Er ist auch daselbst mit offenen Armen empfangen worden, und hat von dieser Zeit an einen so demüthigen, gottesfürchtigen, liebreichen und auferbaulichen Lebenswandel geführt, daß der Herr, von dem alles Gute kommt, durch ihn eine lange Reihe von Jahren hindurch viel Gutes und Ersprießliches zum Heile der Menschen geschehen ließ; welchem die Ehre sey in Ewigkeit. Amen.

52.

Der blühende Weinstock.

Samuel, der Richter und Hochmeister in Israel, besuchte eines Tages die Schule der Propheten zu Giboa, die er selbst gestiftet hatte, und es erfreueten ihn die Fortschritte der Prophetenschüler in mannigfaltiger Weisheit und in der Kunst des Saitenspiels und Gesanges.

Auch war unter ihnen ein Jüngling, Namens Adoniah, der Sohn Milcha. Und Samuel hatte Wohlgefallen an dem Knaben. Denn er war bräunlich und schön von Angesicht, dazu der Klang seiner Stimme voll Kraft und lieblich. Aber seine Seele war voll Trotz und eiteln Wahnes, weil er es den andern zuvorthat in Wissenschaft und künstlichem Nachsinnen. Dazu dünkt' er sich verständiger denn sieben Weise, und geberdete sich hochmüthig gegen seine Lehrer, und seine Lippen waren voll hoher Worte und Einbildung.

Da jammerte den Richter in Israel des Knaben Adoniah, denn er liebte ihn vor andern, weil er voll

Geistes war und von schöner Gestalt. Deßhalb sagte Samuel: »Der Geist des Herrn hat den Knaben zu einem Propheten in Israel ersehen. Aber er widerstrebet und verdirbet es selber.«

Und er führte den Jüngling hinaus in das Gebirge in einen Weinberg, der da lieget gen Ramah. Und siehe, es war die Zeit, da der Weinstock blühet.

Da erhob Samuel seine Stimme und sprach: »Adoniah, was siehest du?« Und Adoniah sprach: »Ich sehe einen Weinberg und es umwehet mich ein lieblicher Geruch der Blüthe des Weinstocks von ferne.«

Da sprach Samuel: »Tritt herzu und betrachte die Blüthe des Weinstocks.«

Und der Jüngling trat hinzu, beschauete und sprach: »Es ist ein zartes Blümlein, unansehnlich von Farbe, und demüthig von Gestalt.« —

Da antwortete Samuel und sprach: »Und dennoch bringet es hervor eine Frucht Gottes, zu erfreuen des Menschen Herz, und seine Gestalt zu erneuen, daß sie schön werde. Adoniah, so ist das edelste Gewächs des Weinstocks zur Zeit seiner Blüthe, ehe es die köstliche Frucht bringt! — Gedenke auch du des Weinstocks in deiner blühenden Jugend!« —

Und Adoniah, der Sohn Milcha, nahm alle diese Worte Samuelis zu Herzen, und ging von nun an einher mit stillem sanften Geiste.

Da liebten die Menschen Adoniah und sprachen: »Der Geist Gottes ist über den Jüngling kommen!«

Adoniah aber nahm zu an Weisheit und Anmuth, und ward ein Mann wie Jesajah, der Sohn Amos, und sein Name ward gepriesen in ganz Israel.

26.

Das Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.

Es war 1806 im Monat November, daß die Reichsstadt L. durch das mitten in ihr geschehene Zusammentreffen feindlicher Heere große Angst und großen Schrecken durch Plündern und Mord ausgestanden, und Viele unersetzliche Verluste erlitten haben. In dieser unbeschreiblichen Noth hat ein rechtschaffener, sehr wohlhabender Juwelier mit seiner Familie sich entschlossen, alle ihre zeitliche Habe, besonders Gold- und Silber-Kleinodien und baares Geld, in das Wohnzimmer zu tragen, offen auf den Tisch und in einen Wandschrank zu legen, und dann sich auf die Knie zu werfen, um im Gebete zu erwarten, was der Herr durch Feindeshand nun mit ihnen machen wolle.

Eine Stunde mochten sie in dieser Fassung betend beisammen gewesen seyn, da sprang plötzlich ein vom mörderischen Gefechte noch mit Blut bespritzter Krieger die Treppe herauf und zur Thür herein. Aber wie vom Blitz getroffen stand er da, den Blick starr auf die Betenden gerichtet. Seine wilden Gesichtszüge erheiterten sich, und wurden nach und nach milder und freundlicher. Noch rang sich aus dem Herzen des bekümmerten Hausvaters ein schwerer Seufzer empor, dann ging er, während seine in banger Erwartung harrende Familie stets fortbetete, ruhig zu dem feindlichen Soldaten hin, und fragte ihn mit sanftem Ton, was sein Begehren sey? Dieser konnte keine Sylbe antworten. Mit einiger Zuversicht nahm ihn jetzt der Hausvater bei der Hand, und führte ihn zu seinen Kostbarkeiten mit den Worten hin: »Freund, nehmen Sie, was Sie wollen! Sie sehen, es ist Alles in Ihrer

Gewalt.« »Fern sey solches von mir!« erwiederte dieser. »Ich weiß nicht, wie mir zu Muthe ist; es war mir in meinem ganzen Leben noch nie so. Hier kann ich einmal nichts rauben.« »Nun, so werden Sie doch ein Geschenk von mir annehmen, das ich gewiß von Herzen gern gebe?« »Nein, auch das nicht!« Der Juwelier wollte solches aus Dankbarkeit gegen den Herrn und diesen schonenden Mann schier erzwingen, aber vergebens. Der wackere französische Soldat blieb bei seiner Erklärung, und wollte jetzt wegeilen, um, da er Unteroffizier war, einige Mann als Sauvegarde für das Haus abzuholen, damit es gegen jeden weitern Unfall gesichert seyn möchte; anstatt dessen aber faßte er, weil er auch diesen nicht ganz trauen konnte, später den Entschluß, selbst das Haus zu bewachen, und bat sich nur einen Strohsack und ein Kissen aus, um des Nachts darauf ruhen zu können. Ob ihm gleich ein sehr gutes Bett angeboten wurde, zog er doch den Strohsack vor.

Nach kurzer Zeit erhielten die Soldaten Ordre zum Abmarsch. Beim Abschied glaubte der mit seiner geretteten Familie zu Thränen gerührte Juwelier, es solle und könne nicht anders seyn, als daß der brave Unteroffizier sich zur Annahme, nicht so fast einer Belohnung, als vielmehr eines Andenkens seiner Dankbarkeit überreden lasse; aber wieder fruchtlos, er nahm durchaus nichts an. Da suchte der Juwelier eine beträchtliche Summe Geldes heimlich in den Tornister seines großmüthigen Beschützers zu stecken, und freute sich, als es gelungen, mehr, als wenn er das beste Loos in einer reichen Lotterie gewonnen hätte.

Unauslöschlich blieb dem Soldaten der Eindruck dieser Scene. Vorher, so äußerte er sich gegen einen christlichen Mann, dem er Obiges erzählte, hätte er morden und rauben können, wie Andere; aber bei dem Anblick dieser in feierlicher Stille betenden Familie wäre seine Seele

von einem Ehrfurchtsgefühl durchdrungen worden', das ihn auf der Stelle entwaffnete, ihm allen Muth zu Raub und Mord benahm; ewig nicht werde er jene Stunde vergessen.

So viel vermag das Dranggebet der Gläubigen, wenn es anhaltend ist. Hoffet auf Ihn allezeit, lieben Leute, schüttet euer Herz vor Ihm aus; Gott ist unsere Zuversicht. Ps. 62, 9.

27.

Dankgebet eines Wilden.

Ein frommer katholischer Geistlicher, der sich aus eigenem Antriebe nach Ostindien unter die Wilden begab, um sie besser und glücklicher zu machen, erzählte folgende rührende Geschichte:

Einst gegen Abend kehrte ich mit einigen Freunden von einem Spaziergange zurück; da hörten wir an der Oeffnung des Waldes eine klägliche Stimme. Wir gingen ihr nach, und fanden unter einem Baume einen Wilden, der, alt und entkräftet, auf sein Ende zu warten schien. Anfangs wollte er nicht mit uns reden. »Ach,« sagte er endlich, »heute Morgen, als der Himmel roth wurde, machte ich mich auf, nach meiner Heimath zu kommen. Da habe ich mich verirrt! Es wird dunkel, und ich bin müde; nun muß ich hier liegen bleiben. Mein armes Weib! — und meine lieben Kinder!« —

Uns jammerte seiner. Ich bat ihn, mitzugehen. »Aber du kennst mich nicht!« antwortete er. »Ich brauche dich nicht zu kennen,« sagte ich, »komm' nur!« Und wir führten ihn in meine Hütte. Nachdem er die nöthige Stärkung

zu sich genommen, bereitete ich ihm ein Lager dicht an meinem Bette, so, daß wir nur eine dünne leinene Wand zwischen uns hatten. Er legte sich hin. Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusch, als ob der Wilde von seinem Lager aufstände. Ich erschrak, und horchte. Wie sehr aber that mein Schrecken ihm Unrecht! — Nie werde ich's vergessen. — Er war niedergekniet, und betete ungefähr mit folgenden Worten:

»Gott! ich danke Dir, daß mir auf meinem Wege die Sonne geschienen hat; ich danke Dir, daß mich keine Schlange gestochen hat; daß meine Feinde mir nicht begegnet sind; ich danke Dir, daß dieser gute Freund gekommen ist, und mich in seine Hütte geführt hat! O Gott! wenn dieser Fremde, oder wenn seine Freunde, oder seine Nachkommen reisen, so gib ihnen auch die Sonne; so bewahre sie vor Schlangen und wilden Thieren, und vor ihren Feinden; und wenn sich einer verirrt, und am Wege liegt, so laß einen guten Mann kommen, der ihn mit in seine Hütte nimmt!«

So betete der Wilde. Und mein Gebet war: »Gib mir neben diesem Wilden ein Plätzchen in deinem Paradiese!«

28.

Die Freuden des Weihnachtsfestes,

oder

Gott macht Alles wohl.

Sonst sahen die Kinder der Thalheim'schen Familie dem Weihnachtsfeste mit froher Erwartung entgegen, und zählten Tage und Stunden bis zu jener erwünschten

und kein Ungestüm der Witterung, weder Sturm noch Regen, weder Frost noch Hitze scheute. Schon im zehnten Jahre konnte er die höchsten Bäume ersteigen, über breite Gräben wegspringen, und des Vaters Reitpferd regieren. Dabei hatte er einen lebendigen Abscheu gegen alles Böse und Schlechte. Die Lüge und Unredlichkeit haßte er von ganzem Herzen, und hing mit kindlicher Traulichkeit an Gott und seinem heiligen Willen.

Wenn ihm der Vater die Thaten großer Helden erzählte, oder Beispiele von Tapferkeit, Entschlossenheit und Vaterlandsliebe anführte, so glühete ihm die Wange, und sein schwarzes Auge funkelte. Die Natur hatte ihn also schon zu dem Berufe eines Kriegers bestimmt. Als sich deßhalb die Nachricht von dem ausbrechenden Kriege verbreitete, da drang er in den Vater mit stürmischen Bitten, ihn mit in's Feld ziehen zu lassen. Der Vater gab seinen Bitten nach, und verschaffte ihm bei einem Infanterieregimente die Stelle eines Fahnenjunkers.

In der blutigen Schlacht bei Jena trug er die Fahne mit freudigem Muthe, fest entschlossen, lieber sein Leben, als das ihm anvertraute Kleinod zu lassen. Der furchtbare Donner, der aus tausend Feuerschlünden hervorkrachte und Tod und Verderben um sich her verbreitete, erschreckte ihn nicht. Das Aechzen der Sterbenden und das Gewinsel der schwer Verwundeten trieb zwar sein Blut in schnellere Wallung, aber verscheuchte auch jeden Gedanken von Furcht und Rettung aus seiner Seele. Mit feurigem Seufzen empfahl er sein Leben und seine Eltern Gott, und stand als ein Mann mitten in der Gefahr. Es sanken Viele zu seiner Rechten und zu seiner Linken; aber er stand fest und ruhig da, und schaute mit seinem feurigen Auge dem trotzigen Feinde in's offene Antlitz.

Lange hatten die bekümmerten Eltern nach dem un-

glücklichen Ausgange jener Schlacht nichts von ihrem geliebten Wilhelm erfahren. Nach mehreren Wochen aber brachte ihnen einer von den Flüchtlingen die Nachricht, daß er ihn im Getümmel der Schlacht habe fallen sehen. Ein unendlicher Schmerz ergriff die Eltern bei dieser Botschaft, und ihre Seele wurde mit tiefer Wehmuth erfüllt. Ach, es gibt für die Eltern keinen größern Schmerz, als wenn sie ein gutes Kind, das sie unter Mühen und Sorgen auferzogen haben, und das sie zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigte, dem kalten Tode in die Arme sinken sehen! Ein süßer Trost für Wilhelms Eltern lag in der Ueberzeugung, daß er in seinem Berufe für sein theures Vaterland und für einen geliebten König gestorben sey.

Bald darauf zog sich der Schauplatz des Krieges nach der Gegend hin, in welcher der Herr von Thalheim sein Landgut besaß, und durch schreckliche Ereignisse, die immer im Gefolge des Krieges sind, litt er einen bedeutenden Verlust an seinem Vermögen. Schreck und Gram zogen der Frau von Thalheim eine schwere Krankheit zu, und man sah den Arzt bedenklich die Achseln zucken.

Alle diese höchst traurigen Begebenheiten erfüllten die ganze Familie mit Kummer und Betrübniß. Die Kinder hatten es fast ganz vergessen, daß Weihnachten vor der Thür war, und wenn sie auch daran dachten, so erstickte doch der Gedanke an ihren verstorbenen Bruder und an die kranke Mutter jede Regung der Freude. So war der heilige Abend herangekommen, und der Vater vertheilte mit wehmüthigem Herzen einige Geschenke unter die Kinder. »Freuen können wir uns heute nicht, meine Kinder,« sagte er, »denn um euren Bruder Wilhelm fließen unsere Thränen noch. Ach! und vielleicht folgt ihm eure gute Mutter bald in die Ewigkeit, und wir stehen

dann hier und sehen den beiden Verklärten mit bangen Herzen nach. Ach, in viele tausend Familien hat dieser unglückselige Krieg Jammer und Zerrüttung gebracht, und unter Blut und Thränen wird dießmal die Geburt unsers Heilandes gefeiert!«

»Lieber Vater,« sagte die sanfte, gefühlvolle Frie- derike, ein gutes, braves Mädchen von dreizehn Jah- ren, »und hättest du uns heute die kostbarsten Geschenke gemacht, wir könnten uns doch nicht freuen; denn wir kön- nen unsere Freude nicht mit dem geliebten Bruder theilen, und die gute Mutter liegt unter heftigen Schmerzen auf dem Krankenlager. Welche Güter der Welt könnten uns da erfreuen! — Und wohin man im Dorfe nur blickt, da sieht man Thränen und Jammer. In dem Hause unsers Nachbars Ehrenfried, da sieht es traurig, ach! recht traurig aus. Die armen Leute haben durch Plünderung Alles verloren, was sie sich durch jahrelangen Schweiß mühsam erworben haben. Sie haben nichts behalten, wo- mit sie ihren Hunger stillen und ihre Blöße bedecken könn- ten. Ich habe ihnen mit Erlaubniß der lieben Mutter einige Wäsche und Kleidungsstücke hinübergetragen, und ihnen zweimal zu essen geschickt. Aber, Du guter Gott! sie mögen doch manchmal mit den armen Kindern Mangel leiden müssen; denn der Armen und Nothleidenden im Dorfe sind gar zu viele, und man hat uns selbst nur wenig gelassen. — Am vergangenen Sonntag ging ich hin- über mit einem Körbchen voll Speisen. Die Kinder spielten in stiller Vertraulichkeit auf dem Hofe; sie kamen freudig auf mich zugesprungen, und aßen die Aepfel und Butter- brode, die ich unter sie vertheilte, mit großem Appetit. Leise und unbemerkt trat ich in die Stube; da standen die beiden Alten am Fenster, und sahen die Leute in die Kirche gehen. Das Haupt der Frau ruhete auf der Schul-

ter des Mannes, der seine Hände gefaltet und seinen Blick zum Himmel gerichtet hatte. Ein tiefer Seufzer drängte sich aus seiner gepreßten Brust hervor; dann ward er ruhiger, und sagte in einem tröstenden Tone zu seiner Frau: »Weine nicht, meine gute Anne, Gott wird uns nicht verlassen. Er speiset die Vögel unter dem Himmel, und kleidet die Lilien auf dem Felde; sollten wir denn nicht viel mehr seyn, als jene? — Hörst du den frommen Gesang der versammelten Gemeinde? — Ach! sie beten zu dem Gott der Liebe, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt.« Ich war tief gerührt, setzte mein Körbchen auf den Tisch, und schlich mich leise zur Thür hinaus.«

Dem Vater standen bei dieser Erzählung die Thränen in den Augen. Das theilnehmende, gefühlvolle Herz seiner Tochter und das Unglück der armen Familie rührten ihn gleich sehr. »Wer mag Deine Fügungen, wer mag die Absichten Deiner erziehenden Weisheit durchschauen, allliebende Vorsicht?« rief er aus, und drückte seine geliebte Friederike an sein Herz.

»Ich bin auch einmal mit drüben gewesen bei Ehrenfrieds,« sagte der kleine, zehnjährige Ludwig, »und die armen, halbnackten Kinder haben mich recht gejammert. Da sagte ich zur Schwester Friederike: »Weißt du was? Wir wollen den Kindern ein kleines Weihnachtsgeschenk machen. Da werden sie sich recht freuen! Die armen Eltern werden ihnen so nichts geben können.« Friederike und Karoline willigten mit Freuden ein, auch die Mutter billigte unser Vorhaben. — Wir öffneten unsere Sparbüchsen. Friederike hatte achtzehn Thaler, ich hatte fünfzehn, und Karoline sechs Thaler. Wir legten zusammen, trugen's zum Schneider Martin, und ließen den Kindern warme Kleider machen. Heute Mittag hat der Schneider

Alles gebracht, wir legten noch einige Spielsachen dazu, die wir vom vorigen Weihnachten haben, und bescheeren es heute Abend den Kindern.«

Der Vater, höchst erfreut über die Herzensgüte seiner Kinder, willigte mit großer Freude in das Vorhaben derselben. Friederike holte die Kleidungsstücke, Ludwig und Karoline suchten das Spielzeug hervor. Alles wurde in Ordnung gelegt und die alten Christbäume angesteckt. Dann ließ der Vater den Nachbar Ehrenfried, dessen Frau und Kinder holen, und mit stiller Freude erwarteten nun die guten Geschwister die Ankunft derselben.

Es währte nicht lange, so kam auch Vater Ehrenfried mit seiner Anne, und mit seinen fünf Kindern. Alle waren schlecht und kümmerlich gekleidet, und aus ihren Gesichtszügen sprach Kummer und Elend. »Meine Kinder haben den eurigen eine kleine Freude machen wollen,« sagte der Herr von Thalheim; »von ihrem ersparten Gelde haben sie ihnen für den Winter warme Kleidungsstücke machen lassen, und etwas Spielzeug hinzugefügt. Da liegt es ausgebreitet auf dem Tische. Geht hin, lieben Kinder! Friederike wird einem jeden das Seinige anweisen. — Damit ich nun aber,« sagte er zu den Alten weiter, »meinen Kindern an Mitleid und Großmuth nicht nachstehe, so will ich euch für dieses Jahr die Pacht erlassen, und so lange, bis ihr euch etwas verdienen könnt, erhaltet ihr Essen aus meiner Küche, und Holz aus meinem Holzstalle.«

Wer vermag es, die Freude der beiden Alten und ihrer Kinder zu beschreiben? — Man muß solche Auftritte selbst erlebt haben, um sich eine treue und lebhafte Vorstellung davon machen zu können. Es gibt Gefühle und Empfindungen, die sich durch keine Sprache ausdrücken, durch keine Kunst darstellen lassen. Man muß selbst einmal ein

großes Unglück erlitten, muß selbst mit den Seinigen Mangel und Elend erduldet haben, um sich einen Begriff von der Freude zu machen, die unser ganzes Wesen durchdringt, wenn uns eine menschenfreundliche Hand aus dem Elende emporhebt, die schwer drückende Last der Gegenwart erleichtert, und die dunkle Zukunft uns freundlich erhellt.

Und der Herr von Thalheim mit seinen Kindern?

Die Wonne, Armen beizusteh'n,
Hatt' er jetzt ganz empfunden:
Und noch kein Abend war so schön
Als dieser ihm verschwunden.

Die Thräne des Dankes, der freudige Ausdruck des gerührten Herzens, der hohe Friede Jesus, — das ist der schönste Lohn für eine gute Handlung, für eine erzeigte Wohlthat. Wer aus andern Gründen Gutes thut, der hat seinen Lohn dahin. — Aber die weise und gütige Vorsehung läßt das Gute, das aus reinem Herzen und ohne sträfliche Nebenabsichten gethan wird, nie unbelohnt, und früher oder später segnet sie es mit den besten Folgen.

Hier schien Gott die edle That des Herrn von Thalheim auf der Stelle vergelten zu wollen. Denn noch lag der alte Ehrenfried dankend auf seinen Knien; noch glänzte die Thräne der Rührung in dem Auge der treuen Anne; noch liefen die Kinder in freudiger Eile umher, und zeigten sich bewundernd die Geschenke ihrer Wohlthäter: siehe! da öffnet sich die Thür; ein Fremder tritt, in einen Reisemantel gehüllt, herein, und fliegt in die Arme des Herrn von Thalheim. Wilhelm war es, der todtgeglaubte, mit tausend Thränen beweinte Wilhelm. — Er war nicht auf dem Schlachtfelde todt geblieben, sondern eine Kartätschenkugel, die ihm durch die rechte Lende ging, hatte ihn niedergestreckt. In dem Augenblicke mußte sich sein Regiment zurückziehen; er überreichte

die Fahne einem Offizier, und erwartete dann ruhig sein Schicksal.

Er ward von dem anrückenden Feinde gefangen genommen, und nach Jena in ein Lazareth gebracht. Ein geschickter Wundarzt und eine sorgfältige Pflege brachten ihn in sechs Wochen so weit, daß er ohne sonderliche Schmerzen wieder auftreten konnte. Nach acht Wochen trat er die Rückreise zu seinen Eltern an, bei welchen, wegen des unterbrochenen Postenlaufs, keiner von seinen abgesandten Briefen angekommen war. Wilhelm traf gerade am heiligen Abend vor Weihnachten in Thalheim (so hieß das Landgut seinen Vaters) ein, stieg ganz unbemerkt bei dem Pfarrer des Orts ab, und wollte seine Eltern und Geschwister eben zu der Zeit überraschen, in welcher gewöhnlich die Weihnachtsgaben vertheilt wurden.

Man kann sich das Entzücken des Vaters und der Geschwister denken, als sie den geliebten Wilhelm wieder in ihre Arme schließen und an ihr Herz drücken konnten! Der Vater war ganz außer sich vor Freude, umarmte den alten Ehrenfried, und rief ihm zu: »O freue dich mit mir, Alter, denn ich habe meinen Sohn wiedergefunden, der verloren war!« — Friederike, Ludwig und Karoline hängten sich an ihn, und wollten ihn nicht wieder loslassen, als fürchteten sie sich, ihn noch einmal zu verlieren. Der Vater war weggegangen, um die Mutter auf die Erscheinung ihres Sohnes vorzubereiten; aber seine Freude war zu lebhaft, als daß er sie lange hätte verbergen können.

Die Mutter fühlte sich wie neu belebt, als sie die Ankunft ihres Wilhelms erfuhr; — und als sie ihn nun wirklich an ihr Herz drückte, als sie aus seinem Munde den süßen Namen »Mutter« hörte, als sie die Thräne des Entzückens in seinen Augen sah, — da hatte der Herr

reichlich vergolten all' den Kummer über den Verlust des geliebten Kindes.

Sie erfuhr nun in Wahrheit, wie gut es ist, auf den Herrn zu vertrauen, und auf seine Hülfe mit Zuversicht zu warten.

29.

Wechsel des Schicksals.

In einem weiten und dichten Walde lebte in stiller, abgeschiedener Ruhe eine glückliche Försterfamilie. Entfernt von dem störenden Geräusch der Welt, hingegeben den Einflüssen einer reizenden Natur, fromm und gottesfürchtig, voll stillen Friedens im Innern, flossen die Tage ihres Lebens froh und heiter dahin. Es gehört wenig zum wahren Glück des Lebens, und wer bei einem gesunden Körper und unverdorbenen Herzen Sinn hat für die einfachen Freuden der Natur und der Häuslichkeit, und Gott vertrauend auf Seinen Wegen wandelt und ruhig Seiner väterlichen Führung sich überläßt, der ist im sichern Besitz ungetrübter Freude. Wer diesen köstlichen Schatz besitzt, der mag die trüglichen Güter der Welt entbehren, er wird sich bei aller seiner Armuth glücklich und zufrieden fühlen.

Dieß fand auch seine völlige Anwendung bei der vorgenannten patriarchalischen Familie, die, außer dem ehrlichen Förster und seiner braven Gattin, aus einem zwölfjährigen Sohn, Namens Woldemar, aus einem Jägerburschen und einer Magd bestand. Eine hoffnungsvolle Tochter war in den Jahren der blühendsten Jugend von dem freundlichen Bruder des Schlafs in die höhern Ge-

filde der Ewigkeit geführt worden, und so war Woldemar die einzige Freude und Hoffnung der Eltern auf dieser Erde. Nie war etwas Unreines in seine Seele gekommen, denn bei den Personen, die er kannte, sah und hörte er nie etwas Böses. Die Mutter hatte ihn in seiner frühesten Jugend schon mit dem Vater im Himmel, und mit Seinem lieben Sohne Jesus Christus und dessen Lehren und Heilsanstalten bekannt gemacht, und ihm heilige Ehrfurcht und Liebe für die Religion in's kindliche Herz gelegt; sie hatte ihm ferner Lesen und Schreiben, und der Vater Rechnen gelehrt, letzterer ihn auch mit den Erscheinungen in der Natur und in der ihm fast ganz fremden Menschenwelt, so viel als seine Verstandeskräfte davon zu fassen vermochten, bekannt gemacht. An jedem Sonntage gingen die Eltern mit ihm nach dem benachbarten Dorfe in die Kirche, und Woldemar blieb dann gewöhnlich den Tag über in dem Hause des ehrwürdigen Pfarrers, oder in dem des Amtmannes, um mit den wohlerzogenen Kindern desselben zu spielen. Nur einmal hatte ihn der Vater nach dem vier Meilen entfernten Städtchen mitgenommen, und unser Woldemar war also mit dem, was in der großen Welt vorgeht, ganz unbekannt.

Aber er wurde, ehe er es dachte, herausgerissen aus dem gewohnten, ihm so theuer gewordenen Kreise, und Friede und Ruhe wichen aus diesem stillen, verborgenen Wohnsitz des Glücks.

Ein gewaltiger Krieg war ausgebrochen, und verheerte weit umher die vordem so friedlichen Gefilde. Ueberall hörte man Kriegsgetümmel und Waffengeräusch. Auch in das Innere des waldigen Gebirges drang die Nachricht von dem blutigen Kriege, und an einem nebligen Herbsttage hörte die erschrockene Familie ganz deutlich den matten Nachhall eines anhaltenden Kanonendonners.

Wie bange klopfte dem kleinen Woldemar das Herz, und wie ängstlich schmiegte er sich an den Vater, als dieser den Tumult der Schlachten und die Gräuel des Krieges schilderte; denn er hatte in seinen früheren Jahren als Feldjäger mehrere Feldzüge mitgemacht. — Gegen Abend schwieg der Donner der Schlacht, und mehrere Tage lang blieben sie, voll ängstlicher Erwartung, ohne nähere Nachrichten über den Ausgang derselben. Der Vater schickte endlich den Jägerburschen aus, um auf den benachbarten Dörfern Kundschaft einzuziehen. Dieser kam nach kurzer Abwesenheit mit einem schwer verwundeten Husaren zurück, der sich auf seiner Flucht im Walde verirrt hatte, und in der Nähe der Försterwohnung unter einer Eiche matt und kraftlos niedergesunken war.

Mit herzlicher Theilnahme empfing der redliche Förster den braven Krieger, reinigte und verband ihm seine Wunden, und nachdem er ihn mit Speise und Trank erquickt hatte, brachte er ihn zu Bette. Der Husar, der einen Hieb in den Kopf und einen andern über die Brust bekommen hatte, erzählte mit wenigen Worten, wie das vaterländische Heer gänzlich geschlagen und zerstreut wäre, und der siegreiche Feind es allenthalben hart verfolge. — Der kleine Woldemar schauderte beim Anblick des Unglücklichen, und es war ihm unbegreiflich, wie Menschen gegen Menschen so grausam verfahren, und sich zu Hunderten tödten und verwunden könnten. — Bald fiel der erschöpfte Krieger in einen tiefen Schlaf, und alle sprachen leise und gingen auf den Zehen, um ihn in seiner Ruhe nicht zu stören.

Voll tiefen Schmerzes über das Unglück seines Vaterlandes, an dem er mit inniger Liebe hing, saß der ehrliche Förster vor seiner Wohnung, und ihm zur Seite der kleine Woldemar, nicht so heiter und ruhig, als

er sonst zu seyn pflegte. Die Sonne war eben untergegangen, und die Abenddämmerung senkte sich auf die Erde herab. Eine bange Stille herrschte rings umher, und keiner von den Sängern des Waldes brachte dem Höchsten den gewohnten Lobgesang dar. Nur der Krähe eintöniges Geschrei drang aus dem Forste.

Da sprangen plötzlich drei feindliche Soldaten aus dem Gebüsch hervor, stürzten auf den Förster los, und verlangten unter heftigen Drohungen und Flüchen Geld, Wein und Speisung. Wie vom Donner gerührt stand Woldemar da, und zitterte am ganzen Leibe. Der Vater aber erholte sich bald von seiner ersten Bestürzung, und erklärte den Soldaten, daß er bereit sey, Alles zu geben, was Küche und Keller enthielte, daß er aber bei seiner Armuth kein Geld vorräthig habe. Diese Worte vermochten nicht die Plünderer zu beruhigen; sie drangen vielmehr, unter den Ausbrüchen der heftigsten Wuth, in die Wohnung ein.

Als sie hier die Uniform eines feindlichen Husaren, und diesen selbst im Bette liegen sahen, schlugen sie den ehrlichen Förster unter dem Ausrufe: »Schurke! Verräther!« zu Boden, und einer von ihnen war im Begriff, dem armen Verwundeten das Bajonett durch den Leib zu bohren. Aber der Jägerbursche — Gottfried war sein Name — war beim ersten Tumult, mit der Flinte in der Hand, in die Stube getreten, und wie er seinen Herrn zu Boden geschleudert und den Husaren in der höchsten Lebensgefahr sah, schoß er den schändlichen Buben, der den armen verwundeten und wehrlosen Mann tödten wollte, nieder.

Bestürzt sahen die beiden andern Soldaten sich um, und als sie den Mörder ihres Kameraden erblickten, gingen sie mit blanker Waffe auf ihn los. Der herzhafte

Gottfried, der jetzt sein eigenes Leben in Gefahr sah, vertheidigte sich mit der größten Entschlossenheit, und zerschmetterte dem Einen mit dem Kolben seiner Flinte das Haupt. Der Dritte der feindlichen Soldaten sprang nun schnell zum Hause hinaus, und suchte sein Heil in der Flucht. — Wer beschreibt das Entsetzen der Familie! Die friedliche Hütte, so lange die Wohnung stiller Glückseligkeit, war in einen Schauplatz des Mordens und Blutvergießens umgewandelt. Da lagen die beiden Getödteten, und jedem erstarrte bei ihrem Anblick das Herz. Der Vater stand wie betäubt da, die Mutter barg ihr Gesicht in der Schürze, dem Jägerburschen lief es eiskalt durch die Glieder, und Woldemar schrie laut vor Furcht und Angst. Nur der Husar hatte seine Besonnenheit nicht verloren, und war sofort bedacht, das Gräßliche dieses Vorfalls zu mildern. Vor Allem hieß er dem Jägerburschen die beiden Erschlagenen aus dem Zimmer schaffen. Nachdem dieß geschehen, ließ er ihn in der Nähe der Wohnung eine Grube machen, und dann die Leichname darin beerdigen.

Es war unterdeß Nacht geworden, und stumm, mit beklommenen Herzen, saß die Familie beisammen, ohne Licht anzuzünden. Der alte Husar tröstete sie mit den Worten: »Nicht so traurig und niedergeschlagen, meine Freunde! Ihr habt nichts Böses gethan. Nicht braven Soldaten standet ihr gegenüber; es waren feige, elende Buben, die nur auf Raub und Plünderung ausgingen. Nur Nothwehr zwang den braven Gottfried zu jenem gewaltsamen Schritt. Er hat mit Muth und Entschlossenheit gehandelt, und sein Gewissen kann ihn nicht anklagen.«

Noch redete der wackere Krieger, da hörten sie vor der Wohnung Waffengeräusch. Dem Förster ahnete Unglück, und er bat seine Frau, schnell mit Woldemar durch die hintere Thür zu flüchten. Dieß that das arme,

bekümmerte Weib, und kaum hatte sie mit ihrem zitternden Sohne den Garten erreicht, als aus dem Hause lautes, ängstliches Geschrei und bald darauf wiederholtes Schießen ertönte. Eine unbeschreibliche Angst durchdrang ihr ganzes Innere; heißes Flehen um Hülfe schickte sie zum Himmel, dann sank sie matt und kraftlos nieder, und Woldemar barg sich weinend in dem mütterlichen Schooß.

Einige angstvolle Minuten mochten sie in dieser Lage zugebracht haben, als sie durch ein Geräusch im Garten aufgeschreckt wurden. Gottfried war es, der sich aus dem Hause geflüchtet hatte, und jetzt, als er die Seufzer der Unglücklichen vernahm, herbeigeeilt kam. Er unterstützte seine Gebieterin mit kräftigem Arme, nahm Woldemar an die andere Hand, und eilte mit ihnen zur Hinterthür des Gartens hinaus, in das dickste Gebüsch des Waldes.

Kaum aber hatten sie den Garten hinter sich, als ein neues, gräßliches Schauspiel ihren Augen sich darbot. Aus dem Dache ihrer friedlichen Wohnung brachen helle Flammen hervor, die bald verheerend das ganze Gebäude ergriffen. Prasselnd stürzten die Balken zusammen, rings umher ward der Wald erleuchtet, und der Himmel röthete sich von der Glut des Feuers. Die Mutter sah es, und mit einem Ausruf des höchsten Jammers sank sie in Ohnmacht. Welche Empfindungen der Wechsel von Angst und Furcht, von Schmerz und Bekümmerniß in des kleinen Woldemars Brust hervorbrachte, können sich meine jungen Leser leicht denken, wenn sie sich recht lebhaft in seine Lage versetzen. Es war die schrecklichste Nacht seines Lebens. Da fiel ihm aus der biblischen Geschichte die wehmüthige Klage Jesus ein: »Die Füchse haben ihre Höhlen, und die Vögel des Himmels ihre Nester, aber

der Sohn des Menschen hat nichts, wo er sein Haupt hinlege.« Und er betete kindlich zutrauensvoll zu diesem seinem Erlöser, und wurde himmlisch gestärkt, voll Glauben und Zuversicht.

Gottfried wandte alle Mühe an, seine Gebieterin wieder in's Leben zurufen; aber erst bei dämmerndem Morgen kehrte ihr Bewußtseyn zurück. Mit starrem Blick und matter Stimme fragte sie nach ihrem Manne. Woldemar schloß sie in seine Arme, und erwärmte ihre kalten Wangen mit seinen Thränen. »Wo ist dein Vater, Woldemar?« fragte sie im Tone des Wahnsinns. »Ach, sie haben ihn erschlagen! — und wir leben noch!« Und eine Ohnmacht schloß neuerdings ihre Augen, und mit verzweifelnder Angst hielt Woldemar die theure Mutter umschlungen. — Gottfried war unterdeß zur Seite getreten, um nach der Wunde zu sehen, die er bei dem nächtlichen Ueberfall bekommen hatte. Es war ein nicht sehr bedeutender Streifschuß am linken Arme. Er verband die Wunde so gut er es vermochte, und kehrte zu Mutter und Sohn zurück. —

Die Veranlassung zu dem nächtlichen Ueberfall gab jener feindliche Soldat, der sich durch die Flucht gerettet hatte. Er erzählte bei seiner Zurückkunft zum Heereshaufen die Ermordung der beiden Kameraden, und forderte zur Rache auf. Etwa vierzig Soldaten machten sich sogleich auf den Weg, und erreichten um Mitternacht die einsame Wohnung. Wüthend drangen sie in dieselbe ein, und suchten die unglücklichen Bewohner auf. Der brave Husar und — o, der bejammernswerthen Gattin und des vaterlosen Kindes! — der redliche Förster wurden ohne Barmherzigkeit erschossen. Der Letztere sank, zu dem treuen Gottfried gewandt, mit den Worten nieder:

»Rette mein Weib und meinen Woldemar! Gott wird ihr Vater seyn!«

Schnell flüchtete Gottfried durch eine Kammerthür, und von dort durch's Fenster in den Garten. Eine nachgesandte Flintenkugel brachte ihm den obenerwähnten Streifschuß. Nachdem nun die Feinde Alles geraubt hatten, was von Werth war und was sie fortschleppen konnten, zündeten sie die stille, friedliche Wohnung an, und zogen unter einem wilden Kriegsgesang weiter. —

Als sich Woldemars Mutter wieder etwas erholt hatte, erzählte ihr Gottfried auf eine möglichst schonende Weise den Hergang der Sache. Ihr Schmerz war grenzenlos, aber, wie jeder gewaltige Schmerz, stumm und ohne Thränen. Sie folgte dem treuen Diener, wohin er sie führte. Dieser brachte sie nach einem großen, nahe am Walde liegenden Dorfe, das einem biedern Edelmanne, Namens Edelfeld, gehörte, der den Förster wegen seines ehrlichen und geraden Sinnes immer vorzüglich geschätzt hatte. Mit der innigsten Theilnahme hörte dieser die schreckliche Begebenheit, nahm die Unglücklichen willig in seine Wohnung, und räumte ihnen ein stilles Zimmer ein. Ihn jammerte besonders der gute Woldemar, aus dessen großen, schwarzen Augen und ausdrucksvollen Gesichtszügen ein offener, zutraulicher Sinn, verbunden mit Sanftmuth und Sittenreinheit, sprach.

Edelfeld hatte von den Verheerungen und Plünderungen der einbrechenden Feinde so viele beängstigende Nachrichten gehört, daß er all' sein baares Geld und einige Kostbarkeiten in einen festen Kasten verschloß, und diesen unter einem Baum im Garten vergrub. Jetzt brach auch der Feind in Edelfelds Besitzungen ein, und bezeichnete hier, wie überall, seinen Weg mit Verwüstungen. Alle Schränke, Kästen, Kommoden und dergleichen wurden gewaltsam

geöffnet, und was die feindlichen Krieger zu irgend einem Behufe brauchen konnten, mit weggenommen.

Woldemar ging am Abend über den Hof, und hörte hier eine der Mägde einem feindlichen Soldaten traulich erzählen, daß ihre Herrschaft sehr ansehnliche Schätze unter einem Baume im Garten verborgen habe. Sogleich eilte Woldemar zu seinem Wohlthäter, und erzählte ihm, was er gehört hatte. Edelfeld ging mit einigen seiner treuesten Leute in den Garten, grub schnell den Kasten wieder heraus, und versenkte ihn in einen Teich. Kaum waren sie damit fertig, so sahen sie auch schon vier feindliche Soldaten, geführt von der treulosen Magd, in den Garten schleichen, und unter dem erwähnten Baume nachgraben. Als die Raubsüchtigen nichts fanden, glaubten sie sich von der Magd zum Besten gehalten, und prügelten sie unter tausend Flüchen unbarmherzig durch.

Edelfeld wurde nun nicht bloß durch eine natürliche Zuneigung, sondern auch durch die Pflicht der Dankbarkeit an den liebenswürdigen Knaben gefesselt, an dem er täglich neue treffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens entdeckte. Am meisten rührte ihn die Zärtlichkeit, mit der er an seiner Mutter hing und für sie zu sorgen suchte. Diese war seit den Schrecken jener Nacht fortwährend leidend, und endlich erkrankte sie sehr bedenklich. Woldemar pflegte sie mit der größten Sorgfalt. Kein Schlaf kam in seine Augen, und er saß Tag und Nacht vor ihrem Lager. Alles dieß konnte nur dienen, ihm Edelfelds und des ganzen Hauses Werthschätzung immer mehr zuzuwenden.

Nach einigen Wochen war der feindliche Heereszug vorüber, und die Bewohner der Gegend athmeten wieder freier. Auch Edelfelds Wohnung hatten die feindlichen Truppen verlassen, und man fing an, das, was die Zer-

störungswuth des Feindes verschont hatte, wieder zu ordnen und aufzustellen. Aber in des braven Mannes Herz kam keine Ruhe, denn er war in banger Besorgniß wegen seines einzigen Sohnes. Dieser war als Junker mit in den Krieg gezogen — ein kühner, feuriger Jüngling, der die rauhen Künste des Krieges stets mit Eifer, entbrannt von Vaterlandsliebe, getrieben hatte. Er hatte anfangs fleißig geschrieben, aber seit vier Wochen war der bekümmerte Vater nun ohne alle Nachricht von ihm.

Noch zwei Monate waren in ängstlichem Harren verflossen, da erhielt der Vater von einem Offizier, der neben dem jungen Helden gefochten und ihn keinen Augenblick aus den Augen verloren hatte, nachher aber in feindliche Gefangenschaft gerathen war, die traurige Gewißheit, daß sein Sohn in der blutigen Schlacht, die kurz nach seinem letzten Briefe geschlagen worden war, gefallen sey. »Doch ist er,« so schloß der Offizier, »gefallen mit Ruhm bedeckt, den schönen Tod für König und Vaterland.«

Tief beugte Edelfeld diese Trauerkunde, und nur sein frommer, gottergebener Sinn, sein glaubensvoller Hinblick in's selige Land der Wiedervereinigung hielt ihn aufrecht, daß er nicht murrete. Um die große Lücke, die in seinem Herzen entstanden war, wenigstens zum Theil wieder auszufüllen, übertrug er nun seine ganze Liebe auf den ihm ohnedieß schon so theuren Woldemar. Endlich nahm er ihn ganz an Kindesstatt an, und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein.

Edelfeld beschäftigte sich jetzt selbst mit Woldemars Geistesbildung, und fand in der allmählichen Entwicklung so mancher herrlichen Fähigkeiten und Tugenden seine höchste Freude. Die Mutter, nach und nach von ihrer Krankheit völlig hergestellt, erhielt die Leitung des ganzen Hauswesens, und ward von Allen mit der aus-

gezeichnetsten Achtung behandelt. Der gute, biedere Gottfried wurde Aufseher über die zu dem Dorfe gehörigen Forsten. — Bei alledem aber vergaß Woldemar seinen entschlafenen Vater und seinen früheren Stand nicht. Oft wallfahrtete er nach dem Orte, wo die väterliche Wohnung gestanden hatte, und hier reiften die schönsten Entschlüsse für die Zukunft in seinem Herzen. Immer sah man ihn bescheiden und liebevoll, und gegen die Armen des Dorfes hülfreich und wohlthätig.

Eine Reihe von Jahren hatte jenes fremde Volk, das Woldemars Vater erschlagen und die väterliche Hütte angezündet, die Welt mit seinen Kriegsthaten, aber auch mit unbeschreiblichem Jammer erfüllt. Ueberall, wohin der eroberungssüchtige Völkerdränger mit seinen siegestrunkenen Schaaren kam, kehrten Armuth und Elend, Mord und Brand ein. Alle Edlen hatte tiefer Schmerz ergriffen über das große Unglück des Vaterlandes, über die Verhöhnung vaterländischer Sitten, Gesetze und Verfassungen. Doch erzeugte dieser Schmerz nicht kleinmüthiges Verzagen, sondern brachte treues, festes Zusammenhalten, beherztes Ankämpfen gegen die Tyrannei des Auslandes hervor. Auch in der jugendlichen Brust glühete mit dem Schmerz über die erlittene Schmach die Rache gegen den trotzigen, übermüthigen Feind.

Und als der Ewige im eisigen Norden Gericht gehalten über diesen Verblendeten, da erhob sich eine gewaltige Zeit, nicht minder reich an großen Thaten, als an herrlichen Tugenden. Eine hohe Begeisterung für Freiheit und Vaterland hatte die Welt, hatte besonders das deutsche Volk ergriffen, und einen Heldenmuth in ihm erweckt, der an die größten Zeiten vergangener Jahrhunderte erinnerte, und den die Nachwelt bewundern wird. Hunderttausende begeisterter Männer und Jünglinge standen auf,

ergriffen freudig das Schwert des Glaubens und den Schild der Gerechtigkeit, fest entschlossen, den Feind aus den deutschen Auen zu verjagen, oder sich unter den Trümmern des Vaterlandes begraben zu lassen. Daß Woldemar einer der Ersten war, der sich in die Reihen der Edlen stellte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Vater Edelfeld rüstete ihn trefflich aus, die Mutter gab ihm unter Thränen der Wehmuth ihren Segen, und so zog der wackere deutsche Jüngling wohlgemuth in den heiligen Krieg.

In den größten Schlachten kämpfte er mit kühnem Muthe, und that es den Besten gleich. Jede Mühe und Beschwerde, jede Entbehrung und jedes Opfer, Hunger und Durst, Frost und Hitze ertrug er mit mannhaftem Sinne; denn wenn es die höchsten Güter des Lebens gilt, Freiheit und Vaterland, Gerechtigkeit und Glauben, so wird kein Edler berechnen, wie viel sie kosten. Sie sind mit keinem Opfer zu theuer erkauft. In der entscheidenden Schlacht vor des Feindes Hauptstadt bekam er im Kampfe mit zwei feindlichen Husaren einen Säbelhieb über's Gesicht, stürzte betäubt vom Pferde, und blieb lange hülflos auf dem Schlachtfelde liegen. Doch die Wunde ward endlich gut verbunden, und heilte bei treuer Wartung und Pflege glücklich. Er freute sich, auch ein Denkzeichen aus jener großen Zeit aufweisen zu können, das mehr schmückt, als Band und Orden.

Nachdem die fremde Knechtschaft abgewehrt, kehrten die tapfern Krieger zurück zu den Werken des Friedens. Edelfeld empfing seinen Woldemar mit hoher Vaterfreude und küßte ihm mit Rührung die narbige Stirn, die Mutter weinte süße Thränen am Halse des wiedergeschenkten geliebten Sohnes. Und alle Einwohner des

Dorfes theilten aufrichtig diese Freude, denn alle liebten ja den edlen Woldemar.

Als er eine Zeitlang im Schooße der Familie und der erquickenden Natur ausgeruhet von den Beschwerden des Krieges, sprach der Vater zu ihm: »Es ist mit Freuden geleistet, was die Noth der Zeit erforderte; das Vaterland ist frei, die deutsche Ehre gerettet, die alte Schmach mit dem Blute der Edelsten abgewaschen. Aber noch ist das Werk nicht vollendet, das große Ziel nicht errungen. Edle Grundsätze und Gesinnungen, Gottesfurcht und Vaterlandsliebe, Treue und Eintracht müssen jetzt die blutig erkämpften Güter erhalten und befestigen. Nur wenn wir fromm, treu und einig sind, werden wir unüberwindlich seyn. Darum, mein Sohn, gehe jetzt in die Schule der Weisen, und lerne aus ihrem Munde die Grundsätze und den Weg, der einzig zu diesem herrlichen Ziele führt. Dazu segne, erleuchte und befestige dich der Allmächtige, dessen Schutze ich dich jetzt empfehle.« Und der edle Jüngling entsprach ganz den Wünschen seines Wohlthäters, und ist jetzt seine Freude, und eine Zierde des Vaterlandes. —

So wunderbar führt der Herr die Seinen zum herrlichen Ziele!

30.

Des alten Gulistan Rath für seinen Sohn.

Gulistan war ein frommer Mexikaner, der immer in Einfalt des Herzens gewandelt und viel Gutes um sich her verbreitet hatte. Im Hause war er emsig, fried-

liebend und einfach in Sitte und Leben, im Umgange mit Andern ehrlich und herzlich, in den Versammlungen verständig und besonnen, in bedenklichen Lagen entschlossen und voll Vertrauen zu Gott. Er trug mit Ehren sein graues Haupt, und wurde in der ganzen Gegend als ein weiser und tugendhafter Mann geliebt und geehrt. Als Guatimozin, sein einziger Sohn, dem Knabenalter entwachsen war, und nun in die Welt treten und ihr mit seinen erworbenen Kenntnissen nützen sollte, gab er ihm folgende Ermahnungen mit auf die Reise:

»Mein Sohn! wie ein Vögelein, welches das warme Nest und die schützenden Flügel der Mutter verläßt und die blauen Lüfte durchsegelt — so verlässest du jetzt die Arme deines Vaters, und bereitest dich, durch die Welt zu fliegen. Höre also, mein Sohn, die Worte deines alten Vaters, und bewahre sie in deinem Herzen.

»Du weißt nicht, wie lange du, von der Sonne beleuchtet, auf Erden wandeln wirst; allein so kurz dieser Zeitraum auch seyn mag, strebe nach Tugend und Weisheit, und bitte Gott, daß er dir helfe. Er hat dich geschaffen, mein Sohn! Du bist Sein Eigenthum; zu Ihm richte deine Augen Tag und Nacht hinauf, und in Ihm endige alle Gedanken. Er sey deine Leuchte bei den Dunkelheiten dieses Lebens, und erfülle dein Herz mit Ruhe und Friede. Hast du Gott verloren aus deinem Herzen, so ist dein innerstes Leben vernichtet; es wird finster in deiner Seele; du siehst keine Blume blühen, und hörest kein Vögelein singen. Nur einem reinem Gewissen und einem unschuldigen Herzen gibt Gott Ruhe und Frieden; darum wandle immer im Angesicht des Heiligen, und verunreinige dich nicht durch den Schmutz des Lasters. Wenn du die leuchtende Sonne, oder den silbernen Mond und die glänzenden Sterne erblickst; wenn

du die Blume auf dem Felde und den Wurm im Staube siehst; wenn du das weite Meer und das hohe Gebirge, das grüne Feld und den dunkeln Wald betrachtest, dann denke an den Großen und Heiligen, der dich und die Welt gemacht hat, und Alles mit Liebe trägt und erhält.

»Folge dem Rathe deiner Eltern und ehre sie, so lange sie leben; erzeige ihnen Gehorsam und Achtung, damit dir ein böses Gewissen die Tage des Lebens nicht verkümmere. Hüte dich, die Beispiele böser Buben nachzuahmen, welche, gleich Wilden, denen kein Licht gegeben ist, ihre Eltern nicht ehren, deren Rath nicht folgen, noch sich von ihnen ermahnen lassen. Denn wer in ihre Fußstapfen tritt, der wird in Finsterniß und Wüsteneien wandeln, wo er seinen Hunger und Durst nicht stillen kann. Er wird eines schrecklichen Todes sterben, und wohl gar von wilden Thieren und Adlern gefressen werden. Wer seinen Vater verachtet, der speiet sich selbst in's Antlitz, und wer seine Mutter verläßt, den wird Gott einst verlassen in der Stunde des Todes.

»Ehre das Alter, und wenn du ein greises Haupt siehst, so verneige dich tief. Wer mit Ehren graues Haar trägt, auf den schaut das Auge des Ewigen mit Wohlgefallen, und die Menschen blicken mit Ehrerbietung auf seinen Wandel. Höre auf den Rath verständiger Leute, und nimm die Lehren der Weisen zu Herzen. Sie kamen des Weges, den du noch wandeln sollst, und kennen die Klippen und Sandbänke, die du vermeiden mußt. Ihr Haupt stand im Ungewitter, und ihr Arm lenkte das Ruder im Sturm. Halte dich nicht selbst für klug, du kommst sonst in Versuchung und Trübsal. Spotte, o mein Guatimozin! spotte der Kranken und Gebrechlichen nicht; denn wer des Armen und Unglücklichen spottet, der spottet des Schöpfers, der ihn gemacht hat. Fluche den Narren nicht,

die du im verkehrten Sinne und im Dunkeln wandeln siehst, sondern hüte dich, daß du nicht in dieselben Irrthümer fallest.

»Siehst du einen Verirrten, den führe zurück auf den rechten Weg des Rechts und der Wahrheit; und will er sich nicht leiten lassen, so bete für ihn, und empfiehl ihn der Gnade des Höchsten. Gottes Barmherzigkeit ist groß, und Seine Liebe waltet über die Menschenkinder. Aber sey nicht stolz darauf, daß du besser bist und weiser, als dein Nächster; du möchtest Viele finden, die ein reineres Herz haben, und einen höhern Geist, als du. Denke immer, daß du weit vom Ziele seyest, und daß du ohne Gottes Beistand Nichts bist. Findest du einen hartherzigen und störrigen Mann, dem rede mit Sanftmuth zu, erwiedere seine harten Worte mit Schweigen. Gehe nicht hin, wohin du nicht gerufen wirst, und verwickle dich nicht in fremde Händel.

»Sey nicht taub gegen die Sprache des Elends, und verschließ' dein Herz nicht vor dem Flehen der Armen, sondern verleihe ihnen Trost und Hülfe. Die Thränen des Mitleids fallen in Gottes Schooß, und die Thränen des Unglücklichen, die du trocknest, glänzen am Tage der Wiedervergeltung wie die köstlichsten Perlen. Bekleide den Nackenden mit deinem Mantel, und gib dem Hungrigen deinen letzten Bissen. Oeffne dem Hülfsbedürftigen die Thür deiner Hütte, und bereite ihm ein weiches Lager von Moos. Und hast du nichts, womit du ihm helfen könntest, so öffne ihm deine Arme und dein brüderliches Herz. Ehre der Gastfreundschaft heilige Rechte, und unter deinem Dache widerfahre Niemanden etwas Böses.

»Triffst du auf der Reise einen Verschmachteten, dem bringe einen Trunk kühlenden Wassers, und laß ihn in der Wildniß nicht allein, damit er nicht ein Raub der wilden Thiere werde. Hast du einen kranken und schwachen Nachbar, so baue ihm sein Feld, und bringe ihm täglich

Nahrung. Lebe mit allen Menschen in Frieden, und schlichte den Hader im Stillen. Siehst du zwei Menschen, die sich hassen und verfolgen, so suche sie wieder zu versöhnen, und lege ihre Hände in einander. Hast du aber deinem Nächsten etwas Uebels gethan, o so lege dich nicht eher schlafen, als bis er dir Alles vergeben hat, und bestrebe dich Zeit deines Lebens, ihm Gutes zu thun. Deinem Feinde zeige ein williges und versöhnliches Herz, sprich nichts Böses von ihm hinter seinem Rücken, und ergreife jede Gelegenheit, wo du ihm Freundschaft erweisen kannst. O, es ist der Seelen höchste Freude, seinem Feinde wohlzuthun! Nie laß die Sonne über deinem Zorn untergehen.

»Hast du einen Freund, der dein Inneres kennt, der dir seine Liebe in der That bewiesen, der dich ganz versteht, und auch im Unglück dir treu blieb, o den schließe mit ehernen Banden fest an die Seele! Aber die Freundschaft gehört der Tugend, und nicht dem Glücke zu. Ein Freund ist die Krone des menschlichen Lebens; aber ehe er unser Eigenthum wird, muß Mensch mit Mensch in dringenden Angelegenheiten erst oft und lange verwickelt werden, der Eine am Andern vielfältig erproben, Denkungsart und Handlungsweise zu einem unauflöslichen Gewebe sich in einander schlingen, und jene feste Anhänglichkeit entstehen, die nach nichts fragt. Darum will die Freundschaft Opfer haben, und erworben seyn. Die besten Güter liegen nicht auf offener Straße, sondern im festen Gebirge. Die köstliche Perle liegt auf dem Grunde des Meeres in dichter Schale, und ehe das Gold, das der dunkle Schacht bewahrt, in reinem Glanze strahlt, muß es durch Feuer geläutert werden.

»Zeige immer ein heiteres, fröhliches Antlitz, ruhig, aber nicht finster; ein mürrisches Gesicht ist eine unwillkommene Gesellschaft, und ein trüber Sinn ein unange-

nehmer Gast. Hast du Kummer, so bete zu Gott, und öffne ihn nur deinem vertrautesten Freunde. — Nichts mehr, mein Sohn! genug hat der Vater gethan. Befolge diese Lehren, und stärke deinen Geist durch sie. Verschmähe sie nicht, und handle ihnen nicht zuwider; denn durch sie wird dein Leben glücklich, und dein Beispiel eine Lust dem Guten und ein Schrecken dem Bösen. Ich werde durch dich bei den Menschen in gutem Andenken bleiben.«

31.

Die wüste Insel.

Ein reicher, gutthätiger Mann wollte einen seiner Sklaven glücklich machen; er schenkte ihm die Freiheit, und ließ ihm ein Schiff mit vielen köstlichen Waaren ausrüsten. »Geh',« sagte er, »und segle damit in ein fremdes Land; wuchere mit diesen Waaren, und aller Gewinn soll dein seyn.« Der Sklave reiste ab; aber kaum war er einige Zeit auf der See, als sich ein heftiger Sturm erhob, und sein Schiff gegen eine Klippe warf, daß es scheiterte. Die köstlichen Waaren versanken im Meer, alle seine Gefährten kamen um, und er selbst erreichte mit genauer Noth die Ufer einer Insel. Hungrig, nackt und ohne Hülfe ging er tiefer in's Land, und weinte über sein Unglück, als er von fern eine große Stadt erblickte, aus der ihm eine Menge Einwohner mit lautem Freudengeschrei entgegen kam. »Heil unserm Könige!« riefen sie ihm zu, setzten ihn auf einen prächtigen Wagen und führten ihn in die Stadt. Er kam in den königlichen Palast, wo man ihm einen Purpurmantel anlegte, ein Diadem um seine Stirne band,

und ihn einen goldenen Thron besteigen ließ. Die Vornehmen traten um ihn her, fielen vor ihm nieder, und schwuren ihm im Namen des ganzen Volks den Eid der Treue.

Der neue König glaubte Anfangs, alle diese Herrlichkeit sey ein schöner Traum, bis die Fortdauer seines Glückes ihn nicht mehr zweifeln ließ, daß diese wunderbare Begebenheit wirklich wahr sey. »Ich begreife nicht,« sprach er bei sich selbst, »was die Augen dieses wunderlichen Volks bezaubert hat, einen nackten Fremdling zu ihrem Könige zu machen. Sie kennen mich nicht, wer ich bin; sie fragen nicht, wo ich herkomme, und setzen mich auf ihren Thron. Was ist das für eine sonderbare Sitte in diesem Lande?«

So dachte er, und wurde so neugierig, die Ursache seiner Erhebung zu wissen, daß er sich entschloß, einen von den Vornehmen an seinem Hofe, der ihm ein weiser Mann zu seyn schien, um die Auflösung dieses Räthsels zu fragen. »Vezier,« redete er ihn an, »warum habt ihr mich denn zu eurem Könige gemacht? Wie konntet ihr wissen, daß ich auf eurer Insel angekommen sey? Und was wird endlich mit mir werden?« »Herr,« antwortete der Vezier, »diese Insel wird von Geistern bewohnt. Sie haben vor langen Zeiten den Allmächtigen gebeten, ihnen jährlich einen Sohn Adams zu senden, daß er sie regiere. Der Allmächtige hat ihre Bitte angenommen, und läßt alle Jahre an dem nämlichen Tage einen Menschen an ihrer Insel landen. Die Einwohner eilen ihm, wie du gesehen hast, freudig entgegen, und erkennen ihn für ihren Oberherrn; aber seine Regierung dauert nicht länger als ein Jahr. Ist diese Zeit verflossen, und der bestimmte Tag wieder erschienen: so wird er seiner Würde entsetzt, man beraubt ihn des königlichen Schmuckes, und legt ihm schlechte Kleider an. Seine Bedienten tragen ihn mit Gewalt an's Ufer, und

legen ihn in ein besonders dazu gebautes Schiff, das ihn auf eine andere Insel bringt. Diese Insel ist wüste und öde; jeder, der noch vor wenigen Tagen ein mächtiger König war, kommt hier nackt an, und findet weder Unterthanen noch Freunde. Niemand nimmt an seinem Unglück Theil, und er muß in diesem wüsten Lande ein trauriges und kummervolles Leben führen, wenn er sein Jahr nicht klug angewendet hat. Nach der Verbannung des alten Königs geht das Volk dem neuen, den ihnen die Vorsehung des Allmächtigen jedes Jahr ohne Ausnahme sendet, auf die gewöhnliche Weise entgegen, und nimmt ihn mit gleicher Freude, wie den vorigen, auf. Dieß, Herr, ist das ewige Gesetz dieses Reichs, das kein König während seiner Regierung aufheben kann.«

»Sind denn auch meine Vorgänger,« fragte der König weiter, »von dieser kurzen Dauer ihrer Hoheit unterrichtet gewesen?« »Keinem von ihnen,« antwortete der Vezier, »war dieses Gesetz der Vergänglichkeit unbekannt; aber einige ließen sich von dem Glanze, der ihren Thron umgab, verblenden; sie vergaßen die traurige Zukunft, und verlebten ihr Jahr ohne weise zu seyn. Andere berauschten sich in der Süßigkeit ihres Glücks; sie getrauten sich nicht, an die wüste Insel zu denken, aus Furcht, die Annehmlichkeit des gegenwärtigen Genusses zu verbittern; und so taumelten sie, wie Trunkene, aus einer Freude in die andere, bis ihre Zeit um war, und sie in das Schiff geworfen wurden. Wenn der unglückliche Tag kam, so fingen alle an, sich zu beklagen und ihre Verblendung zu beseufzen; aber nun war es zu spät, und sie wurden ohne Schonung dem Elend übergeben, das sie erwartete, und dem sie durch Weisheit nicht hatten vorbeugen wollen.«

Diese Erzählung des Geistes erfüllte den König mit

Furcht; er schauderte vor dem Schicksal der vorigen Könige, und wünschte ihrem Unglück zu entgehen. Er sah mit Schrecken, daß schon einige Wochen von diesem kurzen Jahre verflossen waren, und daß er eilen müßte, die übrigen Tage seiner Regierung desto besser zu nützen. »Weiser Vezier,« antwortete er dem Geiste, »du hast mir mein künftiges Schicksal und die kurze Dauer meiner königlichen Macht entdeckt; aber ich bitte dich, sage mir auch, was ich thun muß, wenn ich das Elend meiner Vorgänger vermeiden will.«

»Erinnere dich, Herr,« antwortete der Geist, »daß du nackt auf unsere Insel gekommen bist; denn eben so wirst du wieder hinausgehen, und nie wieder zurückkommen. Es ist also nur ein einziges Mittel möglich, dem Mangel vorzubeugen, der dir in jenem Lande der Verbannung droht, wenn du selbes nämlich fruchtbar machst, und mit Einwohnern besetzest. Dieß ist dir nach unsern Gesetzen vergönnt, und deine Unterthanen sind dir so vollkommen gehorsam, daß sie hingehen, wo du sie hinsendest. Schicke also eine Menge Arbeitsleute hinüber, und laß die wüsten Felder in fruchtbare Aecker verwandeln; baue Städte und Vorrathshäuser, und versieh sie mit allen nothdürftigen Lebensmitteln; mit einem Worte: bereite dir ein neues Reich, dessen Einwohner dich nach deiner Verbannung mit Freuden aufnehmen. Aber eile, laß keinen Augenblick ungenützt vorbeigehen; denn die Zeit ist kurz, und je mehr du zum Anbau deiner künftigen Wohnung thust, desto glücklicher wird dein Aufenthalt dort seyn. Denke, dein Jahr sey morgen schon um, und nütze deine Freiheit wie ein kluger Flüchtling, der dem Verderben entgehen will. Wenn du meinen Rath verachtest, oder zauderst und schläfrig wirst, so bist du verloren, und langes Elend ist dein Loos.«

Der König war ein kluger Mann, und die Rede des Geistes gab seiner Entschließung und seiner Thätigkeit Flügel. Er sandte sogleich eine Menge Einwohner ab; sie gingen mit Freuden, und griffen das Werk mit Eifer an. Die Insel fing an sich zu verschönern, und ehe sechs Monden vergangen waren, standen schon Städte auf ihren blühenden Auen. Dessen ungeachtet ließ der König in seinem Eifer nicht nach; er sandte immer mehr Einwohner hinüber, und die folgenden waren noch freudiger als die ersten, da sie in ein so wohl angebautes Land gingen, das ihre Freunde und Anverwandten bewohnten.

Indessen kam das Ende des Jahrs immer näher. Die vorigen Könige hatten vor diesem Augenblicke gezittert, an dem sie ihre vergängliche Herrlichkeit ablegen mußten; dieser aber sah ihm mit Sehnsucht entgegen, denn er ging in ein Land, wo er sich durch seine kluge Thätigkeit eine dauernde Wohnung gebaut hatte. Der bestimmte Tag erschien endlich. Der König wurde in seinem Palaste ergriffen, seines Diadems und seiner königlichen Kleidung beraubt, und auf das unvermeidliche Schiff gebracht, das ihn nach seinem Verbannungsorte führte. Kaum war er aber am Ufer der neuen Insel gelandet, als ihm die Einwohner mit Freuden entgegen eilten, ihn mit großer Ehre empfingen, und sein Haupt, statt jenes Diadems, dessen Herrlichkeit nur ein Jahr währte, mit einem unverwelklichen Blumenkranze schmückten. Der Allmächtige belohnte seine Weisheit; er gab ihm die Unsterblichkeit seiner Unterthanen, und machte ihn zu ihrem ewigen Könige.

Der reiche, wohlthätige Mann ist Gott. Der Sklave, den sein Herr fortsendet, ist der Mensch bei seiner Geburt. Die Insel, wo er anlandet, ist die Welt. Die Einwohner, welche ihm freudig entgegen kommen, sind die Eltern,

die für den nackten Weinenden sorgen. Der Vezier, der ihn von dem traurigen Schicksal, das ihm bevorsteht, unterrichtet, ist die Weisheit. Das Jahr seiner Regierung ist der Lauf des menschlichen Lebens, und die wüste Insel, wo er hingeführt wird, die künftige Welt. Die Arbeitsleute, die er dahin sendet, sind die guten Werke, die er während seines Lebens verrichtet. Die Könige aber, welche vor ihm dahin gegangen sind, ohne über das Unglück, das ihnen drohete, nachzudenken, sind der größte Theil der Menschen, die sich bloß mit irdischen Freuden beschäftigen, ohne an ihr Leben nach dem Tode zu denken; sie werden mit Mangel und Elend gestraft, weil sie vor dem Throne des Allmächtigen mit Händen erscheinen, die an allen guten Werken leer sind.

32.

Der bestrafte Geiz.

Filargo, ein Kaufmann aus Korfu, zu Mantua wohnhaft, war überaus karg und geldsüchtig; und obwohl er Gold in großer Menge besaß, so lebte er doch elend, und je mehr Schätze er aufhäufte, desto größer wurde in ihm die Begierde, sie zu vermehren.

Nun ereignete es sich, daß er, nachdem er eines Tages eine beträchtliche Menge Waaren verkauft hatte, vierhundert Dukaten in eine Börse steckte, mit dem Vorsatze, sobald er nach Hause gekommen wäre, sie zu den übrigen zu legen; allein der Zufall wollte, während er in Verhandlung wegen Absatz anderer Waaren begriffen war, daß er die Börse fallen ließ, ohne es gewahr zu werden.

Er war wie vom Blitz getroffen, als er nach Hause kam und seinen Verlust bemerkte; er kehrte wieder wie rasend auf dem nämlichen Wege zurück, auf welchem er gekommen war und fragte Alle darnach, die ihm begegneten, bis er endlich zu dem Orte gelangte, woher er gekommen war, ohne die geringste Spur davon zu finden.

Filargo, von Schmerz so durchdrungen, als wären ihm beide Augen aus dem Kopfe gerissen, ging geraden Weges zum Richter und stellte sich, als wenn dieser Verlust ihn in das äußerste Elend gestürzt hätte; er bat ihn weinend, Mitleid zu haben, und bewog ihn, eine öffentliche Bekanntmachung ergehen zu lassen, in welcher er sich verpflichtete, vierzig Golddukaten demjenigen zur Belohnung zu geben, der ihm seine Börse zurückstellen würde.

Zum Glück war sie in die Hände einer alten Frau gekommen, welche ehrlich genug dachte, sich das nicht zuzueignen, was ihr nicht zugehörte. Sie schätzte sich glücklich, die versprochenen vierzig Dukaten mit gutem Gewissen zu erhalten, und übergab die Börse dem Richter, welcher sie um ihre Umstände befragte. Sie antwortete: »Ich heiße Franziska, und bin die Wittwe eines Handwerkers, welcher vor drei Jahren starb, und mir drei kleine Kinder hinterließ, ohne Mittel zu leben, außer was ich täglich durch meine Arbeit verdiene; und doch habe ich bis jetzt, Dank sey der göttlichen Vorsehung, meine Bedürfnisse noch immer befriedigen können. Wenn mich das Alter wird einmal unfähig gemacht haben, ferner arbeiten zu können, so werden meine Kinder herangewachsen seyn, und dann hoffe ich, daß sie es mir vergelten und mich mit den Früchten ihrer Arbeit unterstützen werden.«

Den Richter rührte sehr die seltene Biederkeit der Frau, welche, obgleich selbst elend, doch keinen Vortheil von dem ziehen wollte, das ihr der Zufall anbot, was

vielleicht mancher Andere, minder ehrlicher, an ihrer Stelle gethan haben würde; er ließ sogleich den Kaufmann rufen und sagte ihm, daß sich seine Börse vorgefunden habe, und ihm nichts Anderes mehr übrig bliebe, als sein Versprechen zu halten, und der Frau die Belohnung, die er ihr verhieß, zu bezahlen.

Als Filargo die ersehnte Nachricht vernahm, wäre er bald vor Freude ohnmächtig geworden; da er aber überlegte, daß die vierzig Dukaten bezahlt werden mußten, so fing er schon an, von seinem unseligen Geize verleitet, auf Mittel zu sinnen, wie er sich der Leistung seiner Verbindlichkeit entziehen könnte. Er nahm die Börse, leerte sie auf einer Tafel der Gerichtsstube aus, und obwohl er beim Zählen der Dukaten genau die vierhundert Stücke fand, welche er hineingelegt hatte, so wandte er sich nichts desto weniger zu der Frau und sagte: »Es fehlen hier vier und dreißig venetianische Dukaten, und Ihr müßt Rechenschaft darüber geben.« Franziska erröthete über diese Worte und versetzte: »Wie könnt Ihr wohl glauben, daß ich Euch die Dukaten, von denen Ihr da sprechet, habe entwenden wollen, da ich Euch das Geld zurückgebe, das in meinen Händen war, und mir ganz frei stand, mich desselben nach meinem Gutbefinden zu bedienen?« — Sie wandte sich darauf zum Richter und sagte: »Ich schwöre Ihnen bei meiner Seele, daß ich Ihnen die Börse so übergab, wie ich sie fand, und sie nicht einmal eröffnete, vielweniger ein Goldstück daraus nahm.«

Der Geizhals behauptete noch immer, daß mit den andern auch die besagten Dukaten darin waren, welche er durchaus zurück verlange, sonst würde er die festgesetzte Belohnung nicht geben.

Aber der Richter, ein Mann von Redlichkeit und Verstand, sah klar die Bosheit und Unersättlichkeit des Böse-

wichts ein, und um ihn, wie er es wohl verdiente, zu züchtigen, sprach er zu ihm: »Warum erwähntet Ihr nicht dieser Dukaten, als Ihr mich batet, die Anzeige kund zu machen?« »Es fiel mir da nicht bei,« antwortete jener ganz erschrocken.

»Das ist unmöglich,« sagte der Richter, »und ich kann nicht glauben, daß ein Mensch, der keinen Kreuzer außer Acht läßt, sich nicht auch einer solchen Menge Goldstücke erinnern sollte. Ich glaube vielmehr, daß Ihr jetzt nur darauf bedacht seyd, wie Ihr das Euch zueignen möget, was einem Andern gehört. Hier finden sich die Dukaten nicht, und ich urtheile demnach, daß diese Börse nicht die Eure ist.« Dann wandte er sich zu der Frau und fuhr fort: »Wenn sich der rechtmäßige Eigenthümer zeigt, dann wird es meine Sorge seyn, und ich verpflichte mich, sie gehörig zurückzustellen. Ich schenke sie Euch; gebrauchet sie mit ruhigem Gewissen zur Unterstützung Eurer Familie, und danket Gott, der Euch durch mich den verdienten Lohn Eurer Ehrlichkeit zuwendet.«

Hierauf entfernte sich der Richter. Franziska war von Dankbarkeit und Zufriedenheit durchdrungen, und Filargo, von innerer Wuth zerrissen, fing zu spät an, seine Unredlichkeit zu bereuen, die ihn zum Opfer seiner boshaften Habsucht gemacht hatte

---

33.

Edelmuth.

Karl Salviati, ein rechtschaffener und reicher Handelsmann von Florenz, kehrte einst um Mitternacht nach Hause zurück, und als er vor der Werkstätte eines Schmieds,

Namens Jakob, vorbeiging, hörte er den guten Mann um diese Zeit aus allen Kräften hämmern. Seine rege Menschenliebe trieb ihn, den armen Schmied zu fragen, ob er nicht sein Leben erhalten könnte, ohne die Arbeit des Tages so spät in die Nacht zu verlängern.

»Für mich,« antwortete der Schmied, »verdiene ich bei Tag genug; aber Sie müssen wissen, daß das Haus eines alten Freundes unglücklicherweise vor kurzem abbrannte, und daß der Arme mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern beinahe nichts mehr zu leben hat. Ich stehe daher des Morgens zwei Stunden früher auf, als gewöhnlich, und gehe des Abends zwei Stunden später schlafen. Auf diese Weise lege ich am Ende einer jeden Woche den Verdienst von zwei Tagen auf die Seite, und überlasse ihn diesem Unglücklichen. Ja, wenn ich selbst etwas besäße! Aber auch ich bin arm, und kann nichts Anderes thun, um ihm meine Liebe zu beweisen.«

»Dieser Zug des Mitleidens zeigt von deinem wahrhaft guten Herzen, lieber Jakob,« erwiederte Salviati, »um so viel mehr, da dein Freund wahrscheinlich nie im Stande seyn wird, seine Schuld zu bezahlen.«

»O mein Herr! ich fürchte nur für ihn, nicht für mich. Ich bin versichert, wenn ich in seiner Lage wäre, er würde dasselbe für mich thun.«

»Gute Nacht, Jakob! ich will dich nicht länger in deiner Arbeit stören.«

Der Kaufmann, gerührt von einer so edelmüthigen Tugend, beschloß, sie zu belohnen. Des andern Tages kam er wieder in die Werkstätte des Schmiedes und sagte: »Hier hast du einen Beutel mit zweihundert Dukaten, schalte damit, wie mit deinem Eigenthum; du verdienst ein noch besseres Schicksal. Diese Summe wird dich in Stand setzen, all' dein nöthiges Eisen zu kaufen, ohne von

den Kleinhändlern abzuhängen, und ein einträglicher und ausgedehnter Handel wird dir einen Vorschub für deine alten Tage geben.«

Aber wie groß war Salviatis Erstaunen, als der Schmied ihm antwortete: »Ich bin Ihnen für Ihre Güte erkenntlich; aber ich bitte Sie, nicht zu verlangen, daß ich dieß Geld annehme: denn ich habe es nicht verdient, und habe es auch nicht nöthig. — Vor drei Jahren, da ich nichts hatte, als den Rock, den ich am Leibe trage, borgte mir der Kleinhändler für hundert Kronen, und bedenken Sie nun selbst, ob es von mir nicht undankbar wäre, wenn ich ihm jetzt den Vortheil entziehen wollte, den er aus seinem Handel zieht? Wenn Sie aber einen bessern Gebrauch von Ihrer Wohlthat machen wollen, so hören Sie meine Meinung. Schenken Sie die Börse dem armen Manne, für den ich jetzt arbeite, und den die Feuersbrunst in's äußerste Elend stürzte. Er wird seine Umstände in Ordnung bringen, und so werde ich auch ruhig die ganze Nacht schlafen können.«

Da Salviati ihn auf keine Weise von seiner Weigerung abbringen konnte, so befolgte er seinen Rath; er zog eine unglückliche Familie aus dem Elend, und in ganz Florenz bewunderte man den Edelmuth des Schmiedes Jakob.

34.

Die hohle Eiche.

Ritter Berthold von Wildeck hatte mit Frau Adelinen, seiner frommen Gemahlin, schon fünfzehn Jahre auf seiner Burg in einer glücklichen Ehe gelebt. Gott hatte

sie mit fünf lieblichen Kindern gesegnet, die wie junge Oelbaumssprossen das tugendhafte Elternpaar umrankten.

»Sieh, mein Berthold,« sprach dann oft die Hausfrau, mit einem Blicke frommer Rührung die Kinder betrachtend, »sieh, so wird der Mann gesegnet, der den Herrn fürchtet! — Ach, ich bin nun schon so lange glücklich durch dich und unsere Kinder, daß ich nicht weiß, ob der Himmel noch eine neue Freude für mich hat. Der liebe Gott thut zu viel an mir, er wird mich noch verziehen.«

»Es kann auch noch anders kommen,« versetzte Berthold, »und dann wollen wir unser Kreuz einander tragen helfen, und unsere Kinder müssen nebenher gehen, und wenn es uns zu Boden drücken will, so werden sie alle Hand anlegen, um es uns leichter zu machen.«

»Ja, das wollen wir,« rief Engelbert, der älteste Sohn, der des Vaters Augapfel war, »oder nein, wir wollen es lieber ganz auf unsere Schultern nehmen!«

Engelbert war erst in seinem vierzehnten Jahre, allein er konnte schon des Vaters wilden Hengst bändigen und einem Rehbocke zu Wette laufen, und wenn er mit Bolzen nach der Scheibe schoß, so traf er immer in's Schwarze. Uebrigens war er fromm, folgsam und eifrig in Allem, was er lernte und unternahm.

Berthold war nicht reich, ein Theil seiner Güter lag noch, von seinem Vater her, in fremder Pfandschaft. Da er aber seit Uebernahme des väterlichen Gutes den kaiserlichen Hof niemals und die Turniere (Ritterspiele) nur selten besuchte, und Adeline eine gar treffliche Wirthin war, so herrschte in seinem ganzen Hauswesen ein Schein von Ueberfluß, den seine Freunde bewunderten, und seine Neider mit scheelen Augen betrachteten.

Eines Abends, als es schon dunkel war, brachte ihm der Thorwart ein zusammengerolltes Pergament, welches

ihm ein Waldbruder zugestellt hatte, mit dem Befehl, es dem Burgherrn sofort zu übergeben. Berthold rollte es auf, und las darin folgende Worte:

»Wenn Ritter Berthold von Wildeck nicht vor dem Feste Sankt Peters hundert Goldgulden bei dem Klausner Raimund am Walde niederlegt, so wird ihm seine Burg verbrannt werden, und wenn er vor oder nach Bezahlung des Geldes ein Wort von diesem Briefe sagt, soll er des Todes sterben.«

Berthold verschloß den Brief in seiner Truhe, er hielt ihn für das Werk der Räuber, die schon einige Jahre lang in der Gegend manchen Gräuel verübten; weil er aber weder Furcht hatte, noch Lust, die Summe zu bezahlen, so kümmerte er sich wenig um die Drohung, und verbarg diesen Vorfall seinem Weibe, für das er sonst keine Geheimnisse hatte.

Die angesetzte Frist erschien, und noch neun folgende Tage verstrichen, ohne daß die angedrohte Prophezeiung in Erfüllung ging; allein in der Mitternachtsstunde des zehnten Tages wurden sie durch einen gewaltigen Lärm vom Schlafe aufgeschreckt, die Sturmglocke ward angezogen, der Thurmwart blies in sein Horn, und die ganze Burg stand in Flammen. Berthold konnte sich kaum mit Gattin und Kindern in ein abgesondertes kleines Gebäude retten, das seinem Hausgesinde zur Wohnung diente. Engelbert war im Hemde in den Stall gelaufen und hatte den wilden Hengst herausgezogen, der ihm wie ein Lamm folgte. Adeline hatte mit ihrer ältesten Tochter die kleine nußbaumene Truhe ergriffen, die in ihrer Kammer stand, und darin die Urkunden der Familie und einige Kleinodien verwahrt lagen.

Berthold ertrug sein Unglück als ein Mann. Seine

fromme Gemahlin theilte seine Standhaftigkeit, und flößte sie auch ihren Kindern ein.

Der Schutt wurde weggeräumt, und eine Menge Arbeitsleute waren beschäftigt, Bertholds Anstalten zu einem neuen Bau in's Werk zu richten.

Eines Tages ließ sich der Ritter den Hengst satteln, um in einem seiner Forste einige Eichen zu Balken und Sparren auszuzeichnen. Der Mittag erschien, und er blieb noch immer aus. Adelinens Unruhe wuchs mit jeder Stunde, und sie stieg auf's höchste, als auch die Nacht verstrich, ohne daß ihr Gemahl zurück kam.

Kaum grauete der Tag, als sie alle ihre Knechte in der ganzen Gegend umhersandte, um Kundschaft von ihm einzuziehen; allein alle kamen wieder unverrichteter Sache zurück. Acht Tage lang ließ sie ihre Nachsuchungen wiederholen, und alle liefen fruchtlos ab. Adeline und ihre Kinder thaten nichts als ächzen und weinen. Der letzte Funke ihrer Hoffnung war erloschen. Endlich sprach sie zu ihrer trostlosen Familie: »Ich will mich unter Gottes Schutz aufmachen und selbst euren Vater suchen, und wenn er noch über der Erde wohnt, so will ich ihn finden.«

»Ich will mit, liebe Mutter,« rief Engelbert, »vergönnt mir, Euch zu begleiten, und wenn ein Lindwurm meinen Vater in seiner Höhle bewachte, so will ich ihn aus seinen Klauen reißen.«

Nun öffnete Adeline die nußbaumene Truhe, um einige Kleinodien herauszunehmen, die auf ihrer Pilgerschaft zum Nothpfenning dienen sollten. Da fand sie den Brief der Räuber, las ihn, und schauderte; aber plötzlich erheiterte ein neuer Strahl der Hoffnung ihre Seele: »Wenn er den Mordbrennern in die Hände gefallen ist, so wird der Klausner Raimund, von dem der Brief redet, mich auf ihre Spur bringen können; vielleicht halten

sie meinen Berthold bloß gefangen, um ihm die hundert Goldgulden als Lösegeld auszupressen.«

Adeline empfahl ihre Kinder der Frau des Burgwarts, einem frommen, ihr mit Liebe und Treue zugethanenen Mütterchen, und am folgenden Morgen wandelte sie vor Sonnenaufgang mit ihrem Engelbert nach der Klause des Einsiedlers, die vier Meilen von der Burg Wildeck entfernt lag.

In der zweiten Mittagsstunde erreichten sie die Klause. Raimund bewillkommte sie gar freundlich, und gab ihnen seinen Segen. Adeline sagte zu ihm: »Ehrwürdiger Vater, ich komme zu Euch, um das Urtheil meines Lebens oder Todes zu holen.«

Sie erzählte ihm ihr zwiefaches Unglück, und wies ihm das Schreiben der Mordbrenner. »Gewiß,« sagte sie, »ist mein Gemahl in ihre Hände gerathen, und Ihr könnt mir vielleicht sagen, wo ich ihn finden kann.«

Raimund hob die Hände gen Himmel, Grauen und Entsetzen banden ihm die Zunge. »Ist's möglich,« rief er endlich aus, »daß das Gewand der Andacht zum Deckmantel des Lasters dienen kann? Vor einem Monat kam ein Waldbruder zu mir, und sagte: »Alter Vater! Auf Sankt Peters Fest wird ein Ritter hundert Goldgulden bei Euch niederlegen, die er zu einem Bußwerke bestimmt. Verwahret sie, bis ich sie bei Euch abholen werde.« Ich versprach es ihm. Acht Tage nach dem Feste kam er wieder, und als ich ihm sagte, daß ich nichts erhalten hatte, sprach er: »Gott wird den Sünder dafür strafen.« Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen.«

Diese Nachricht stürzte Adelinen in ihre Verzweiflung zurück. Der fromme Einsiedler bemühte sich, sie zu trösten, und wollte sie nöthigen, einige Speise zu genießen; allein vergebens. Sie weinte und schluchzte unauf-

hörlich, während sie die Augen auf ein Kruzifix heftete, das an der Wand hing.

Engelbert hingegen hatte sich's trotz seiner Betrübniß wohl schmecken lassen, und indeß der Klausner seiner Mutter Trost zusprach, ging er nach gehaltenem Mahle vor die Zelle hinaus, um in's Freie zu sehen. Er schlich gedankenvoll dem Walde zu, der einige hundert Schritte weit entfernt lag. Hier setzte er sich unter einen Baum und weinte. Auf einmal ward er durch ein Geräusch erschreckt, das aus einem nahen Busche kam. Er sah sich um, und erblickte einen jungen Fuchs, der wie ein Pfeil an ihm vorbei schoß, und tiefer in den Wald hinein lief. Engelbert vergaß in diesem Augenblick alles Andere, und verfolgte das Thier durch Busch und Hecken mit so großer Behendigkeit, daß er mehr als einmal im Begriffe war, es zu erhaschen.

Indessen zog ihn der schlaue Flüchtling immer tiefer in das Dickicht, bis er eine hohle Eiche ersah, in die er sich in eben dem Augenblicke verkroch, da Engelbert ihn mit einem aufgehobenen Stocke zu erreichen glaubte. Doch der kleine Jäger besann sich nicht lange. Die Oeffnung der Höhle war ziemlich weit, und der Baum von ungeheurer Dicke.

Engelbert schlüpfte hinein, tappte nach allen Seiten um sich her, und als er nach hinten zu eine Vertiefung entdeckte, hoffte er da seine Beute zu finden. Allein kaum hatte er die Stelle berührt, so sank der Boden unter ihm ein, und er stürzte wohl zwölf Fuß tief in einen finstern Abgrund hinab, wo er auf einige Augenblicke die Besinnung verlor.

Als er wieder zu sich selbst kam, ergriffen ihn alle Gefühle, die einen Lebendigbegrabenen bestürmen müssen, wenn er im schwarzen Schooße der Erde aufwacht, und

sich von der ganzen Natur abgesondert findet. Er lebte, er schauderte, er dachte an Joseph in der Cisterne, und flehte mit heißem Gebet und mit lautem Geschrei zu dem Herrn, der in den Abgrund führt und aus dem Abgrund errettet.

Ein dumpfer Hall schien ihm aus einiger Entfernung zu antworten. Er erschrak, aber vor Freude. Selbst das Gebrüll eines Löwen hätte ihn entzückt; auch der wäre ein lebendiges Geschöpf gewesen, und im Gebiete des Todes ist jedes lebendige Geschöpf uns ein Bruder.

Er kroch nach der Gegend hin, wo der Laut herkam. Er wand sich durch einen engen Gang, dem Schachte des Bergmanns ähnlich, mehrere Schritte vorwärts, und gelangte endlich an eine weite Höhle, in der ebenfalls die schwärzeste Finsterniß herrschte, wo er aber freier Athem schöpfen, und sich auf seine Beine erheben konnte. Ein tiefer Seufzer hallte ihm aus einem Winkel der Grotte entgegen. Ein Sterbender, dachte Engelbert, und zitterte, und die Furcht preßte ihm einen lauten Schrei aus. »Wer ist hier? wer will Zeuge meines Todes seyn?« sprach eine halberloschene Stimme. Engelbert faßte Muth. »Ich, ich!« sprach er. »Ach, wo bin ich? Wer seyd Ihr?«

»Großer Gott!« versetzte die Stimme im Tone der erwachenden Ohnmacht, »Du schickst mir einen Engel, um mich zu stärken, und leihest ihm die Stimme meines Erstgebornen!« — »Ach, mein Vater!« rief Engelbert. »Das ist mein Vater! Ja er ist's!« — »Ach, mein Sohn! Wie kommst du hieher? Haben die Ungeheuer auch dich weggeführt?«

Engelbert stürzte sich auf seinen Vater; der allmächtige Zug der Natur riß ihn gerade zu ihm hin. Er hängte sich an seinen Hals; allein der Vater konnte ihn

nicht umarmen. Seine Hände waren gefesselt, und seinen Leib umschloß ein breites eisernes Band, das vermittelst eines Ringes in der Felsenwand befestigt war.

»O Vater, liebster Vater!« schluchzte Engelbert, »schon acht Tage läßt die Mutter Euch suchen, und heute hat sie sich selber mit mir auf den Weg gemacht; wir konnten nicht mehr daheim bleiben.«

»Gutes Weib', guter Sohn!« sprach Berthold. »Gott, Gott! Allein wie kommst du in diese Mördergrube?«

Engelbert erzählte dem Vater sein Abenteuer.

»O mein Kind, dich hat unser Schutzgeist geleitet, um mich vom Hungertode zu retten und den Meinigen wieder zu geben!« — Nun erzählte auch Berthold, wie er von den Räubern gefangen und in diese ihre Höhle geschleppt worden. »Sie fürchteten, daß ich die Einäscherung meiner Burg rächen würde, und verdammten mich, ihnen in dieser abscheulichen Grotte als Knecht zu dienen. Wenn sie auf Raub auszogen, legten sie mich jedesmal in Fesseln. Diese wurden mir nach ihrer Rückkehr wieder abgenommen, und ich erhielt dann zugleich mein kärgliches Mahl. Seit vorgestern aber ist keiner der Räuber mehr erschienen, und seit vorgestern habe ich auch keinen Bissen mehr genossen.« Engelbert griff eilends in seine Reisetasche, in die er einige Aepfel vom Tische des Klausners gesteckt hatte, zerschnitt sie, und schob sie dem Vater in den Mund. »Gott vergelte dir dieß Labsal!« sprach Berthold, und weinte. — Plötzlich aber erbebte er durch alle Glieder. »Ach Kind, Kind!« rief er, »fliehe! Wer weiß, welchen Augenblick die Bösewichter zurückkommen.«

»Ich fliehe nicht ohne Euch, lieber Vater! Entweder will ich Euch erlösen, oder mit Euch sterben.«

»Armer Knabe! du mich erlösen, ohne ein Werkzeug,

meine Bande zu brechen, oder auch nur diese Todtengruft zu erleuchten?«

»O, ich habe ein Feuerzeug, lieber Vater! Die Mutter gab es mir; — »wer weiß,« sagte sie, »wo wir es brauchen können!« «

»Heil ihr,« sprach Berthold, »Heil der guten Mutter; ihre Vorsicht kann uns retten! Hier auf einem Tische zu meiner Linken steht eine Lampe, die schon gestern erlosch, und ein Krug mit Oel; um des Himmels willen, stoße ihn nicht um!«

In wenig Minuten brannte die Lampe, und Engelbert sah nun mit grauenvollem Staunen das Innere der Höhle. Eine Menge Kostbarkeiten waren darin aufgethürmt, und an den Wänden hingen wohl zwanzig von Blut starrende Kleider. Doch sein Blick weilte nur eine Minute auf diesen Gegenständen des Entsetzens. Er fiel mit gieriger Hast auf einen großen eisernen Hammer. Diesen ergriff Engelbert, schlug damit das Schloß entzwei, das an den Fesseln seines Vaters hing, und setzte ihn in Freiheit.

Berthold warf sich auf seine Knie, und hob die geschwollenen Hände gen Himmel, dann schlang er seine Arme um den Knaben, und drückte ihn stumm an seine Brust. Der Mund konnte nicht sprechen, aber das Herz redete laut. Endlich ging der Ritter mit Engelbert in eine kleine Seitenhöhle, die den Räubern zur Speisekammer diente. Hier erquickten sie sich mit einer Schale Wein, wozu Berthold mit schüchterner Behutsamkeit einige Bissen Brod genoß. Er kannte die Gefahren des Hungrigen, der zu schleunig den Hunger zu stillen wagt.

»Komm', liebes Kind,« sprach er dann, »komm', laß uns fliehen, ehe meine Henker uns überraschen!« — Vater und Sohn bewaffneten sich jeder mit einem Schwert und

nahmen die brennende Lampe. So krochen sie durch die enge Schlucht, die auf den Platz führte, wo Engelbert heruntergestürzt war. Eine lange Strickleiter hing in eisernen Haken an der Wand, und über derselben lag auf einer durch ihre Mitte laufenden eisernen Stange eine Klappe, die sich von innen und außen auf- und zudrücken ließ.

Berthold befahl seinem Sohne, voran zu gehen. Dieser that es ungern, und sah sich immer nach dem Vater um, bis er den Ausgang erreichte. In der Höhle des Baumes erwartete er ihn, auch da noch fürchtete er den theuren Geretteten zu verlieren. Erst als er sein Haupt aus dem Abgrunde hervorragen sah, schlüpfte er zum Vorgemache des Gefängnisses heraus, und erweiterte die Oeffnung des Baumes, indem er mit seinem Schwerte die morsche Rinde weghieb.

Als Berthold sich wieder über der Erde in Gottes schönem Garten befand, sank er ohnmächtig hin; die freie Luft und der Anblick der Sonne überwältigten seine Lebensgeister. — Engelbert warf sich auf seinen Vater, küßte seine erblaßten Lippen, und rieb ihm die Schläfe mit frischer Erde. Er brachte ihn bald wieder zu sich, gab ihm seinen Stab, den er noch neben der Eiche im Grase fand, und so machten sich Vater und Sohn auf den Weg. Als sie einige Schritte zurückgelegt hatten, sprach Berthold: »Laß uns mit unsern Schwertern den Zugang zu dieser Höhle bezeichnen, damit ich mit meinen Nachbarn mich wappnen und die Bösewichter überfallen möge.« Von zehn zu zehn Schritten hieben sie nun ein Stück Rinde von einem Baume weg, und gelangten nach einer halben Stunde an den Ausgang des Waldes, wo Engelbert seinem Vater von ferne die Klause zeigte, in welcher er die Mutter verlassen hatte. —

Adeline hatte ihren Sohn nicht sogleich vermißt. Die tröstenden Gespräche des Einsiedlers hatten ihre Aufmerksamkeit von ihm abgezogen. Endlich sah sie sich nach ihm um, und fragte ängstlich: »Wo ist Engelbert?« »Er wird draußen im Grünen umherwandeln,« sagte der Klausner. Adeline eilte, von steigender Angst gejagt, zur Zelle hinaus, suchte den Knaben überall mit ihren Augen, und konnte nichts von ihm entdecken. In dem ganzen weiten Thale erblickte sie keinen Engelbert. Sie rief ihn mit bebender Stimme bei seinem Namen, und er antwortete nicht. Mit gerungenen Händen lief sie nun bis an den Saum des Waldes, und schrie mit verstärktem Tone: »Engelbert! Engelbert!« Doch nur trauriger Wiederhall entgegnete ihr. Da stürzte sie kraftlos zur Erde, und wimmerte und krümmte sich, gleich dem zertretenen Wurm, im namenlosen Schmerz.

Der Einsiedler eilte herbei, sie zu trösten; aber erst nach einer Stunde gelang es ihm, den tobenden Schmerz in etwas zu besänftigen. Die Kräfte der armen Dulderin versiegten; sie sank in einen todtenähnlichen Schlummer, in dem der mitleidige Alte sie liegen ließ, weil sie in diesem Zustande wenigst des Gefühls ihres Elendes beraubt war.

Als sie nach einigen Stunden wieder erwachte, folgte sie dem Klausner mit wankendem Schritte und halbgeschlossenen Augen in seine Zelle. Sie sprach nicht, sie seufzte nicht, sie hörte nicht. Raimund leitete sie nach seinem Lager von dürrem Laub, und holte einen Trunk frischen Wassers, um sie zu laben.

In diesem Augenblicke öffnete Engelbert am Arme seines Vaters die Thür der Klause. Adeline sah sie starr an, fuhr auf ihrem Lager empor, und schrie mit wilder Stimme: »Hier sind sie beide; sie kommen, mich abzuholen in die Wohnungen der Todten. Wie blaß, wie

eingefallen der arme Berthold aussieht! Das macht, er lag schon länger im Grabe, als sein Liebling. Holder Knabe, noch als Leiche blühen Rosen auf deiner Wange!«

Berthold lief auf sie zu: »Adeline, meine Adeline! ich lebe, wir leben beide; Engelbert ist mein Retter!« — Engelbert ergriff die kalte Hand seiner Mutter, und erwärmte sie mit unzählbaren Küssen. —

Lange lag Adeline in den Armen ihres Gatten und ihres Sohnes, ehe ihre Sinne wiederkehrten; dann aber, o dann hatte sie nur Eine Empfindung, und diese war Dank, Jubel, Anbetung! — Ihr Mund konnte nur lächen, indeß die Thränen der Wonne über ihre Wangen rieselten.

Nun erzählte ihr Berthold, wiewohl mit aller Schonung, die ihr noch immer sehr aufgeregter Zustand erforderte, die Geschichte seiner Gefangenschaft, und Engelbert mußte die Geschichte seiner Befreiung beifügen.

Adeline hörte mit gefaltenen Händen zu, als ob ein Herold Gottes ihr ein Festevangelium vorlese. Die Ankunft eines Pilgers, der den frommen Zirkel um ein Almosen ansprach, riß sie aus ihrer Entzückung. Adeline reichte ihm ein Goldstück. Raimund fragte ihn, wo er herkäme. »Aus Zürich,« war die Antwort. »Was bringt Ihr Neues?« »O Neues und Schlimmes genug,« erwiederte der Fremdling. »Vorgestern griffen vier Räuber in Pilgerkleidung hinter Lenzburg drei reisende Kaufleute an. Die Männer aber wehrten sich tapfer, und alle vier Räuber wurden erschlagen.«

»Heiliger Gott! das sind —« rief Berthold, und unterbrach sich plötzlich. Als aber der Pilger weg war, sprach er zum Siedler: »Das sind die Bösewichter, die mich gefangen hielten; sie verließen die Höhle als Pilger verkleidet, und verbargen ihre Dolche in ihren weiten Aermeln. — Ehrwürdiger Vater! die Erschlagenen haben einen

großen Schatz in ihrer unterirdischen Kluft hinterlassen, und ich allein und mein Sohn wissen die Räuberhöhle zu finden. Rathet mir, was ist damit anzufangen?«

Der Einsiedler besann sich eine Weile, dann sagte er zum Ritter:

»Die Räuber haben Euch Eure Burg verbrannt, und Euch in Banden gelegt. Euch gehört daher von dem Schatze, dessen wahre Eigenthümer ohnehin mehrentheils todt sein müssen, so viel zum Voraus, als Ihr braucht, um Eure Burg wieder aufzubauen. Den Rest mögt Ihr in zwei gleiche Theile sondern: die eine Halbscheid gebühret Euch für Eure ausgestandenen Leiden; mit der zweiten wollen wir, wenn's Euch recht ist, ein Spital sammt Kirchlein bauen für hülflose Waisen, arme Wittwen und verlassene Kranke, damit sie in ihrem Jammer eine sichere Zufluchtsstätte finden mögen.«

Berthold ließ sich den Rath des Klausners gefallen. Die Räuberhöhle ward am folgenden Tage ausgeleert. Raimund übernahm den Bau des Spitals und Kirchleins, und Berthold kehrte mit Adelinen und seinem Sohne nach Wildeck zurück, wo sie mit dem lautesten Jubel empfangen wurden.

Am St. Peters-Feste des folgenden Jahres wurde Spital und Burg von dem frommen Einsiedler eingeweiht, und Adeline speiste und tränkte an diesem heiligen Tage alle Armen des Gaues.

Ueber der großen Burgpforte ließ Berthold einen Fuchs am Fuße einer Eiche in Stein aushauen, und darunter mit goldenen Buchstaben schreiben: So errettet Gott die Seinen, die auf Ihn vertrauen; Ihm sey Lob, Preis und Ehre in Ewigkeit! — Seine Enkel erzählten die Geschichte ihres Ahnherrn jedem fahrenden Ritter, der unter ihrem gastfreien Dache einkehrte, und

das Spital war bis auf die stürmischen Zeiten der Zerstörungswuth, die wir, leider! alle kennen, eine Zufluchtsstätte vieler tausend Unglücklichen.

35.

Der erste Schritt zum Bösen.

Jünglinge, die ihr im Taumel des Freiheitsgefühls elterliche Zucht und Aufsicht hasset, bedenket doch, daß der Wunsch: euch tugendhaft zu erziehen, die kostbare Reinheit eurer Sitten zu erhalten und euch dadurch die Glückseligkeit eures ganzen Lebens zu sichern, der einzige Grund ist, der die Eltern mit Strenge waffnet und sie über die traurigen Folgen zittern macht, welche die verkehrten Neigungen unsers Herzens nach sich ziehen, wenn sie nicht gleich anfangs unterdrückt und von ihrer weisen Wachsamkeit bezähmt werden.

Nehmt euch ein Beispiel an dem unglücklichen Lorenz B., dessen fürchterliche Geschichte vielleicht einigen von euch nicht unbekannt seyn wird.

Aus einer rechtschaffenen und wohlhabenden Familie entsprossen, äußerte er schon in der zartesten Jugend einen gegen alle Ermahnungen widerspenstigen Charakter, haßte jede nützliche Beschäftigung, und war besonders nach Geld gierig, um es für Tändeleien, die ihm seine Laune eingab, zu verprassen.

Die übertriebene Liebe zu diesem einzigen Sohne verblendete seine Eltern dergestalt, daß sie sein ungezogenes Antworten auf ihre Warnungen für Aeußerungen eines geweckten Geistes hielten. Die Nachlässigkeit in seinen Stu-

dien und in der Erfüllung seiner Pflichten betrachteten sie als eine Folge seiner Lebhaftigkeit und eines Leichtsinnes, der in seinem Alter verzeihlich war; sein beständiges Geldfordern und seine Verschwendungen als ein glückliches Zeichen seiner edlen Gemüthsart; und so eignete sich das Kind mit jedem Tage schlechtere Gewohnheiten an, ohne daß eine wahrhaft liebevolle Hand ihm entgegen gekommen wäre, um es von so verderblichen Neigungen zu retten.

Da indessen Lorenz nicht unterließ, mit seinen Kameraden um Geld zu spielen und immer mehr für Zuckerwerk und Tändeleien auszugeben, so hatte er oft den Verdruß, seine Börse leer zu sehen, da die Geschenke, die man ihm machte, noch weit nicht zu seinen beständigen Ausschweifungen hinreichen konnten. Einst beobachtete er in der Nacht den Augenblick, in welchem Alles im tiefen Schlafe lag, ging in das Zimmer seines Vaters, näherte sich auf den Zehen dem Bette, suchte ganz sachte in den Taschen der Kleider, und nahm einen Thaler heraus.

Der Erfolg dieses ersten Diebstahls gab ihm Muth, den Versuch öfter zu wiederholen. Allein kein Verbrechen kann mit einer solchen Vorsicht und Heimlichkeit verübt werden, daß es sich nicht früh oder spät selbst entdecke.

Sein Vater hatte einen Prozeß von ziemlicher Bedeutung, welcher den folgenden Tag vom Gerichte entschieden werden sollte. Besorgliche Gedanken über die Ungewißheit des Ausganges hinderten in jener Nacht seinen Schlaf.

Der Dieb, welcher diese Stunde für die sicherste zu seinem Zwecke hielt, schlich sich wie gewöhnlich in das Zimmer. Eben warf der Strahl des Mondes durch das Fenster einiges Licht herein, und so wurde Lorenz gleich von seinem Vater erkannt, welcher, Zeuge einer solchen Verderbtheit, mit Mühe seinen Zorn zähmen und schweigen konnte.

Am folgenden Morgen sagte er zu ihm: »Mein Sohn,

es nähert sich nun der Geburtstag deines Vetters, du mußt auf ein Geschenk denken; wie du weißt, hat auch er dich vor zwei Monaten mit einem hübschen Angebinde erfreut.

»Aber ich habe kein Geld;« antwortete der Lügner, »die drei Franken, welche mir die Mutter vorgestern gab, habe ich unter die Armen vertheilt.«

Jetzt konnte der Vater seinen gerechten Unwillen nicht länger zurückhalten und schrie: »Betrüger! Zeige mir das Geld, welches du mir diese Nacht entwendet hast; ich weiß Alles.« Er faßte ihn bei einem Arme, durchsuchte ihn, und fand in seiner Börse zwei Thaler.

Die gewohnte Nachsicht wich in diesem Augenblicke den Aufforderungen einer gerechten Strenge dergestalt, daß Lorenz genöthigt war, einige Tage im Bette zu bleiben, um sich von den Folgen dieser empfindlichen Züchtigung zu erholen. — Leider aber geschieht es fast immer, daß man ohne Nutzen Mittel anwendet, um einen Fehler auszurotten, wenn er schon tiefe Wurzel in das Herz geschlagen hat. Lorenz, unerachtet dieses Vorfalls, wurde um gar nichts besser, als vorher. Im Gegentheil, als er es dahin brachte, den Schlüssel von dem Schranke seines Vaters in die Hände zu bekommen, ließ er einen ähnlichen nachmachen, und erleichterte sich dadurch die Gelegenheit, die Familienkasse zu bestehlen, wann es ihm gefiel. Er nahm aber jedesmal von der großen Menge nur eine kleine Anzahl Geldstücke, und vermittelst dieser Vorsicht blieben seine Diebstähle lange Zeit verborgen. Zudem richtete er sein Betragen so klug, so folgsam ein, daß seine Eltern, dem Scheine trauend, ihm die alte Liebe wieder schenkten.

Es ereignete sich indeß, daß der Vater, als er einst die Zinsen eines Kapitals erhob, eine Münze darunter fand, die ein fremdes Gepräge hatte; er legte sie vor der

Hand unter die andern, und des folgenden Morgens, als er seinen Schrank besah in der Absicht, jene Münze auf die Seite zu legen, war sie schon verschwunden. Plötzlich fiel ihm die alte Neigung seines Sohnes ein, und da er auch sonst an der Ehrlichkeit seiner Hausgenossen nicht zweifeln konnte, so wurde es ihm einleuchtend, daß er allein der Thäter seyn konnte.

Man kann sich leicht vorstellen, was für eine schmerzhafte Wunde für das Vaterherz diese neue schreckliche Entdeckung war. Er unterdrückte seinen Zorn, und berieth sich mit seinen Freunden über die Art, seinen Sohn zu züchtigen. Die Vernünftigsten waren der Meinung, daß man ihn so lange in ein Gefängniß sperren sollte, bis er verlässige Beweise von Reue gegeben hätte. Allein der Gedanke, ihm eine so entehrende Makel anzuhängen und die väterliche Liebe, die in seinem Herzen noch nicht gänzlich erloschen war, benahmen ihm die Kraft, dieses heilsame Mittel auszuführen; er zog vor, ihn nach England zu schicken, und empfahl ihn dort der klugen Wachsamkeit eines Freundes, der ihn als Kaufmann beständig mit Studiren und in der Handlung beschäftigen, auch ihm nur Geld zu den nothwendigsten Bedürfnissen geben sollte.

Diese Vorsicht kam zu spät und war daher ganz unnütz; denn der Jüngling hatte schon jenen Grad von Verderbtheit erreicht, der keine Besserung mehr zuläßt.

Taub gegen die Ermahnungen seines neuen Führers, noch mehr, als er es gegen diejenigen seines Vaters war, suchte er bald die Gesellschaft liederlicher Menschen, und da es ihm an allen Mitteln fehlte, den Neigungen eines müßigen und liederlichen Lebens zu willfahren, so ergab er sich den Glücksspielen der geheimen Wirthshausgesellschaften, und verlegte sich auf alle Arten von Betrügereien und Niederträchtigkeiten.

Es schien, als ob Gott kein Vergehen dieses Jünglings ungestraft lassen wollte, um ihm alle Mittel darzubieten, sich endlich vom Verderben zu retten.

Drei handfeste junge Spieler wurden seine betrügerischen Kunstgriffe gewahr; sie fielen über ihn her und richteten ihn so übel zu, daß er darüber beinahe gestorben wäre. Blaß, von Blut triefend wurde er nach Hause getragen, und da noch ein sehr heftiges Fieber dazu kam, so konnte er sich nur mit Mühe nach einer fünfmonatlichen Krankheit erholen.

Der Kaufmann stellte ihm dann mit lebhaften Farben die Schändlichkeit seiner Aufführung vor.

»Unglücklicher Jüngling!« so sprach er zu ihm, »was konnte dich je zu einer so abscheulichen Ausschweifung verleiten? — Du hast den Namen einer Familie entehrt, die schon durch die Rechtschaffenheit ihrer Vorfahren so achtungswürdig ist; du hast mit Undank die Sorgfalt eines Vaters und einer liebevollen Mutter vergolten, welche in dir den Trost ihrer alten Tage zu finden hofften; du hast ihnen bittere Thränen erpreßt, und sie genöthigt, den Tag deiner Geburt zu verfluchen! — Der Himmel will dich noch zur Erkenntniß des Abgrundes bringen, in den du dich so unsinnig stürzest — wehe dir, wenn er dich verläßt!«

Diese Rede machte einigen Eindruck auf Lorenzens Gemüth; er schämte sich, und schien anfangs entschlossen, sich zu bessern. Aber kaum war er hergestellt und sah seine alten Kameraden wieder, so verschwand jeder gute Vorsatz. Er verkaufte heimlich, was er an Werthe besaß, borgte von Wucherern Summen, wogegen er doppelte empfangen zu haben bestätigen, jeden Monat fünf vom Hundert zahlen, und seine künftige väterliche Erbschaft verpfänden mußte. So verfiel er in die größten Ausschwei-

fungen, bis er von den Gläubigern bedrängt, vom Zorne seiner Eltern bedroht, von seinen eigenen Kameraden verachtet, und von tausend Gewissensbissen zernagt, endlich in die äußerste Verzweiflung gerieth.

Eines Tages kam er in ein Gasthaus, wo gerade zwei Feldwebel waren, um für die Kolonien Rekruten zu werben. Sie bemerkten die Verwirrung in seinem Gesichte, gaben sich unter einander ein Zeichen, fingen an fröhlich zu zechen, von den Vortheilen der englischen Miliz zu erzählen und von den Hoffnungen zu großem Glücke, welche sie darbietet. Sie nannten Mehrere, welche von dem niedern Stande eines Matrosen sich bis zum Admiral empor geschwungen hatten.

Lorenz hörte ihnen begierig zu, und durch ihre Worte verführt, fragte er, ob er nicht auch bei dem Regimente angenommen werden könnte.

»Die Wahrheit zu sagen,« antwortete einer, »ist das Korps schon vollständig, aber Ihr scheint mir einen Vorzug zu verdienen. Nehmt diese vier Pfund Sterling, sie sind Euer, wenn Ihr mit uns kommt.« Der Unglückliche blieb einen Augenblick zweifelhaft, ob er sollte oder nicht. Als er aber bedachte, daß dieß die schicklichste Gelegenheit wäre, sich aus jeder andern Verlegenheit zu reißen, so nahm er das Handgeld, und den andern Tag sah er sich schon in der Kaserne eingeschlossen.

Einige Tage darauf kam der Befehl, nach Amerika abzureisen, und Lorenz freute sich ungemein auf die neue Welt, denn er glaubte mit Leichtigkeit sich dort Reichthümer zu erwerben wie so viele andere Europäer.

So verblendet von seinen eitlen Hoffnungen, vergaß er gänzlich auf seine armen Eltern, die er in der äußersten Trostlosigkeit zurückließ, bestieg freudig sein Schiff, und reiste ab.

Der Unsinnige! Es dauerte nicht lange, so erkannte er die Täuschung, von der er sich verführen ließ, und fühlte das Elend und die Verachtung, die er sich durch seine Verbrechen zugezogen hatte.

Geängstiget von den Gefahren einer langwierigen Seereise, entkräftet durch seine vorausgegangenen Ausschweifungen, von einer geringen Portion alten Zwiebacks und von faulem Wasser kaum ernährt, und ganz erschöpft von Anstrengungen, landete er in Amerika, wo er sich ohne Hoffnung, ohne Hülfe und Unterstützung sah. Ueber seine schreckliche Lage erbittert, ließ er sich verzweifelt zu den schändlichsten Missethaten hinreißen.

Die schweren Züchtigungen, denen er öfters unterlag, halfen nicht, ihn zu zähmen. So wurde er zuletzt von dem Militärgerichte zur Galeere verurtheilt.

Was war indessen das Loos seiner unglücklichen Eltern?

Sie lebten zwar noch, aber ihre alten Tage waren durch Gram um den verlornen Sohn ihnen zur Folter geworden.

Endlich konnten sie es nicht länger im Vaterlande ertragen, wo Jedermann die Verbrechen des Sohnes und also die Schande ihres Hauses wußte, und sie suchten anderswo einen Zufluchtsort. Sie ließen sich in einem Dorfe unweit Neapel nieder.

Schon zwei Jahre wohnten sie in dieser dunkeln Einsamkeit, als Lorenz und die andern Verurtheilten Mittel gefunden hatten, sich von ihren Ketten loszumachen, die Wachen zu tödten, sich der Galeere zu bemächtigen, und in einer finstern, nur von hundertfältigen Blitzen erleuchteten Gewitternacht gerade in der Nähe von Neapel zu landen, um die Häuser in der Gegend zu plündern.

Sein bedaurungswürdiger Vater wachte gerade diese Nacht bei dem Bette seiner Gattin, welche nach einer langen Krankheit jetzt in den letzten Zügen lag, und im Irrsinne

mit matten Tönen den Namen ihres einzigen Sohnes nannte, ihn rief, um ihn zu umarmen und ihm noch vor ihrem Tode zu vergeben.

Auf einmal hört der unglückliche Alte mitten unter fürchterlichem Donner ein Gepolter von Leuten, welche die Treppe herauf kommen. In der Angst, der Blitz möchte vielleicht gezündet und die Leute zur schleunigen Hülfe herbeigezogen haben, wendet er sich mit dem Lichte gegen die Thür — zehn wüthende Mörder dringen in das Zimmer, und Lorenz, der erste von allen, mit einem Dolche bewaffnet, erkennt seinen eigenen Vater nicht mehr, stürzt auf ihn los wie ein blutdürstender Tiger, und — schaudere zurück, Natur! — von verruchter Sohneshand ermordet, sinkt der Vater zu Boden.

Im nämlichen Augenblicke zerschmettert ein Blitz, vom Allmächtigen geschleudert, den Bösewicht, und fordert seine Seele, belastet mit den schrecklichsten Gräueln, vor sein Gericht. —

O Jünglinge, segnet die Hand, welche mit Gewalt euch bei den ersten Schritten vom Pfade des Lasters zurückzieht! Wer kann euch versichern, wenn ihr einmal auf den Weg der Verbrechen gerathen wäret, daß nicht ein ähnliches Loos, wie Lorenz, euch treffen sollte, der ein Räuber und Vatermörder zuletzt geworden?

36.

Menschlichkeit gegen Alle.

Georg, der alte Thürsteher einer reichen Familie in Verona, schon seit mehreren Jahren Wittwer und ohne

Kinder, hatte einen Hund lieb gewonnen, den er Fido nannte, weil er wirklich ein treuer Freund seines Herrn war, nie von seiner Seite wich, ihm mit Geschicklichkeit diente, und die größte Freude seines Alters war. Aber Fido war ein häßliches Thier, lang, hager, einäugig, rothhaarig, und so übelriechend, daß ihn ein jeder von sich stieß. Georg dagegen kehrte sich nicht an den äußern Schein, nahm den Hund vielmehr immer freundlich auf, und vergalt ihm seine Zuneigung.

Der einzige Sohn des Herrn jenes Hauses war Ludwig, ein Jüngling von ungefähr 15 Jahren, von seinem Vater über Alles geliebt, von schöner Gestalt, ausnehmend geistreich und lebhaft.

Allein unter den Naturgaben, womit er ausgestattet war, zeigte er auch eine Härte des Charakters, einen unfreundlichen Hochmuth gegen Untergebene, was ihn der ganzen Familie unerträglich machte; nur der Vater, verblendet von der Zärtlichkeit gegen ihn, bemerkte diesen Fehler nicht, der einer weisen Erziehung so zuwider und dem eigenen und fremden Glücke so nachtheilig ist.

Es ist daher nicht schwer, sich vorzustellen, wie der arme Fido von Ludwig behandelt wurde. Nie war ihm von dessen Tafel das kleinste Bröckchen zu Theil geworden. »Weg da, Ungeheuer! Wie er stinkt! Jagt ihn weg von hier!« Solche und ähnliche Ausrufungen waren öfters noch von manchem Fußstoße begleitet.

Der Jüngling war ein leidenschaftlicher Reiter. Wettrennen und Turnieren ging ihm über Alles.

Eines Tages, als Ludwig auf einem jener raschen und jungen Pferde saß, die unbändig ausschlagen, und keine Last auf dem Rücken dulden wollen, wurde er auf einmal, was oft auch den besten Reitern begegnet, von

einem plötzlichen Sprunge so erschüttert, daß er sich auf dem Sattel nicht mehr halten konnte, herabstürzte, und sich das Schienbein an einem Steine zerschlug.

Im ersten Augenblicke achtete er wenig auf seinen harten Stoß, und statt zu einem schnellen Hülfsmittel zu greifen, stieg er sogleich wieder zu Pferd, indem er dadurch seinen Muth zeigen und sich stellen wollte, als hätte er sich gar nichts Leides gethan.

Die Wunde war tief und schmerzhaft, und dennoch sagte er seinem Vater nichts davon, weil er von einem Ritterspiele durchaus nicht wegbleiben wollte, welches gerade auf diesen Tag festgesetzt war.

Die üble Schonung vergrößerte immer mehr die Entzündung der gereizten Wunde, und der Schmerz wurde so heftig, daß Ludwig genöthigt war, sich zu Bette zu legen. Es kam ein Wundarzt, welcher erklärte, daß man das Uebel keineswegs vernachlässigen dürfte, und daß die Herstellung nur langsam und nicht ohne Schwierigkeit erfolgen würde.

Und wirklich ging es täglich schlechter, indem noch ein heftiges Fieber dazu kam. Da der Jüngling jetzt einsam und allein war, fing er an einzusehen, daß es nur die Vorzüge des Herzens sind, welche uns den Trost unserer Freunde erwerben, ohne welche wir einsam und verlassen verschmachten.

Während dieser ganzen Zeit hatte er keinen andern Tröster, als seinen Vater: denn die Hausleute, welche er so oft durch sein unfreundliches Benehmen gekränkt hatte, thaten ihm nicht mehr, als was die strenge Schuldigkeit erheischte; und sie erwiesen ihm keine jener liebreichen Sorgen, die doch so sehr beitragen, die Last unsers Unglücks zu erleichtern.

Bei alle dem konnte doch der alte Georg, der

Ludwigen schon als Kind auf seinen Armen getragen hatte, und in ihm das Andenken seiner verstorbenen Herrin und Wohlthäterin liebte, dem Drange, ihn zu besuchen, nicht widerstehen.

»Vergeben Sie mir, gnädiger Herr!« sagte Georg, indem er schüchtern die Thür des Zimmers öffnete, »erlauben Sie mir, daß ich Ihnen mein Bedauern über Ihre Krankheit bezeige. Wie befinden Sie Sich heute?«

»Gar nicht gut, lieber Georg,« antwortete jener mit einer Sanftmuth, über welche der Alte sich wunderte, und fuhr dann fort: »Du bist jetzt der Erste aus dem Hause, der mir ein mitleidiges Gefühl bezeigt.«

»Aber, gnädiger Herr! Alles ist gewohnt, in Ihrer Gegenwart zu zittern, und ich selbst hatte, trotz meiner Liebe zu Ihnen, kaum Muth genug dazu.«

»Ich weiß es, du hast Recht; aber ich will es in Zukunft wieder gut machen.« —

»Hören Sie, um Ihnen zu beweisen, daß ich nie aufgehört habe, an Sie zu denken, komme ich, Ihnen ein sicheres Mittel vorzuschlagen. Wenn Sie mich Ihres Vertrauens nicht unwürdig halten, so bürge ich Ihnen, daß ich Sie binnen acht Tagen so gut, wie Sie es zuvor waren, herstelle.«

»In acht Tagen! Wäre das möglich! Lieber Georg, wie groß müßte meine Dankbarkeit seyn!«

»Das Mittel ist sehr einfach und sicher, ich habe davon die Erfahrung verflossenen Sommer an meinem Arme gemacht. Ich ließ die Wunde von meinem Fido lecken, und in kurzer Zeit sah ich mich vollkommen hergestellt. — Aber vielleicht werden Sie es übel nehmen, daß — Der arme Fido, er ist so häßlich! — Und dann fürchte ich, daß er sich weigere, es Ihnen zu thun; Sie

haben ihn so oft geschlagen! Und diese Thiere haben ein gutes Gedächtniß, das wissen Sie.«

»Wohlan,« erwiederte Ludwig, »suche ihn hieher zu bringen, und ich werde durch Lockspeisen und Schmeicheleien suchen, ihm das Vergangene vergessen zu machen.«

Georg fand seinen Hund vor der Thür des Vorsaales auf ihn wartend; beim ersten Wink, in das Zimmer des Kranken zu gehen, zog er den Schweif ein, lief in den Garten, sich zu verbergen, und weigerte sich hartnäckig, zu gehorchen. Da nahm ihn sein Herr mit Gewalt, und führte ihn zu Ludwigs Bett, welcher ihm seine Wunde zeigte, und durch tausend Liebkosungen ihm seinen Wunsch zu erkennen gab.

Endlich leckte das arme Thier ganz zitternd, Mißhandlungen mit Wohlthaten vergeltend, die Wunde, welche, da man dieß als das heilsamste Mittel öfters wiederholte, in weniger als acht Tagen zuheilte.

In der Seele Ludwigs bewirkte diese Begebenheit eine glückliche Veränderung; er sah ein, daß man gegen Jedermann menschlich und freundlich seyn muß, weil man oft unter einem schlechten Aeußern die schätzbarsten Eigenschaften findet, und die wichtigsten Dienste von denjenigen erhält, von denen man sie am wenigsten erwartet.

37.

Der Taubstumme,

oder

Abbé de l'Epée.

Immer wird der Menschheit das Andenken des Abbé de l'Epée theuer bleiben, der in Paris die ersten

Schulen für Taubstumme gründete, wo diese Unglücklichen, zu einem neuen Leben geweckt, ihren Verstand den Vorstellungen des Wahren und Schönen, der Kenntniß der religiösen und geselligen Pflichten öffnen, und sogar oft es dahin bringen, in Wissenschaft und Literatur sich auszuzeichnen. Diesem edlen Zwecke weihte er jeden seiner Augenblicke, dafür erschöpfte er alle seine Kräfte, opferte er sein ganzes Vermögen. Und allen diesen Verdiensten, dieser seltenen Vereinigung so vieler bewundernswürdigen Tugenden setzte die liebenswürdigste Bescheidenheit die Krone auf.

Unzählige Wohlthaten bezeichnen die Laufbahn dieses berühmten Mannes. Das meiste Aufsehen und die größte Bewunderung erregte jedoch die denkwürdige Begebenheit, welche wir in nachstehenden Zeilen unsern jungen Lesern mittheilen.

Es war an einem Herbsttage, als ein Polizeibeamter zu Paris einen jungen Taubstummen zu ihm führte, den die Polizeiwache Abends spät auf der Neu-Brücke gefunden hatte. Er schien 9 bis 10 Jahre alt, und von einnehmendem Aeußern. Die groben Lumpen, die den Knaben bedeckten, ließen den Abbé anfangs vermuthen, daß er armen Leuten angehöre, und er versprach für ihn zu sorgen. — Den andern Morgen, da er ihn genauer beobachtete, bemerkte er bald eine gewisse Würde in seinen Blicken; er schien erstaunt, sich in Lumpen zu sehen, und de l'Epée ahnete, daß man das arme Kind wohl mit gutem Vorbedacht in solche Kleider gesteckt und ausgesetzt habe. Er machte es sogleich durch die Zeitungen bekannt; gab eine genaue Beschreibung der Person; aber vergebens! — Man pflegt sich nicht zu übereilen, wenn es darauf ankommt, einen Unglücklichen zurück zu fordern.

Als der Abbé sah, daß seine Nachforschungen umsonst

waren, suchte er, fest überzeugt, dieses Kind sey das Opfer irgend eines geheimen Verbrechens, nunmehr blos Aufklärung aus ihm selbst zu schöpfen. Er nannte den Knaben Theodor, und nahm ihn unter seine Zöglinge auf. Derselbe zeichnete sich bald aus, und erfüllte die Hoffnungen de l'Epées so ganz, daß nach drei verflossenen Jahren seine Seele sich der Natur öffnete, und zum zweiten Mal geschaffen schien.

Der Abbé redete mit ihm durch Zeichen, die den Gedanken an Schnelligkeit glichen, er antwortete eben so. — Eines Tages als sie in Paris vor dem Gerichtshofe vorbei fuhren, sah Theodor eine Magistratsperson in den Wagen steigen, und wurde ungewöhnlich bewegt. De l'Epée fragte ihn um die Ursache, und der Knabe gab zu verstehen, daß ein Mann, eben so wie dieser in Purpur und Hermelin gekleidet, ihn oft in seine Arme gedrückt, und mit Thränen benetzt habe. Der Abbé schloß daraus, daß er der Sohn oder der nahe Verwandte einer Magistratsperson seyn müsse; daß diese, ihrer Kleidung zufolge, nur zu einem der höchsten Richterstühle gehören könne; daß folglich der Geburtsort seines Zöglings vermuthlich in einer Hauptstadt zu suchen sey.

Ein anderes Mal, als sie zusammen die Vorstadt St. Germain durchstrichen, begegnete ihnen der Leichenzug einer Standesperson. De l'Epée bemerkte sogleich an Theodor eine Bewegung, die immer heftiger wurde, je näher der Zug kam. In dem Augenblicke, da der Sarg vorüber getragen wurde, zitterte er, und warf sich an die Brust seines Wohlthäters. »Was hast du?« fragte ihn dieser. »Ich erinnere mich,« antwortete er durch Zeichen, »daß kurz vorher, ehe man mich nach Paris führte, ich auch in einem schwarzen Mantel mit zerstreuten Haaren dem Sarge des Mannes folgen mußte, der mich so

oft geliebkost hatte. Alles weinte, und ich weinte auch.« Der Abbé zog daraus den Schluß, daß er eine Waise sey, der Erbe eines großen Vermögens, welches ohne Zweifel habsüchtige Verwandte bewogen hatte, von dem hülflosen Zustande dieses Unglücklichen Nutzen zu ziehen, und ihn aus seiner Heimath für immer zu entfernen, um sich seiner Güter zu bemächtigen.

Diese wichtigen Entdeckungen verdoppelten den Eifer und den Muth des Abbés. Theodor wurde ihm täglich interessanter, und es keimte der Vorsatz in ihm, ihn in sein Eigenthum und seine Rechte wieder einzusetzen. Aber wie sollte er auf die richtige Spur kommen? Der Knabe hatte nie seines Vaters Namen aussprechen hören; er wußte nicht, wo er das Daseyn empfangen, noch welcher Familie er angehörte. — Die Frage, ob er sich wohl noch des Augenblicks erinnere, da er Paris zum ersten Male erblickt, bejahte er, und versicherte, daß er noch die Barriere vor sich sehe, durch welche er hereingekommen. Gleich am andern Morgen fingen de l'Epée und sein Schüler an, die Barrieren von Paris zu durchlaufen. Als sie derjenigen sich näherten, welche de l'Enfer genannt wird, machte Theodor ein Zeichen, daß er sie erkenne; daß man dort ihren Wagen visitirt, und er mit seinen beiden Begleitern, deren Gestalt ihm noch vorschwebe, ausgestiegen sey. — Diese neuen Merkmale bewiesen, daß er aus dem südlichen Frankreich gekommen. Er setzte hinzu, er sey viele Nächte unterwegs gewesen; man habe die Pferde jede Stunde gewechselt; und nach Berechnung von Zeit und Entfernung war nicht länger zu bezweifeln, daß Theodors Heimath eine der Hauptstädte des südlichen Frankreichs seyn müsse.

Es waren indeß acht Jahre verflossen. Nach tausend schriftlichen, nutzlosen Nachforschungen entschloß sich endlich

der Abbé, die südlichen Städte mit Theodor selbst zu durchwandern. Die Erinnerungen, von denen des letztern Seele voll war, ließen hoffen, daß er seinen Geburtsort leicht erkennen werde. Das Unternehmen war freilich weit aussehend und schwer. Um einen glücklichen Erfolg hoffen zu dürfen, mußten beide zu Fuß reisen; de l'Epée war alt und kränklich, aber der Himmel gab ihm Kräfte! — Sie gingen durch die Barriere de l'Enfer, die der Knabe abermals erkannte. Als sie im freien Felde waren, umarmten sie sich, riefen Gott um seinen Beistand an, und wanderten muthig d'rauf los.

Nach und nach besuchten sie jede ansehnliche Stadt, aber kein glücklicher Erfolg wollte sich zeigen. Schon fingen de l'Epées Kräfte an sich zu erschöpfen, und schon wollte die tröstende Hoffnung auf Erreichung des gesteckten Zieles weichen, als sie eines Morgens vor den Thoren von Toulouse anlangten.

Sie treten ein; Theodor ergreift hastig die Hand des Abbés, und macht ein Zeichen, daß er die Stadt erkennt. Sie schreiten vorwärts; mit jedem Schritt belebt sich Theodors Gestalt, und Thränen füllen sein Auge. Da führt der Weg über den Markt. Plötzlich wirft der Jüngling sich nieder, hebt die Hände gen Himmel, springt auf, und kündigt dem Abbé an, daß er seine Heimath wieder gefunden.

Freudetrunken, wie er, vergaß de l'Epée alle Beschwerlichkeiten der Reise. Rasch durchstrich er mit seinem Schützling mehrere Quartiere der Stadt. Endlich erblicken sie einen großen Palast. Theodor stößt einen lauten Schrei aus, wirft sich athemlos in die Arme seines Lehrers, und bezeichnet ihm das Haus seiner Väter. — Der Abbé erkundigt sich; er erfährt, daß dieser Palast ehedem der Familie der Grafen Solar zugehörte, deren

letzter Zweig, Julius, vor ungefähr acht Jahren auf einer Reise nach Paris plötzlich gestorben; daß alle Güter derselben nun in den Händen eines gewissen Darlemont sind, dem Vormund und mütterlichen Oheim des Kindes, das auch in seinen Armen verschieden sey.

De l'Epée, diese Umstände zusammen haltend, zweifelte nicht im mindesten, daß Darlemont derjenige sey, der seinen Schützling freventlich ausgesetzt, und dann durch einen falschen Todtenschein dessen Vermögen an sich gebracht habe. Er forschte daher sogleich nach dem berühmtesten Advokaten in Toulouse, dem er diese wichtige Sache anvertrauen könne. Man nannte ihm Herrn Franval. Diesen suchte er auch sofort auf. Nachdem er ihm Alles ausführlich erzählt und seinen dringenden Verdacht gehörig begründet hatte, fügte er mit bewegter Stimme hinzu:

»Ich lege Ihnen mein Liebstes auf der Welt an das Herz, die Frucht einer achtjährigen Arbeit! das Schicksal meines Theodors! Mir gab ihn Gott, um seine Schöpfung zu vollenden; empfangen Sie ihn aus meiner Hand, um ihm das Kostbarste wieder zu verschaffen, was der Mensch besitzt, einen rechtmäßigen, ehrwürdigen Namen, und die unveräußerlichen Rechte, die Natur und Gesetz ihm zugestehen.«

»Zählen Sie auf mich; zählen Sie ganz auf den warmen Eifer, den das Vertrauen eines solchen Mannes einflößt,« antwortete der edle Advokat. »Nie war ich so glücklich! so stolz auf meine Bestimmung! Nein, Sie wissen nicht, wie freudetrunken es mich macht, Ihnen nützlich werden zu können.«

Es wurde beschlossen, am Morgen des folgenden Tages geradewegs zu Darlemont zu gehen, in der Absicht, das Herz des Bösewichts durch plötzliche Ueberraschung

zu erschüttern, ihn, wenn möglich, zur Einsicht seines Vergehens zu bringen, und dadurch, da er doch der nächste Blutsverwandte Theodors, vor öffentlicher Schande zu bewahren.

Dieser Entschluß wurde pünktlich ausgeführt. Als der Abbé vor Darlemont stand, sprach er, ihm fest in's Auge blickend, mit starker Stimme: »Ich komme, die Winke der Vorsehung zu erfüllen, welche meine Schritte bis nach Toulouse und bis zu Ihnen gelenkt, indem ich Ihnen ankündige, daß der Erbe des Hauses Solar, Julius, Ihr Neffe und Mündel, lebt, und daß ich ihm beistehen werde, seinen Namen und seine Güter wieder zu erlangen, die ihm auf eine so grausame Art geraubt wurden.«

Darlemont stand bestürzt. Ein heftiges Zittern durchbebte seine Glieder. Vergebens suchte er die Angst und das Erschrecken zu verbergen, die sich auf seinem Gesichte malten. Dennoch zwang er sich zu einem Lächeln und antwortete: »Wie, mein Neffe sollte leben? Und ich selbst war vor acht Jahren Zeuge seines Todes? Wurde sein Tod nicht den Behörden durch eine gesetzmäßige Urkunde dargethan? — Sie scherzen; Sie wollen ein Mährchen glauben machen.«

»Nein,« erwiederte der ehrwürdige de l'Epée, »diese ängstliche Verwirrung — Alles verräth Sie. Einem Greis, der sechzig Jahre lang die Natur studirte, alle ihre Bewegungen und Ausbrüche bis zur Quelle verfolgte, einem solchen wird es nicht schwer, im menschlichen Herzen zu lesen. — Ein einziger meiner Blicke war hinreichend, mir das Ihrige zu enthüllen. — Jene Urkunde war falsch, die Behörden wurden betrogen oder erkauft. Julius Solar lebt, und hier sehen Sie ihn vor Sich!!«

In diesem Augenblicke trat Saint-Alme, Darle-

monts Sohn, in das Zimmer, und rief, die letzten Worte des Abbés hörend und einen raschen Blick auf Julius werfend, aus: »Ja, er ist's! er lebt! Ich sehe ihn, es ist mein geliebter Julius, der Freund meiner Kindheit!« Beide liefen auf einander zu, umarmten sich freudig und weinten vor zärtlicher Rührung.

Auch Dominik und Marianne, die alten Diener der Familie, erkannten die Züge des Jünglings, welchen sie oft als Kind geliebkoset hatten. »O Himmel,« riefen sie, »er lebt! Ja, er ist's, Julius, der Sohn unsers guten verstorbenen Herrn!«

Aller Vertheidigungsmittel auf einmal beraubt, bedroht von der Strenge der Gesetze, zerrissen von Gewissensbissen, stand Darlemont lange unbeweglich da mit Augen voll Wuth, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

»Großer Gott!« rief er endlich mit einem tiefen Seufzer aus, »wie schrecklich bist du in deiner Gerechtigkeit! — Ja, Alle sollen es nun wissen: dieser ist mein Neffe, und ich bin der verruchteste Bösewicht unter den Sterblichen. Ich überlasse ihm seine Rechte, und mir gebt den Tod, daß er mich der unerträglichen Schande entziehe!«

De l'Epée bedeutete dem jungen Grafen das Geständniß seines Oheims. Julius blieb einen Augenblick in Gedanken vertieft, dann warf er einen liebenden Blick auf Saint-Alme, setzte sich und schrieb:

»Ich vergesse Alles, und will, daß mein geliebter Vetter die Hälfte der mir zurückgestellten Güter erhalte. Wir waren von Jugend an gewohnt, Alles wie Brüder zu theilen, und unsere Herzen, die sich jetzt wieder vereinigen, müssen die süßen alten Gewohnheiten wieder annehmen.«

»O edle, wahrhaft große Seele!« rief de l'Epée aus. »Dieser Augenblick lohnt reich alle Mühen. Und nun lasset uns niederknien und Dem danken aus der Fülle des Herzens, der Alles wohl gemacht; Ihm sey Ehre, Preis und Anbetung in Ewigkeit!«

38.

Des Christen Lebensreise.

(Eine orientalische Erzählung.)

Luk. 13, 24. Matth. 7, 13—14.

Aboni, der arme Hirt, saß am rauschenden Felsenbach; sein Horn, womit er die zerstreute Herde zusammenrief, hing am dürren Ast, und seine Hirtentasche ruhte neben ihm; sie enthielt wenige genießbare Wurzeln, kaum hinreichend, den Hunger zu stillen. Barfuß, in einem alten zerlumpten Kittel, der eben seine Blöße bedeckte, saß er da und flocht einen Korb von Trauerweiden, die er mit Mühe zusammengesucht hatte und mit heißen Thränen benetzte. Er suchte sich durch diese Arbeit nach und nach ein Kleid zu verdienen, um sich gegen Regen und Frost schützen zu können; aber selten gelang ihm sein Bemühen: er brachte nie etwas ganz Brauchbares zu Stande. Dieß bekümmerte ihn dergestalt, daß er darüber seine natürliche Schönheit verlor, und es hatte das Ansehen, daß er mit der Zeit die Auszehrung bekommen und sterben würde. Genes. 3, 17—19. Tief aus der Seele stiegen ihm heiße Seufzer empor, die sich in dem lautem Jammergeschrei auflösten: »O Du Gott der Götter! hast Du vergessen, barmherzig zu seyn, und hörest

Du das Geschrei der Elenden nicht mehr? — Ich arme Waise habe keinen Vater als Dich, und es scheint, als wenn auch Du mich vergessen hättest. Erbarme Dich über mich!« — Hiob 14, 1—22. Röm. 7, 24. Hiob 3, 25.

In diesem Augenblicke trat ein Mann im Reisekleid vor ihn hin; er schien ein Jüngling zu seyn, sein Angesicht war verhüllt und ein himmelblauer Mantel hing um seine Schultern. Schweigend sah Hieron, so hieß der Fremde, den Hirten an, endlich sagte er mit sanfter Stimme: »Armer Jüngling, warum weilst du in dieser traurigen Einöde, wo du dem Hunger, den wilden Thieren und der ganzen Härte der rohen Natur ausgesetzt bist?« Js. 44, 22.

Aboni blickte ihn verwundert an und antwortete: »Würdiger Fremdling, sage mir, wo soll ich hin? — Ich weiß ja gar keinen Ort der Welt, wo ich zu Hause bin und wo ich Freunde hätte, die mich aus meiner Noth retten könnten. — Weißt du Rath und Hülfe für mich, o, so erbarme dich meiner und hilf mir!« Joh. 6, 68.

Hieron. Hast du nie etwas von dem Königreiche Aetherion gehört, und weißt du nicht, daß Alle, deren Eltern hieher verwiesen worden, weil sie schwere Verbrecher waren, begnadigt sind, und wieder in ihr Vaterland zurückkehren können? Joh. 3, 16.

Aboni. Ach ja, das weiß ich sehr wohl, es ist mir von Jugend auf viel davon erzählt worden.

Hieron. Warum hast du dich denn nicht schon längst auf den Weg gemacht?

Aboni. Weil er so beschwerlich und gefahrvoll ist; und dann hat man mir auch bedeutet, man wisse noch nicht gewiß, ob auch das alles wahr sey, was von dem Lande Aetherion verkündet wird.

Hieron. Nun so will ich dir denn gestehen, daß ich ein Bürger des Königreichs Aetherion bin, und daß

von diesem Lande noch lange nicht so viel Schönes bekannt ist, als du wirklich daselbst finden wirst, wenn du dir anders die Mühe geben willst, dahin zu reisen. 1. Kor. 2, 9.

Aboni. Aber werde ich armer zerlumpter Bettler auch dort aufgenommen werden?

Hieron. Das kommt bloß auf dein Betragen auf der Reise an.

Aboni. Wie muß ich mich denn betragen?

Hieron. Du mußt dich durch keine Lockung, sie mag auch noch so viel Glückseligkeit versprechen, von deiner Reise und von deinem Wege abwendig machen lassen; du darfst keine Gefahr scheuen, sondern mußt sie muthig bekämpfen; und dann darfst du auch nirgend dich aufhalten, sondern mußt immer forteilen. Wirst du in dem allen treu seyn, so wirst du so glücklich werden, daß du keinen König auf der ganzen Erde zu beneiden Ursache hast. Mark. 8, 34. Luk. 13, 24. Matth. 7, 13. 2. Tim. 2, 1—3. Offenb. 2, 16.

Aboni. Ist das aber auch Alles wahr, was du mir da sagst?

Hieron. Ich will dich begleiten, und wie du auf dem Wege fortrückest, so wirst du von dieser Wahrheit immer mehr überzeugt werden. Ich heiße Hieron, und bin ein Diener des Königs von Aetherion. Ich hörte dein klägliches Seufzen; dieß bewog mich, dich anzureden und dir mit Rath und That beizustehen. Ps. 33, 8. Hebr. 1, 14.

Aboni. Ich danke dir! Ja, ich will in Gottes Namen die Reise antreten; — aber wo nehme ich Kleider und Schuhe her?

Hieron. Komm' mit mir, so wie du da stehst; wenn du mir in Allem treulich folgst, so werde ich auch für Alles sorgen, was du bedarfst. Matth. 6, 33.

Aboni. Siehe, hier bin ich! Ich folge dir, wohin du mich führen wirst.

Hieron. Lieber Aboni! Du ahnest das Glück nicht, das auf dich wartet, wenn du Wort hältst; aber sey treu und standhaft. Jetzt folge mir auf dem Fuße nach; wir müssen dort die Felsenkluft hinanklimmen.

Aboni. Aber wer hütet nun meine Ziegen?

Hieron. Die werden ihren Hirten finden; folge du mir nach!

Hieron faßte seinen Stab mit starker Hand und schritt vorwärts, Aboni folgte ihm mit seinem Hirtenstock nach. Die Felsenkluft war eng, steil und schauerlich; dazu ging Aboni barfuß auf den schroffen Felsen und zerbröckelten Steinen, so, daß seine Füße bald blutig wurden; er ermüdete endlich und rief: »O Hieron, ich kann nicht mehr!« Hieron sah ihn durchdringend an und sprach: »Aboni, das sind Kleinigkeiten! Fasse Muth, bald sind wir droben; wer wird so schnell Kraft und Zuversicht verlieren?« — Aboni nahm alle seine Kräfte zusammen, und stieg hinter seinem Begleiter her. Die Kluft war so eng und tief, daß man kaum erkennen konnte, wohin man den Fuß setzte. Aboni weinte und seufzte, aber er stieg fort, ungeachtet seine Füße bluteten und sehr schmerzten. Luk. 13, 24. Matth. 7, 13.

An einem sehr steilen und mühseligen Platz schlüpfte seitwärts eine schreckliche Schlange aus einem Loche; Aboni prallte vor Schrecken zurück, Hieron aber schlug sie mit dem Stab auf den Kopf, daß sie wieder zurück fuhr. Jetzt stutzte Aboni und sagte: »Wie kann ich in diesem fürchterlichen Wege weiter gehen?«

»Du mußt!« sagte Hieron sehr ernst und feierlich, und drohte ihm mit dem Stab. Aboni seufzte tief und folgte. Bald kam eine schöne weibliche Figur von der

Seite her geschlichen; sie lispelte Aboni in's Ohr: »Laß dich von dem strengen Mann nicht irre führen; komm' mit mir, ich will dich glücklich machen!« Sprüchw. 23, 29—35.

Aboni wankte, — indeß aber bemerkte er, daß dieses schöne Weib von hinten her eine Schlange war, er eilte also vorwärts, klammerte sich fest an Hieron an, und ließ sich von ihm fortschleppen. Matth. 18, 19. Hieron faßte ihn am Arm, und trug ihn fast, bis sie endlich auf eine Ebene kamen, die mit einem schönen grünen Rasen überwachsen war, auf welchem der arme Aboni mit seinen wunden Füßen erquickt fortwandelte, und sich freute, daß jener böse Weg zurückgelegt war. Bald kamen sie an eine von außen unansehnliche, aber ziemlich große Wohnung. »Hier müssen wir einkehren,« sagte Hieron, »du bedarfst der Reinigung deiner Füße, auch sonst noch ein und anderes; folge mir nach!«

Hieron zog eine Schelle. Bald wurde die Thür geöffnet, und ein starker Mann mit einem ernsthaften Gesichte kam zum Vorschein. Dieser zog Aboni sofort völlig aus, nahm dann einen Schwamm, tunkte ihn in scharfes Seifenwasser, und rieb ihm damit den ganzen Leib, wodurch er vollkommen rein wurde; hierauf verband er ihm seine Füße mit einem Balsam, der in den Wunden zwar heftig schmerzte, aber sehr heilsam war, gab ihm Brod und Wein zur Stärkung, und brachte ihn später in ein gutes Ruhebett.

Am folgenden Morgen stand Aboni gesund und fröhlich auf, aber nun fehlte es an Kleidern; — bald kam jedoch der ernsthafte Mann, und brachte ihm ein schönes, vollständiges Gewand, das er mit großer Freude anzog, dabei aber die drohende Erinnerung bekam, wenn er es beschmutze, oder zerreiße, oder gar ablege, würde er bei

Ankunft im Lande Aetherion schrecklich gestraft werden: dieß sey die Uniform des Königs, in der man allenthalben in seinem Reich erscheinen müsse. Joh. 3, 5. 1. Petr. 3, 21. Röm. 6, 3—4.

Jetzt fing Aboni an, festen Muth zu fassen; bis dahin hatte er noch immer geheime Zweifel gehabt, ob es mit dem Lande Aetherion auch seine Richtigkeit habe? In seiner frohen Zuversicht wurde er aber vollends bestärkt, als ihn Hieron in Begleitung des ernsten Mannes, welcher der Hauswirth war, in ein schönes Zimmer führte, und ihm durch ein Fenster die Aussicht gegen Morgen zeigte, wo in weiter, duftiger Ferne die Gebirge Aetherions golden im Strahle der Sonne glänzten. Ihm däuchte, er könne die unendliche Schönheit des Landes, auch prächtige Städte und Schlösser erkennen; in hoher Freude jubelte er auf, und sagte: »Mit standhaftem Muthe will ich dahin reisen und keine Gefahr fürchten. Freund Hieron! du wirst mich begleiten und mir beistehen. Aber werde ich auch dort als Bürger aufgenommen werden und meinen Unterhalt finden?«

»Allerdings,« versetzte Hieron, »nur mußt du dem König ein Geschenk von Juwelen bringen; je größer und schöner dieß ist, desto größer und schöner werden auch die Güter, und desto größer wird auch die Ehre seyn, die man dir dort erzeigen wird.«

Da rang Aboni die Hände, weinte laut und antwortete: »Wie kann ich Aermster aller Armen ein solches Geschenk bringen? Ich besitze ja keinen Heller; — ich konnte mir ja nicht einmal ein Paar Schuhe, geschweige eine Kleidung anschaffen!«

»Darüber beruhige dich,« tröstete Hieron. »Ich will dir zeigen, wie du dazu gelangen kannst. So oft du auf der Reise eine gute Handlung ausübst, gebe ich dir

einen Stein, dessen Werth sich verhält wie der Werth deiner That; begehst du aber einen Fehler, so mußt du mir einen Stein zurückgeben. Durch diese Uebung wirst du an Tugend und Rechtschaffenheit zunehmen, und also der Bürgerschaft Aetherions mehr und mehr würdig werden.«

Deß freute Aboni sich hoch und versetzte: »Ich will mein Bestes thun und alle meine Kräfte anwenden; nur versage, lieber Freund, auch ferner mir deinen Beistand nicht, und unterrichte mich in dem, was mir zu wissen nöthig ist.« Ps. 138, 23—24.

Hieron. Daran soll es nicht fehlen, sey nur vor Allem recht vorsichtig! Der Weg ist schmal und an vielen Orten allerdings gefährlich, aber nur für den, der immer neugierig umherblickt, und sich von Allem zerstreuen und außer Fassung bringen läßt; für den, der ruhig immer vor die Füße sieht und genau den Tritten seines Führers folgt, ist nie etwas zu fürchten.

Aboni. Ich will Alles getreulich beobachten und dir auf der Ferse nachfolgen; führe mich nur.

Jetzt brachte der Hauswirth einen Schild, ein Schwert und einen Helm. Letztern setzte Hieron dem Aboni auf den Kopf und schnallte ihn unter dem Kinn fest, das Schwert gürtete er ihm an die Seite, und den Schild gab er ihm an den linken Arm; dann empfing Aboni noch einen starken Reisestab, unten mit einer Spitze versehen, womit man über Spalten in Felsen oder Eis, auch über Wassergräben sich hinschwingen konnte. Hieron nahm überdieß noch einen starken Bogen, einen großen Köcher voll Pfeile und etwas Nahrung nebst Arzneimitteln mit, um sich deren im Nothfall bedienen zu können. Ephes. 6, 10—18.

Nachdem sie so ausgerüstet waren, traten sie die Weiterreise an, wozu ihnen der Hauswirth allen Segen

wünschte. Anfangs führte der Weg eine abhängige Wiese hinab, dann aber wurde er sehr schmal, und es ging so steil abwärts, daß es Aboni ängstlich um's Herz wurde. Freilich strengte er sich an, immer nur starr vor seine Füße zu sehen, und sich genau an die Fußstapfen seines Führers zu halten; aber er konnte doch sich nicht enthalten, hie und da seitwärts zu schielen, und wenn er dann die Abgründe entdeckte, an deren Rand er hinwankte, so überfiel ihn ein Zittern und Beben. »Ach Hieron!« fing er endlich an, »ich ermatte, ich wanke, und kann keinen sichern Tritt mehr thun!« Dieser gab ihm eine Herzstärkung aus seiner Flasche, redete ihm freundlich zu, und sagte: »Sey getrost, lieber Aboni! bald sind wir unten, und dann wird's besser.« Es währte auch wirklich nicht lange, so wurde der Weg bequemer, und sie gelangten in ein schönes Wiesenthal, das sich weithin erstreckte, und an welchem die gebahnte ebene Straße hinlief.

Hier war es dem guten Aboni wohl, aber nun fing der Helm an zu drücken; um ihn ein wenig zu lüften, schnallte er ihn unter dem Halse los. Indem bemerkte er einen großen Adler, der nahe über ihm hin und her flog, und ehe er sich's versah, faßte dieser den Helm mit seinen Klauen, und flog damit in die Lüfte. Flugs nahm Hieron den Bogen, legte einen Pfeil an, und traf den Adler so gut, daß er seinen Raub fallen ließ und dann sterbend herunter flatterte. Aboni lief schnell herzu, holte den Helm, setzte ihn auf und schnallte ihn fest.

Hieron. Siehst du nun, wie vorsichtig man auf diesem Wege seyn muß? Matth. 20, 41.

Aboni. Der Helm drückte so sehr, daher wollte ich ihn etwas lüften; ich werde mich aber nun besser in Acht nehmen.

Gegen Mittag fing die Hitze an sehr lästig zu werden,

daher kehrten unsere Reisenden in einem einsamen, schönen Hause ein, das mehr einem Schloß, als einem Gasthof ähnlich war. Hier wurden sie freundlich aufgenommen; sie fanden da eine glückliche Familie, die sich vom Landbau nährte, und gegen alle Vorbeireisenden sehr gastfrei und wohlthätig war. Unsern beiden Pilgern wurde ein heiteres Zimmer angewiesen, aus welchem sie eine angenehme Aussicht über das Thal hin hatten; dahin brachte man ihnen auch ein wohlzubereitetes Mittagsmahl und einen kühlen, erquickenden Trunk. Während sie nun vergnügt auf einer Ruhebank beisammen saßen, und sich mit Speise und Trank erquickten, zog Hieron einen großen ledernen Beutel hervor, gab ihn Aboni, und sagte: »Den schnalle an deinen Gürtel, damit du ihn nie verlierst, und nun gebe ich dir hier drei Steine, die ich dir für dein behutsames Herabsteigen vom Berge zugedacht habe; da du aber mit dem Helme eine Unvorsichtigkeit begingst, so nehme ich einen wieder zurück, die übrigen zwei verwahre nun sorgfältig in dem Beutel.«

Aboni besah die Steine, sie schienen ihm so schlecht und von geringem Werth zu seyn; er sagte daher: »Ach, wie werde ich mit solchen Geschenken bestehen? Ich sah diesen Morgen eine Krone, daran waren Steine, die in allen Farben strahlten; nun sagte man mir, dieß seyen Juwelen, wie man sie dem König zum Geschenk bringen müsse. Verzeihe mir, Lieber! die Steine, die du mir gegeben, sehen so gering aus, und sind ohne allen Glanz.«

Hieron lächelte und versetzte: »Der Werth der Steine, die ich dir gebe, verhält sich genau wie der Werth der Handlungen, die du ausübst. Gräme dich deßhalb gar nicht. Es ist dem König nicht um die Geschenke selbst zu thun, denn er ist überschwänglich reich; er will nur daran erkennen, in wie fern man durch Gesinnung des

Herzens seiner Gnade und der Aufnahme in sein Reich sich würdig gemacht habe. Sey nur recht aufmerksam auf der Reise, damit du nicht strauchelst und dir kein Unglück zustößt; für das Uebrige laß mich sorgen.«

Aboni gab sich zufrieden, und als es anfing kühler zu werden, machten sie sich wieder auf den Weg.

Nach und nach wurde das Thal enger, und verlor sich in einen dunkeln Wald, wo der Weg kaum gebahnt und also übel zu finden war; zudem ging die Sonne unter und es fing an, immer finsterer zu werden, so, daß man endlich keine Hand mehr vor den Augen sehen konnte. Aboni wurde zaghaft und sagte: »Ach, Hieron, wie komme ich hier fort; ich kann dich ja nicht mehr sehen, geschweige den Weg!«

Hieron lispelte ihm zu: »Sey muthig und getrost, aber rede ja nicht laut, denn es sind Räuber in diesem Wald, auch fehlt es an wilden, reißenden Thieren nicht; indessen hast du nichts zu fürchten, wenn du nur im Wege bleibst und in Allem mir folgest.«

Kaum waren sie einige Schritte weiter gegangen, so sahen sie seitwärts mehrere Kerle um ein Feuer sitzen; diese, als sie die Tritte unserer Reisenden vernahmen, fuhren schnell auf und liefen auf sie zu. Leise sagte Hieron zu Aboni: »Stehe nur fest, halte den Schild vor, und fasse dein Schwert mit starker Hand!« Und nun drückte Hieron ein paar Pfeile unter den Haufen ab. Diese muthige Gegenwehr machte die Räuber stutzig, und sie wichen zurück; unsere Reisenden aber verfolgten weiter ihren Weg. Kol. 2, 8—9.

Nach etlichen Minuten Gehens hörten sie zur Linken ein leises, klägliches Winseln: es war der Ton eines weiblichen Wesens, das schwer leidet. Aboni fühlte sich be-

wegt. »Ach Hieron,« sagte er, »darf ich nicht sehen, wer da leidet? Vielleicht könnte ich helfen!«

Hieron. Dein Vorsatz ist sehr löblich; aber du darfst keinen Schritt vom Wege thun.

Aboni. Verzeihe, Freund! ich meine, wer einen Unglücklichen rettet, geht niemals irr, der Weg aber, der bei ihm vorüber führt, kann nicht der rechte seyn.

Hieron. Diese Antwort habe ich nicht erwartet. Du fängst deine Reise gut an, Aboni; jetzt aber folge mir. Das, was du hörst, ist die Stimme eines fürchterlichen Ungeheuers, das dich verschlingen würde, wenn du herzu nahtest. Matth. 23, 27. Sirach 19, 26—29. Ps. 61, 5. 63, 6. Luk. 12, 2.

Aboni. Das ist schrecklich; wie leicht kann aber da ein Reisender unglücklich werden!

Hieron. Darum muß auch jeder, der diese Reise mit Glück machen will, einen sichern Führer haben.

Aboni. Kann denn das Ungeheuer nicht kommen und uns anfallen?

Hieron. Nein; es hat nur über jene Macht, welche sich vom rechten Pfade verlocken lassen.

Ungeachtet der dichten Finsterniß setzten sie ihren Weg ziemlich schleunig fort; es währte aber nicht lange, so fühlte Aboni sich von hinten her umschlungen, und wurde auch gewahr, daß Jemand den Schild ihm zu entwinden suchte. Da faßte er mit der noch freien Rechten fester sein gutes Schwert, machte eine rasche Wendung, und führte einen so kräftigen Hieb nach seinem Feinde, daß dieser ächzend von ihm abließ.

Hieron. Du hast dich brav gehalten, lieber Aboni!

Aboni. Ich wüßte eben nicht, daß ich da etwas Sonderliches gethan hätte.

Hieron. Desto besser; aber gib wohl Acht, ich

sehe da etwas kommen, das uns zu schaffen machen wird.

Und mit fürchterlichem Brüllen trabte ein grimmiger Löwe heran, und richtete sich dann plötzlich auf, um Hieron mit seinen ausgebreiteten Vorderklauen zu fassen. Dieser trat etwas zurück, Aboni aber zückte blitzschnell sein Schwert, und hieb dem Löwen mit einem gewaltigen Streich die beiden Vordertatzen ab. Die Bestie sank zusammen und die Reisenden gingen weiter. 1. Petr. 5, 7 ꝛc.

Hieron. Aber Aboni, du bist ein gewaltiger Mensch! Wie kommst du zu dieser Tapferkeit?

Aboni. Freund, ich wundere mich über deine Frage. Ein Hirte, der in der Wüste hütet, hat mit Räubern und wilden Thieren gar oft zu thun, und stählt im Kampfe mit ihnen Arm und Muth. — Aber ich werde auf einmal so müde und schläfrig; dieß fürchte ich mehr, als alle Räuber und Ungeheuer...

Hieron. Halte dich nur eine kleine Zeit noch munter, bald sind wir in der Herberge.

Nach und nach überfiel aber den guten Aboni eine solche Ermattung, daß er anfing in die Knie zu sinken und zu straucheln. Hieron bemerkte es, er suchte ihn also zu ermuntern, faßte ihn unter dem Arm und unterstützte ihn. Plötzlich erhielt Aboni einen derben Schlag über den Kopf, daß er taumelte, indeß schützte ihn der Helm vor weiterem Schaden. Aber aller Schlaf war vergangen, und mit einem gewaltigen Hiebe trieb Aboni den neuen Feind in die Flucht.

Nach etwa einer Viertelstunde kamen die beiden Wanderer an eine hohe Mauer, in welcher ein verschlossenes Thor war. Hier zog Hieron eine Glocke. Bald fragte eine Stimme innen: »Wer seyd ihr?« »Nach

Aetherion Reisende!« lautete die Antwort. Jetzt ward die Pforte geöffnet, und der Pförtner, ein gar sanfter und freundlicher Mann, führte die Pilger in einen Saal, wo der Herr des Hauses mit seiner Familie saß und sie auf's liebreichste empfing. Bald wurden nahrhafte Speisen und Getränke aufgetragen, die den Ermatteten trefflich schmeckten.

Nun erkundigte sich der Hausvater, ob ihnen im Walde keine Gefahren aufgestoßen? Hieron erzählte Alles, und vergaß nicht, das Lob seines Reisegefährten zu verkündigen. Dieser aber fiel ihm mit den Worten in die Rede: »Lieber Freund, erzähle doch durchaus nichts von mir, das sind ja lauter Kleinigkeiten. Wenn sich meine Geschenke verhalten wie der Werth meiner Handlungen, so werde ich übel aufgenommen. Aber ich rechne auf die Gnade des Königs; wenn du ihm sagst, daß ich immer gethan, was ich konnte, so wird er ja barmherzig seyn, und mir irgendwo ein Plätzchen anweisen, wenn es auch gering ist.«

Als sie des andern Morgens beim Frühstück saßen, zog Hieron sieben Steine hervor und sagte: »Aboni! nimm diese Steine und verwahre sie wohl, sie sind dir Zeugen deines Wohlverhaltens am gestrigen Tage.« Aboni nahm sie traurig an und erwiederte: »Ach, wie schmutzig und dunkel sehen sie aus! Aber ich weiß es wohl, daß ich keine bessern verdiene.« Hieron antwortete: »Sey ruhig und erfülle nur immer deine Pflicht; für das Uebrige laß mich sorgen.«

Nun nahmen die Reisenden Abschied von ihrem freundlichen Wirthe, und begaben sich wieder auf den Weg. Die Witterung war sehr schön, der Weg bequem und allmählich aufwärts führend. Frohen Sinnes wandelten die beiden Pilger, und unterredeten sich freundlich, Hand in

Hand, miteinander. So waren sie endlich auf eine Höhe gelangt, von wo man eine unbeschreiblich herrliche Aussicht genoß. »Jetzt nimm dich in Acht,« fing Hieron bedeutend an, »denn eben dieser schöne Weg ist einer der gefährlichsten. Du darfst wohl Blicke in die weite schöne Natur thun; aber du mußt ja nicht vergessen, dabei immer vor die Füße zu schauen, und keinen Schritt still stehen.«

Aboni. Ich begreife nicht, wie hier Gefahr seyn kann! — Unterrichte mich doch, Lieber! worin sie besteht, damit ich mich hüten kann.

Hieron. Du hast wohl die schöne Burg auf dem Hügel vor uns gesehen? Aber blicke ja nicht wieder hin!

Aboni. Ja, ich sah sie, und wollte dich eben fragen, wer da wohne?

Hieron. Ich will dir die ganze Beschaffenheit erzählen. Auf dieser Burg wohnt ein sehr reicher und mächtiger Edelmann, der ein Todfeind unsers Königs ist, und daher Alle, die nach Aetherion reisen, mit List zu fangen und dann zu seinen Sklaven zu machen sucht. Da er aber keine Gewalt brauchen darf, (denn das würde ihm übel bekommen,) so bedient er sich folgenden Mittels: Allenthalben läßt er längs dem Weg ein kleines, kaum zu bemerkendes Kraut pflanzen, welches sehr stark und angenehm riecht. Kol. 2, 8—9. 1. Joh. 4, 1—5.

Aboni. Den Geruch habe ich schon bemerkt.

Hieron. Wer nun still steht, um den Geruch recht zu genießen, oder gar das Kraut aufsucht und abbricht, den überkommt ein Schwindel, dann eine Betäubung und Ohnmacht; er fällt nieder, und da immer Wachen ausgestellt sind, so wird ein solcher Unglücklicher bald entdeckt und alsdann auf die Burg gebracht. Aber auch schon langsam gehen ist gefährlich, denn der in größerer Menge eingeathmete, Manchem nur zu angenehme Ge-

ruch verursacht die langwierigsten und schmerzlichsten Krankheiten.

Aboni. Das ist schrecklich! O laß uns eilen, daß wir den Wirkungen dieses entsetzlichen Krautes entkommen!

Nach einer halben Stunde gelangten sie an einen ziemlich starken Bach, über den eine schmale Brücke führte. Hieron ging voran, Aboni aber fing an zu schwanken. »Ach Freund! hilf mir, ich schwindle — das verwünschte Kraut hat mir den Kopf eingenommen.«

Hieron. Bücke dich zur Erde und schließe die Augen, so wirst du glücklich herüberkommen.

Aboni folgte diesem Rath, und so gelang es ihm; indeß taumelte er wie ein Trunkener hin und her, daher ihn sein Begleiter oft aus seiner Flasche stärken mußte, bis ihm der Schwindel nach und nach verging.

Von hier an war der Weg wieder eben und bequem, daher beflügelten auch die beiden Pilger ihre Schritte, so, daß sie an diesem Tage noch eine große Strecke zurücklegten. Gegen Abend gelangten sie auf ein schönes fruchtbares Feld, das allenthalben angebaut war, und auf dem viele Menschen thätig waren und arbeiteten. »Wer sind wohl diese fleißigen Leute?« fragte Aboni.

Hieron. Sie sind im Dienste unseres Königs; denn der große schöne Meierhof dort auf der Höhe gehört Ihm, wir werden da übernachten.

Aboni. Was sagst du, Freund? Sind wir denn schon so weit, — so nahe dem Gebiete des Königs?

Hieron. Noch nicht so nah dem eigentlichen Gebiet; aber es gehört ja Alles, was wir gesehen, unserm großen König, und alle Guten sind in seinem Dienste, wenn sie auch noch nicht in Aetherions Gefilden wallen, und noch zu kämpfen haben mit Aufrührern und andern bösen Menschen.

Aboni. Warum vertilgt Er aber die Aufrührer und Uebelthäter nicht?

Hieron. Das wird Er zu seiner Zeit gewiß thun; jetzt hat Er aus weisen Ursachen noch Geduld mit ihnen. Matth. 13, 24 ꝛc. — Aber laß uns eilen, damit uns die Nacht nicht überfalle.

Sie stiegen die Höhe hinan, und als sie zur Pforte des Meierhofes hineinschritten, erglänzte solche eben purpurn im letzten Strahl der untergehenden Sonne. Der Meier, ein sehr stattlicher Mann, nahm unsere Reisenden freundlich auf, und erkundigte sich sofort bei Hieron, wer sein Begleiter sey? Dieser erzählte mit den besten Lobsprüchen Abonis Geschichte, so, daß der Meier mit freudigem Lächeln letzterm die Hand drückte und sagte: »Sey mir willkommen, lieber Fremdling! Halte nun auch redlich aus, und vollende deine Reise so vorsichtig und getreu, wie du sie angefangen; du ahnest nicht, welch ein Glück dann auf dich wartet.«

Hieron. Für dein heutiges schönes und muthiges Betragen lege ich hier einige große Steine in deinen Beutel.

Aboni. Ach, daß sie immer noch so dunkel und farblos sind!

Am Morgen des folgenden Tages führte Hieron seinen Freund an's Fenster. »Siehst du dort,« sagte er mit zärtlichliebreicher Stimme, »das Land Aetherion? Bald, bald ist es erreicht!«

Aboni. Ach wie unaussprechlich herrlich! — Welche glänzenden Städte, welche üppigen Fluren! — Ach wären wir schon dort! 1. Joh. 3, 2. 1. Kor. 13, 9.

Hieron. So wollen wir denn die Weiterreise antreten. Du wirst freilich noch schwere Proben auszuhalten haben, ehe du am Ziele bist; aber sorge nicht! Folge nur treulich meinem Rath, so hast du nichts zu fürchten.

Mit warmem Dank und Händedruck schieden sie von dem Meier, und schritten rüstig fürbaß. Dem Aboni war so innig wohl, daß er mit heller Stimme Freudenlieder sang und oft laut aufjauchzte. Kaum hatten sie jedoch eine Stunde zurückgelegt, als sie an einen steilen Abhang kamen, den sie hinabsteigen mußten. Hier war der Weg dermaßen schlüpfrig, daß Aboni immer ausglitschte und in Gefahr war, in den Abgrund zu stürzen, der zur Linken gähnte; er nahm sich zwar sehr in Acht und bediente sich fleißig seines Reisestabs, allein die Gefahr war doch so groß, daß er anfing zu zittern und zu zagen, und seinen Freund um Rath und Hülfe bat. Hieron redete ihm freundlich zu, empfahl ihm Vorsicht, und faßte ihn dann an der Hand, ihm vollends hinab zu helfen, welches denn auch endlich, wiewohl mit großer Angst und Mühe, gelang. Indessen war nicht viel damit gewonnen; denn nun mußten sie durch ein sehr enges und tiefes Thal wandern, von dem man das Ende nicht sah, und was noch das Schlimmste war, es hatte sich ein düsterer, stinkender Nebel hinein gelagert, man konnte kaum Athem holen. Hier wehte kein erquickendes Lüftchen, und wenn Aboni nur ein paar Schritte zurück blieb, sah er weder Weg noch Begleiter mehr; er faßte letztern also hinten am Kleide, und aller Müdigkeit und Betäubung ungeachtet, schritt er wacker fort, so, daß sich Hieron innig seiner freute. Endlich gegen Mittag kamen sie heraus in's Freie. Hier fanden sie nun wieder einen königlichen Meierhof. Die Gegend umher war entzückend schön, und ein erquickender Ostwind wehte von Aetherion herüber; hier fand man auch schon Gewächse, die aus jenem Lande hieher verpflanzt waren und auch ziemlich wohl gediehen. Hieron faßte seinen Freund Aboni freundlich an der Hand, und führte ihn langsam zu der fried-

lichen, schönen Wohnung, die nicht fern von ihnen am Wege stand.

Der Meier, der hier wohnte, war noch reicher und vornehmer als der, der sie vorige Nacht bewirthet hatte; er freute sich ihrer Ankunft, und erkundigte sich ebenfalls nach Aboni. Als er nun von Hieron alles Gute von ihm hörte, umarmte und küßte er ihn. Aboni aber klagte wieder über seine Steine, über sein geringes Herkommen, und über seine Armuth. Der Meier tröstete ihn mit den Worten: »Diese Gesinnung ist dem Könige weit lieber, als alle deine Steine; sey darum unbekümmert und fröhlichen Sinnes.« Dann führte er ihn nebst Hieron zur Mittagstafel, wo sie eine große Anzahl Gäste fanden, die alle die beiden Pilger sehr liebreich empfingen, und besonders Aboni mit der innigsten Freundschaft umarmten. Dieser labte sich mit Speise und Trank, und fand sich bald so gestärkt, daß er seinen Führer bat, die Reise nun wieder fortzusetzen.

Auf einmal aber trat einer von der Grenzwache des Königreichs herein. Nachdem er Alle durchdringend angesehen hatte, blieb sein drohendes Auge auf Aboni haften; dann winkte er ihm, schnell zu folgen. Röm. 5, 12.

Aboni erschrak, doch faßte er sich schnell wieder, besonders als Hieron sagte: »Jetzt, lieber Aboni! mußt du den letzten sauern Gang gehen, du wirst nach Aetherion abgefordert; aber sey getrost, ich verlasse dich nicht! Halte dich nur immer fest an mich, damit du mich nicht verlierst; dieser Mann wird uns begleiten, und uns den Weg führen, der für dich der schicklichste ist. Hier hast du noch einige schöne Steine für dein heutiges Betragen.«

Nun winkte der ernste Führer vorwärts. Hieron ging voran, Aboni folgte, und der Führer ging zu hinterst; er trieb aber zu so strenger Eile, daß Aboni gänz-

lich ermattete und nicht mehr fort konnte. Hieron gab ihm oft eine Herzstärkung aus seiner Flasche; allein Müdigkeit und Kummer drückten ihn dergestalt, daß ihn der Führer endlich auf seinem Rücken vollends den Berg hinauf trug. Während dem klagte er immer über seine Steine und über sein geringes Herkommen, und dann fiel ihm auch sein Kleid ein: »Ach!« sagte er, »mit diesem Kleid soll ich vor dem König erscheinen, und es ist auf der weiten Reise gar so schmutzig geworden. Nein, ich kann nicht gnädig aufgenommen werden!«

»Dafür laß mich sorgen,« versetzte Hieron mit liebreicher Stimme, »fasse nur Muth! Bald hast du den letzten Berg erstiegen, und dann wirst du unaussprechlich glücklich seyn.« Indem Hieron noch redete, waren sie droben. Hier thürmte sich ein hoher und steiler Fels empor, unten in demselben sah man die Mündung einer Höhle, die voll Wasser war, und vorn in der Mündung war ein kleiner Nachen, worin ein Schiffer saß, der Aboni freundlich winkte, aber ein schreckliches Aussehen hatte. Aboni entsetzte sich und bebte vor dem Fischer und seinem Nachen zurück, aber der Führer faßte ihn mit starkem Arm und brachte ihn in's Fahrzeug. Hieron setzte sich zu ihm und sprach: »Nur noch diesen kurzen Weg! Bald kommen wir auf der andern Seite heraus, und dann wirst du dich mit nie empfundener Freude freuen.« Aboni hörte dieß noch, aber nun überkam ihn eine Ohnmacht, und aus dieser fiel er in einen sanften Schlaf. Während dem kamen sie durch den Berg. Da zogen ihm der Schiffer und der Führer sein schmutziges Kleid aus, überreichten es Hieron, brachten Aboni in eine schöne Ruhekammer, und kehrten dann auf ihren Posten zurück. Offenb. 14, 13.

Bald erwachte Aboni. Er fand sich wohl, und jugend-

lich gestärkt. Vor seinem Bette stand Hieron, der nun auf einmal Schleier und Mantel ablegte, und mit himmlischem Lächeln auf Aboni hinblickte.

Mit freudigem Schreck sah dieser einen glänzenden Engel. Er faltete die Hände in einander und rief: »Mein Herr und mein Gott, hast Du mich eines solchen Führers gewürdigt? Wie kann ich Dir es danken? — Aber du bist nun mein Hieron nicht mehr, wer bist du denn?«

»Ich bin einer von den Boten Gottes, die seinen Thron umgeben; mein Beruf ist, Menschen glücklich zu machen, und darin fühle ich meine Würde und meine Seligkeit.«

Hierauf zog er Abonis schmutziges Kleid hervor und besprengte es mit einer blutrothen Flüssigkeit, die es alsofort wie ein Lichtstrahl durchdrang und alle, auch die kleinsten, Feckchen tilgte, so daß das Kleid einen überirdischen Glanz bekam. So mußte es nun Aboni anziehen, dessen Brust himmlische Freude durchdrang. »Aber nun meine Steine!« sagte er mit trauriger Miene.

Lächelnd und schweigend nahm sein Schutzgeist einen großen krystallenen Becher, füllte ihn mit der blutrothen Flüssigkeit, warf dann einen Stein nach dem andern hinein, und wie er sie wieder herauszog, strahlten sie in so herrlichem siebenfarbigen Glanze, daß ihn sterbliche Augen nicht ertragen konnten. Aboni jubelte hoch auf und sagte: »Wie komme ich armer, unwürdiger Hirtenjunge zu solcher Ehre und Herrlichkeit? Offenb. 3, 5. Ich darf meine Augen vor Beschämung nicht aufheben.«

Der Engel antwortete: »Eben diese Gesinnung bewegt mich, dir noch ein besonderes Geschenk zu machen.« Damit zog er ein prächtiges Diadem von orientalischen Perlen hervor, setzte es ihm auf sein Haupt und sprach: »So ausgerüstet darfst du nun vor dem König erscheinen; Er

wird dich sehr gnädig empfangen und dir eine Seligkeit gewähren, wie keines Menschen Verstand sie sich denken kann. Jetzt komm'; wir wollen zu seinem Throne eilen, und Ihm für Seine überschwängliche Gnade ewigen Dank opfern.« Offenb. 21, 4 — 5.

Liebe Leser, könnt ihr dieß Räthsel errathen? — in allen seinen Theilen errathen? — Einige Fingerzeige gab ich euch aus der heiligen Offenbarung. — Wohl dem, der auf gleicher Reise begriffen! Selig, der sie wohl vollbringt! Auch ihn wird dann ein Engel einst schmücken mit dem Perlendiadem, und ihn führen zum Throne des himmlischen Königs, um ewiglich anzubeten. — Glückliche und gesegnete Reise! Pred. 12, 13. Matth. 7, 24 — 28. 2. Thessal. 2, 15 — 18.

39.

Eduard Heister.

Schon neigte sich die Sonne zum Untergehen, als Eduard Heister aus dem Walde bei B. hervortrat, um sich noch einmal durch den Anblick der schönen Gegend zu erheitern, in der er so manche stille Freuden im Schooße der Natur genossen hatte, und dann auf immer von ihr Abschied zu nehmen.

Fürchterlich war der Kampf gewesen, den er mehrere Stunden lang im finstersten und entlegensten Dickicht des Waldes, sich selbst und seinem Schmerz so ganz überlassen, gekämpft hatte. Mehrere Plane und Entwürfe waren durch seinen Kopf gegangen, von denen einer den andern verdrängte.

Eduard hatte bisher eine Commisstelle in der R.schen Handlung in L. bekleidet. Schon früh hatte sich ihm die Ueberzeugung aufgedrungen, daß er in diesem Hause nicht am rechten Platz stehe. An Sittlichkeit und Religiosität von Jugend auf gewöhnt, war ihm das leichtfertige Wesen, das hier herrschte, durchaus zuwider. Am meisten beleidigte sein inneres Gefühl die Lebensart des ungerathenen Sohnes, der sich nicht scheute, mit diebischen Griffen in die Handlungskasse und andern schlechten Mitteln seine Ausschweifungen und ungeheuern Verschwendungen zu decken, und auf diesen traurigen Irrwegen durch die Sorglosigkeit des Vaters leider mehr und mehr bestärkt wurde. Gern wäre unter solchen Umständen Eduard geschieden; aber arm und ohne jeglichen Zufluchtsort, mußte er eben aushalten, bis eine andere Versorgung sich zeige. Er blieb, und der gute Engel des Hauses schien mit ihm zu bleiben. Mit strenger Gewissenhaftigkeit erfüllte er jede seiner Pflichten, und betrachtete es als seine schönste Aufgabe, wenigstens so weit er's vermochte den Verfall der Handlung abzuwenden. Doch heiße Prüfungen sollten über ihn ergehen und das schwärzeste Loos für seine Pflichttreue ihm werden.

Bei dem festen Grundsatz, den er angenommen hatte, immer rechtschaffen zu handeln und sich nie zu einem Werkzeuge der Ungerechtigkeit hinzugeben, sah er sich oft genöthigt, die gewissenlosen Anträge Wilhelms, so hieß der Sohn des Hauses, von sich abzuweisen; dieser erblickte daher in ihm seinen Feind, den er so bald als möglich, als einen lästigen Aufseher, aus dem väterlichen Hause zu verdrängen suchte. Von allen denen, die mit ihm zu gleicher Zeit auf dem R.schen Comtoir, war keiner, dem Eduard mit Zuverlässigkeit sich anvertrauen konnte. Die meisten waren auf Seite des verwilderten Sohnes, und ließen sich zur Theilnahme an seinen liederlichen Streichen

bereit finden; und die andern waren zu engherzig und furchtsam, um es mit dieser mächtigeren Partei zu verderben.

Eine Seele war jedoch im Hause, die Eduard seines unbeschränkten Zutrauens würdig hielt, und an die er sich mit ganzer Zuneigung anschloß: Anton, seit vielen Jahren Markthelfer hier, und einer der ehrlichsten Menschen. Welche Freude war es für diesen biedern Alten, an Eduard einen jungen Mann zu finden, der sich so gänzlich von den jungen Leuten dieser Zeit, über deren unbesonnene Streiche er nur zu oft den grauen Kopf schütteln mußte, durch sein gesetztes Wesen unterschied, sich so freundlich zu ihm herabließ, stundenlang mit ihm nach dem Feierabend plauderte, Sonntags so regelmäßig die Kirche besuchte, und da mit ihm aus einem Buche sang! Da er so viele Jahre im R.schen Hause schon lebte, und bei allen Veränderungen in demselben seinen Posten ehrenvoll behauptet hatte, so genoß Anton ein gewisses Ansehen, ja selbst der Sohn des Hauses, den er vor nicht langer Zeit noch du hieß, weil er ihn als Knaben auf den Armen getragen, mußte ihm Achtung erweisen, und sich von ihm manche derbe Wahrheit sagen lassen. »Ich danke es dem lieben Gott,« sagte der gute Alte einst zu Eduard, wobei er ihm treuherzig die Hand schüttelte, »daß er Sie in unser Haus geführt: denn schon fing ich an zu zweifeln, ob es noch einen tugendhaften, gottesfürchtigen Jüngling in der Welt gebe. Seit langen Jahren hat sich wenigstens keiner in unserm Hause sehen lassen, und wenn auch zuweilen einer noch mit ein bischen Religion eintrat, so wurde er gar bald von dem Leichtsinn der Uebrigen angesteckt und zu liederlichen Streichen verleitet. Sie, lieber Eduard, haben mir wieder Glauben an jugendliche Frömmigkeit und Tugend beigebracht. Bleiben Sie ja bei

Ihren edlen Grundsätzen! Vielleicht sichern sie noch eine Zeitlang durch Ihre Redlichkeit das Glück dieses Hauses: ich fürchte, ich fürchte, es nimmt kein gutes Ende! Der gottlose Wilhelm wird seinen Vater noch in Jammer und Noth bringen; und der alte Vater ist mit Blindheit geschlagen. Machen Sie Sich der Sünde nicht theilhaftig. Können wir's nicht hindern, so wollen wir's doch nicht befördern. Kommt er ja, der gefürchtete Anfall, so haben wir doch unser Gewissen rein erhalten. Sehen Sie, mein Kopf ist schon grau; der Ihrige wird's auch einmal. Gott gebe, daß wir mit Ehren graues Haar tragen und in's Grab nehmen.«

In welcher Verblendung auch der alte R. den Ausschweifungen seines Sohnes gegenüber befangen war, so war er doch zu sehr Geschäftsmann, daß er nicht den Verfall seines Hauses und die Verminderung seiner Einkünfte hätte bemerken sollen; aber er suchte die Ursachen davon nicht da, wo er sie hätte suchen sollen, sondern in äußerlichen Ursachen, und tröstete sich mit der allgemeinen Klage, daß der Handel nicht mehr so blühend, wie vormals sey, — und daß man jetzt eben selten ehrliche Leute finde, denen man die Handlungsgeschäfte mit Zuversicht anvertrauen könne.

Dieser Mangel an Zutrauen zu seinen Untergebenen hatte sich vorzüglich in seinem Herzen festgesetzt, und war mit gutem Vorbedacht von Wilhelm genährt worden. Schon mehrmals war es diesem gelungen, dadurch Solche aus dem väterlichen Hause zu verdrängen, die seinen Absichten zuwider waren; einige hatten freilich auch den Verdacht durch später erwiesene Untreue bestätigt. Und so konnte selbst Eduard bei aller seiner Redlichkeit es nicht dahin bringen, das nun einmal so tief eingewurzelte Mißtrauen aus dem Herzen seines

Herrn zu verbannen: auch der beste Mensch handle nicht immer redlich und gewissenhaft.

Ob nun gleich Eduard im Bewußtseyn treuer Pflichterfüllung Beruhigung fand den Gesinnungen seines Prinzipals gegenüber, so besaß er doch zu wenig Menschenkenntniß und Klugheit, sich in einer so mißlichen Lage zu halten. In der Zuversicht, daß er bei seiner Rechtschaffenheit allen Stürmen Trotz bieten könne, merkte er die Gefahr nicht, die schon über seinem Haupte schwebte, und blieb sorglos und unbekümmert, während Wilhelm, dem er einen solchen Grad von Bosheit nicht zutraute, seinen Fall bereitete, und ihn in den schwärzesten Verdacht bei seinem Vater zu setzen wußte.

Schon einige Male hatte dieser, wie es nicht anders möglich war, bedeutende Defekte in der Kasse bemerkt. Sein Sohn, dem er diese Bemerkung mitgetheilt, heuchelte das schmerzlichste Erstaunen, wie es möglich sey, daß Menschen so treulos an ihm handeln, und seine Güte so mißbrauchen könnten. Er sey doch so freigebig gegen seine Leute, gebe ihnen so ansehnliche Gehalte, und doch begnügten sie sich damit nicht. Da sey Eduard; der habe kaum einen Rock auf dem Leibe gehabt, als er in die Handlung gekommen, und jetzt sey er so gut gekleidet, und führe einen so vollen Beutel in der Tasche, daß er sich nicht getraue, neben ihm in Gesellschaft aufzutreten. Obgleich der Zunder des Mißtrauens schon im Herzen des Alten lag, so wollte doch der Funke der Verleumdung anfangs nicht treffen; aber er wurde zu oft durch giftigen Hauch angefacht, als daß er nicht endlich hätte Feuer fangen sollen. Durch ein unerhörtes Bubenstück brach er in volle Flammen aus.

Es war an einem Sonntagmorgen, als Eduard seiner Gewohnheit nach mit Anton in die Kirche gegangen war. Während er sich hier von neuem in den christ-

lichen Grundsätzen der Tugend stärkte, führte Wilhelm seinen Vater auf die Stube, die Eduard so eben verlassen hatte. Auf dem Tische lag noch ein christliches Erbauungsbuch aufgeschlagen. »Sehen Sie hier den Frömmling! Werden Sie es glauben, welch eine schwarze Seele er mit der heuchlerischen Miene verbirgt? Aber der Betrüger hat sich selbst verrathen. Er hat vergessen den Koffer zuzuschließen; da sehen Sie!«

Er öffnete den Koffer, und zog unter einigen Kleidungsstücken eine Rolle Geld hervor, die er, der arglistige Bösewicht, kurz zuvor dahin versteckt hatte, und die der Alte, aus bestimmten Münzsorten, für sein entwendetes Eigenthum erkannte. Sogleich mußte ein öffentlicher Beamter nebst einem Notar und Zeugen herbeigerufen werden, um, im Falle Eduard den Diebstahl leugnen würde, ihn gerichtlich zu überführen. —

Unbefangen und ruhig, wie jeder, der sich keines Verbrechens bewußt ist, und voll innerer Zufriedenheit mit sich selbst, kehrte Eduard von dem Orte, wo er sich vor Gott seinem Herrn und Richter geprüft hatte, nach Hause zurück. Da kündigte ihm sofort ein Bedienter an, daß er unverzüglich in das Comtoir kommen solle.

Ohne allen Argwohn trat er ein, nur befremdete es ihn, hier eine so ansehnliche Versammlung anzutreffen, deren Blicke mit einem sonderbaren Ausdruck auf ihn sich richteten. Sämmtliche Anwesende hatten in einem Kreise auf Stühlen Platz genommen, so daß Eduard beim Eintritt vor sie wie zu einem Verhör treten mußte. Sein Gruß wurde nicht erwiedert; alle blieben mit einem feierlichen Ernste sitzen: endlich unterbrach der Herr des Hauses die minutenlange Stille durch die förmliche Anklage Eduards, als eines untreuen Menschen, der ihm verschiedene Geldsummen unterschlagen habe, wobei er ihn aufforderte,

die Wahrheit frei zu gestehen, damit er nicht genöthigt wäre, die Obrigkeit zu Hülfe zu nehmen.

Unerwarteter hätte dem guten Eduard nichts kommen können; einen Augenblick stand er sprachlos vor Staunen über diese Begegnung und Anschuldigung, aber bald faßte er sich wieder. Er vertheidigte seine Unschuld mit Festigkeit, und erbot sich, vor jedes Gericht zu treten.

»Was wollen Sie leugnen?« donnerte ihm der Beamte entgegen. »Der Diebstahl ist offenbar; Sie selbst wurden das Werkzeug der Entdeckung, indem Sie vergaßen Ihren Koffer zuzuschließen.«

Man begleitete ihn, auf sein Verlangen, nach seinem Wohnzimmer. Hastig eröffnete er den Koffer, und alsbald fiel ihm die Rolle Geld in die Hände. Der Schreck machte ihn auf einige Augenblicke sprachlos, aber mit einem Blick, der mehr als Worte sagte, faßte er sogleich Wilhelm in's Auge, der bei dem ganzen Auftritte sich das Ansehen zu geben suchte, als könne er ihn solcher Untreue nicht fähig halten.

»Nun, was haben Sie noch zu ihrer Rechtfertigung?« sagte der Beamte, ihm höhnisch in's Gesicht lachend.

Eduard (mit einem festen Blick zum Himmel). Gott und mein Gewissen! Auch hoffe ich in einem Staate zu leben, wo der Rechtschaffene nicht ungehört und willkürlich unterdrückt wird. Ich werde mich zu vertheidigen wissen.

Beamter. Sie sind bereits überführt. Diese Zeugen hier sind redliche Bürger, und die Sache ist durch mich so gut als obrigkeitlich untersucht. Sie wissen doch, wer ich bin? —

Eduard befand sich in einer schrecklichen Lage. So fest er anfangs entschlossen war, seine Unschuld öffentlich vor Gericht zu bezeugen, und sich der strengsten Untersu-

chung zu unterwerfen; so merkte er doch, daß bei gegenwärtiger Sachlage, wenn der Ausgang auch noch so gut für ihn wäre, er doch immer im Verdacht und seine äusserliche Ehre gekränkt bleiben würde. In diesen Gedanken wurde er durch die Aeußerungen der Gegenwärtigen immer mehr bestärkt, und dadurch in eine solche Aengstlichkeit versetzt, daß er am Ende mit Freuden den Vorschlag annahm, den ihm sein Herr mit der Miene von Großmuth und Schonung that: er möge sich von Stund an aus dem Hause entfernen, und sein Glück anderswo versuchen wenn er hinsichtlich seines Gewissens sich solches getraue.

Mit dieser Erklärung verließ die Versammlung das Zimmer. Sich selbst und seinem Schmerz überlassen, sank Eduard auf den nächsten Stuhl, raffte sich jedoch nach eingen Augenblicken wieder auf, fiel auf seine Knie nieder, und betete mit thränenerstickter Stimme: »Vater im Himmel, Du kennst mein Herz und weißt um alle meine Handlungen. Sey Richter zwischen mir und ihnen! Entziehe mir nur Deine Gnade nicht!« Dieses kurze Gebet hatte ihn wunderbar gestärkt. Er stand auf, warf seinen Ueberrock um, ergriff seinen Stock, und verließ dann mit einer Eilfertigkeit das Zimmer, als befürchte er den Einsturz desselben. Als er von Herrn R. Abschied nahm, und ihm den Schlüssel seines Koffers überreichte, sprach er: »Ich hoffe ihn einst als Gerechtfertigter wieder aus Ihrer Hand zu empfangen; bis dahin bewahren Sie ihn wohl. Mögen Sie Sich, so oft Sie ihn sehen, an das Unrecht erinnern, das sie einem Unschuldigen angethan.« Herr R., dem der Ton dieser Worte doch wohl das Herz etwas erschüttern mochte, wollte ihm einige Goldstücke mit auf den Weg geben, die Eduard aber ausschlug. Gern hätte er noch Anton die Hand zum Abschiede gereicht, dieser war jedoch im Augenblick auswärts.

So von allen Menschen verlassen, an der empfindlichsten Seite seines Herzens verwundet, ohne Freunde, ohne Geld, außer dem wenigen, das er eben bei sich trug, und ohne jegliche Aussicht, verließ Eduard die Stadt, und eilte dem nahen Walde zu, wo wir ihn zu Anfang dieser Erzählung fanden, um sich da zu sammeln, und auf Mittel zu denken, aus dieser traurigen Lage herauszukommen.

Eben wollte er den Weg zu einem fernen Verwandten einschlagen, um durch seine Vermittlung vielleicht eine andere Stelle zu erhalten, als plötzlich eine bekannte Stimme ihm zurief: »Bester, liebster Herr Heister! habe ich Sie endlich gefunden!«

Es war Freund Anton, in dessen ausgebreitete Arme sich Eduard warf. An einer menschlichen Brust ruhend, fühlte er, wie die stürmische Schwere seines Kummers wich, und die ersten Thränen brachen aus seinen Augen. »So bin ich doch nicht von aller Welt verlassen! Guter Anton! du der Einzige, der mir als ein freundlicher Engel erscheint!«

Anton. Was machen Sie für Streiche, Eduard! So aus dem Hause zu geh'n und einen ganzen Tag mich Sie suchen lassen! Gott! was habe ich Ihretwegen Angst ausgestanden! Fühlen Sie nicht, wie ich am ganzen Leibe zittere?

Eduard. Rechne mir nicht zu, was die Schuld meiner Feinde ist. Ach Anton, ich habe schrecklich gelitten! An meiner Ehre auf's empfindlichste gekränkt, habe ich keinen Vertheidiger, als Den dort Oben!

Anton. Wenn Sie nur Den haben; seyen Sie getrost und kommen Sie augenblicklich mit mir zurück. Meinen Sie denn, es gebe keine Gerechtigkeit mehr auf Erden? Eduard, ich setze meinen alten Kopf zum Pfande: Sie müssen Genugthuung erhalten.

Eduard. Ich kann nicht zurückkehren. Wenn ich mich auch rein von aller Schuld fühle, so ist Rückkehr doch unmöglich — aus mehr als einem Grunde. — Ich gehe, so weit mich meine Füße tragen. Lebe wohl, guter Anton, und rette, so viel du kannst, meinen ehrlichen Namen.

Anton. Ohne Sie, bester Eduard, thue ich keinen Schritt wieder in's R.sche Haus, das habe ich feierlich erklärt. O ich habe dem alten und jungen Herrn bittere Wahrheiten gesagt! Sie sind nicht werth, daß ein ehrlicher Mann unter ihrem Dach verweile, das habe ich ihnen gesagt, und dem alten Herrn den Kopf so warm gemacht, daß er nicht weiß, was anfangen. Kommen Sie nur zurück!

Eduard. Hast du den Auftrag von ihm selbst, mich zurück zu bringen?

Anton. Das eben nicht, aber —

Eduard. Nun so laß mich, lieber Anton. Ich werde mich diese Nacht und vielleicht noch kommenden Morgen in dem nächsten Meierhofe aufhalten; da kannst du mich wieder finden.

Anton. O ich kenne Sie! Mit dem kommenden Morgen sind Sie auf und davon. Sie wissen schon, daß Sie in der Welt fortkommen. Aber was soll ich anfangen?

Eduard. Gott vertrauen und rechtschaffen auch mitten unter bösen Menschen bleiben!

Anton. Ich habe es lange genug ausgehalten. Ich mag mich auch nicht unter den Trümmern dieses Hauses begraben lassen. Glauben Sie mir, es dauert gewiß nur kurze Zeit noch!

Eduard. Gott wird schon weiter für dich sorgen. Lebe wohl, guter Anton! Vergiß deinen Freund nicht!

Anton. Ich Sie vergessen? Ach, in jedem Gebete werde ich Ihrer gedenken!

Eduard. Wäre ich nur im Stande, dir deine Freundschaft zu vergelten!

Anton. Wenn Sie denn bei Ihrem Vorsatz bleiben, so nehmen Sie dieß Wenige als ein kleines Zeichen meiner Liebe zu Ihnen an; vielleicht können Sie es brauchen; es ist mein Sparpfennig. (Er reichte ihm einen kleinen Beutel mit Geld.)

Eduard (ihn umarmend). Ich danke, bester Freund! Behalte dein Geld; ich habe für heute und morgen genug; und der himmlische Vater wird weiter sorgen. Gott lasse dir's wohlgehen, guter Anton, Mann von edlem Herzen!

Anton wollte ihm durchaus den Beutel aufnöthigen, als die unerwartete Dazwischenkunft eines ansehnlichen Mannes diesen edlen Streit unterbrach.

»Verzeihen Sie,« sprach dieser, »daß ich unterbreche. Ich muß gestehen, daß ich nicht ohne die innigste Theilnahme hier im Busche Ihre Unterredung mit angehört habe, und komme, Ihnen meine Dienste anzubieten. Ich kenne Sie, Herr Heister, Sie waren in der N.schen Handlung; ich kenne auch die Verhältnisse dieses Hauses, und bin von Ihrer Rechtschaffenheit völlig überzeugt. Wollen Sie wieder in Dienste treten? Vielleicht kann ich Ihnen nützlich seyn. Ich bin der Kaufmann L.«

Eduard. Edler Mann! Sie wollen Sich eines Geächteten annehmen? Werde ich auch mit Ehren irgendwo eintreten können?

L. Für Ihre Ehre bin ich gut; die werde ich schon zu vertheidigen wissen. Nur Eines muß ich noch fragen: verstehen Sie Englisch?

Eduard. Ich habe mir seit Jahren um Erlernung

dieser Sprache Mühe gegeben, so daß ich mir zutraue, auch wohl unter Engländern fortzukommen.

L. Dann ist Ihr Glück gemacht. Sie wissen, daß die hiesigen Handlungsgesetze nicht erlauben, einen Commis aus einer hiesigen Handlung in Dienste zu nehmen; aber einer meiner englischen Korrespondenten hat mich dringend ersucht, ihm einen ehrlichen Deutschen, der der englischen Sprache kundig, zu empfehlen. Würden Sie Sich entschließen, diese Stelle zu acceptiren? Der vortheilhaftesten Bedingungen dürfen Sie zum Voraus versichert seyn.

Eduard, auf's freudigste überrascht, sagte mit dem herzlichsten Danke zu, und dem guten Anton standen die hellen Thränen in den Augen; er konnte seine Empfindung nicht zurückhalten, und brach in die Worte aus: »Ja, es lebt ein Gott, der dem frommen Herzen hilft!«

An der Seite seines Erretters und in Begleitung Antons, dem L. ebenfalls einen Zufluchtsort bei sich angeboten hatte, kehrte Eduard mit erleichtertem Herzen nach der Stadt zurück. Er wurde im L.schen Hause mit aller Achtung und Liebe aufgenommen. Einige im Kreise dieser guten Menschen hingebrachte Stunden ließen ihn alles Leid des Tages vergessen, und nach innigem Dankgebete zu Gott legte er sich, spät erst, zur Ruhe nieder.

Schon am folgenden Tage erhielt er durch Verwendung seines neuen Freundes seinen Koffer mit einer schriftlichen Ehrenerklärung zurück; und nach Verlauf einiger Monate, die er bei Herrn L. verlebt, und ganz zu seiner wissenschaftlichen Vervollkommnung angewendet hatte, trat er seine Reise nach England an.

Er unterhielt mehrere Jahre einen lebhaften Briefwechsel mit seinem großmüthigen Wohlthäter, aber plötzlich wurden diese Mittheilungen durch den Ausbruch des unse-

ligen französischen Kriegs gestört. — Unterdeß hatte Wilhelm R. durch fortgesetzte ausschweifende Lebensart nicht nur sich, sondern auch seinen Vater zu Grunde gerichtet. Da die bisherigen Mittel zur Bestreitung seiner ungeheuern Ausgaben nicht mehr hinreichten, ließ er sich verleiten, falsche Wechsel auszustellen. Dieses schändliche Verbrechen wurde bald entdeckt. Er selbst, der Betrüger, entging durch die Flucht der Verhaftnahme; das Unglück brach nun über den Vater herein. Dieser kam in Verdacht, als habe er Antheil an der Wechselfälschung gehabt; einige seiner stärksten Gläubiger griffen ihn an, er wurde in Verwahrung gebracht, sein Vermögen gerieth in Konkurs, und ob man ihn gleich jenes Verbrechens nicht überführen konnte, so war er doch nach seiner Entlassung aus dem Gefängniß so tief in Verachtung und Mangel gesunken, daß er sein Leben auf eine sehr traurige Art enden mußte.

Der gute Anton war der Einzige, der über seiner Leiche weinte. Er hatte es bei seinem rechtschaffenen Herzen nicht über sich vermocht, sich eher als im Tode von seinem alten Herrn zu trennen. »Er hat mich,« sagte er, »als eine arme Waise in sein Haus aufgenommen, und mir so viele Jahre Brod gegeben; ich kann ihn nicht verlassen, die Dankbarkeit fesselt mich an ihn.« Auch den letzten aufgesparten Nothpfennig hatte er mit ihm getheilt. Jetzt erst, da er seine Pflicht ganz erfüllt hatte, suchte und fand er die ihm früher schon zugesicherte Aufnahme im L.schen Hause. Immer dachte er jedoch an seinen Freund Eduard, und wünschte nur noch einmal gute Nachricht von ihm zu erhalten. Endlich nach einer langen Reihe von Jahren kam ein Brief desselben an Herrn L., folgenden erfreuenden Inhaltes:

»Könnte ich Ihnen, verehrtester Freund! die Geschichte »meines Lebens von der Zeit an, da ich Ihr so schätzbares

»Haus verließ, bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt be»schreiben—ich weiß, Sie würden bei Ihrem edlen, theil»nehmenden Herzen Sich höchlich darüber freuen, und »mit mir die weise und gütige Leitung der Vorsehung er»kennen. Ich habe während dieser Zeit viele Erfahrungen »gemacht, die wichtigste ist und bleibt aber: daß man bei »redlicher Pflichterfüllung nie an seinem Glücke verzagen »darf.—Gott hat mich in sehr glückliche Umstände versetzt. »In dem Besitzer eines ansehnlichen Landgutes habe ich »einen zweiten Vater gefunden; seine einzige Tochter ist »seit kurzem meine Gattin. Möchten Sie doch Zeuge »meiner häuslichen Freuden und meines Glückes seyn, zu »dem Sie durch Ihre Menschenfreundlichkeit den Grund »gelegt haben!« —

»Den Verfall des R.schen Hauses habe ich aus dem »Munde des unglücklichen Wilhelms erfahren. Ich »traf ihn jüngst auf einer Geschäftsreise in einem Gasthofe, »wo er sich hatte anwerben lassen. Sein Gesicht war mir »ganz unkenntlich geworden. Er entdeckte sich mir. Er»staunen und Mitleid ergriff mich; ich wollte mich für »seine Befreiung verwenden, er schlug es aber aus, und »bat mich nur um einige Unterstützung. Ich that, was ich »konnte; er küßte mir die Hand, bat mich tausendmal »um Verzeihung, und empfahl mir seinen Vater — der »aber, wie ich unterdeß erfahren habe, leider nicht mehr »am Leben ist. Meine Empfindung bei diesem traurigen »Ereigniß kann ich Ihnen unmöglich beschreiben.« —

»Was macht mein alter Freund, der ehrliche Anton? »Wenn er noch lebt, so lebt er gewiß in Ihrem Hause! »Grüßen Sie die gute Seele, und sagen ihm zur Freude, »daß es mir wohl geht. Ich habe einen kleinen Wechsel »(von 100 Pfund) für ihn beigelegt, und mache damit den »Anfang, meine Schuld bei ihm abzutragen. Sollte er

»nicht mehr am Leben seyn, so werden Sie die Summe »an einen würdigen Armen verwenden u. s. w.«

Anton hielt mit gefaltenen Händen seine Mütze, als ihm Herr L. den Brief Eduards vorlas; Thränen perlten an seinen grauen Wimpern; beim Schlusse des Briefs fiel er gerührt auf seine Knie, und sprach in Einfalt seines Herzens: »Du lieber Gott! so hast Du doch Wort gehalten: die Gerechten werden es gut haben!«

40.

Die Gründung von Blaubeuren.

Mächtige Herren in Schwaben waren in den Zeiten des Mittelalters die Pfalzgrafen von Tübingen. Sie besaßen Land am Bodensee und im Thurgau, das Blauthal dieß- und das Filsthal jenseit der Alb; das Brenzthal bis tief in's Unterland, und das Murgthal im Schwarzwald. In der Blüthezeit des edlen Geschlechtes war es, als sich der verderbliche Krieg zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem Herzog Rudolph von Schwaben entspann, der sich im Jahre 1077 zum Gegenkönig wählen ließ. Deutschland spaltete sich in zwei Parteien, und während Rudolph im Norden das Uebergewicht hatte, suchte Heinrich sich im Süden zu behaupten, wo ihm die Völker mehr zugethan waren. Ueber Schwaben hauptsächlich ergoß sich der Kriegsstrom. Der Kaiser suchte dasselbe dem Gegner zu nehmen. Seine Vorliebe für den schwäbischen Stamm hatte ihm das Herz des Volkes gewonnen; Rudolph aber, dem bisherigen schwäbischen Herzoge,

hingen viele der mächtigsten Geschlechter an, welche theils den Kaiser haßten wegen seines tyrannischen Wesens, theils durch eine Unterstützung des neuen Königs Güter und Ehren zu gewinnen hofften.

Das Haupt des Hauses Tübingen war Hugo, der älteste von drei Brüdern, die auf verschiedenen Burgen ihres Besitzthums hausten. Er residirte auf der gräflichen Pfalz Hohentübingen. Als der Kampf begann, nahm er die Waffen für Rudolph, denn er mochte Heinrich seines Hochmuths wegen hassen, und vielleicht auch auf eine Vergrößerung seiner Macht im Kriege hoffen. Alle Anhänger Heinrichs wurden von dem mächtigen Pfalzgrafen niedergehalten. Endlich aber rückte der Kaiser selbst mit einem Heere in Schwaben ein, und warf allen Widerstand vor sich nieder. Hohentübingen belagerte er, über die Kühnheit des Pfalzgrafen hoch erzürnt. Nun war die Zeit der Noth für letzteren gekommen. Rudolph war fern, er hatte nirgends einer Hülfe entgegen zu sehen. Vor seinen Augen und ohne daß er's hindern konnte, zerstörten die wilden Kriegsvölker des erzürnten Kaisers das blühende Neckarthal, und ließen seine Dörfer in Rauch aufgehen.

Nichts konnte der reiche Pfalzgraf mehr sein nennen, als die nackten Mauern, zwischen denen er mit seinen Knechten lag. Aber auch dieß nicht mehr lange. Das kaiserliche Heer war stark, gegen seine Angriffe konnte die verhältnißmäßig so schwache Besatzung das Schloß nicht halten. Er mußte sich ergeben, und ein neuer Morgen sah den stolzen Pfalzgrafen als Gefangenen in dem Lager des Kaisers, und bald darauf von einer kleinen Schaar kaiserlicher Kriegsleute hinweggeführt, um in dem Schlosse eines Edlen, der dem Kaiser anhing, gefangen gehalten zu werden, — vielleicht für lebenslang.

Das Schloß, in welches sie ihn bringen sollten, lag am Bodensee. Allenthalben begegneten sie auf dem Wege dahin den Spuren der Verwüstung; denn der Kampf war so allgemein und heftig geworden, daß, wie der Chronist sagt, der Sohn wider den Vater war, der Bruder wider den Bruder, der Vasall gegen den Lehensherrn, der Mönch wider den Abt. Elend und Verderben war so groß, daß Viele der Welt Untergang und das jüngste Gericht vor der Thür glaubten. Die allgemeine Verwirrung benützend, rotteten sich auch viele wilde, geächtete oder sonst dem Gesetz verfallene Menschen zusammen, die weder nach Heinrich noch nach Rudolph fragten, sondern auf eigene Faust raubten, sengten und mordeten.

Einer solchen Schaar begegneten die Krieger am Schluß ihrer Reise. Schon war's Abend geworden, und heftiges Unwetter hatte sie überfallen. Die einbrechende Nacht, und die vom Regen erweichten Pfade erschwerten das Weiterkommen. Den Begleitern des Pfalzgrafen ward unheimlich zu Muth, denn die Räuber hatten sich beim Zusammentreffen ziemlich zweideutig benommen. Diese konnten es auf ihren Gefangenen abgesehen haben, aber die Knechte, die ihn begleiteten, mußten auf den Tod gefaßt seyn. Da die gesetzlose Horde ihnen voran geeilt war, fürchteten sie, daß solche ihnen am Wege auflauern, und, an Zahl ohnedieß überlegen, sie bei nächtlicher Weile überfallen möchte. Schon beredeten sie sich darüber, daß sie den Pfalzgrafen alsbald bei einem feindlichen Ueberfall im Stiche lassen, und sich vereinzelt, so gut sie könnten, flüchten wollten, als plötzlich das Geläute einer Glocke in ihr Ohr traf.

Hoch erfreut horchten sie auf. »Gott segne die Glocke, und den ehrwürdigen Mann, der sie läutet!« rief der Anführer der kleinen, bedrängten Schaar aus. »Es muß ein Klösterlein in der Nähe seyn, in dem wir über Nacht herbergen können. Wenn der Tag wieder leuchtet, will ich die wilden Gesellen nicht mehr scheuen.« Mit neuen Kräften ritten sie dem Schalle der Glocke nach, und standen bald vor den heiligen Mauern, deren Umrisse sie in der finstern Nacht kaum unterscheiden konnten. Das Thor fanden sie weit offen, aber in den Räumen des Hofes keinen Menschen. »Hätte nicht die Glocke geläutet,« sprach der Anführer, »so möchte ich glauben, die Pest habe hier innen gehaust, und Pforten und Fenster offen verlassen.« Mit

diesen Worten stieß er kräftig in sein Horn. Der helle, schmetternde Klang rief einen Mönch herbei, der zitternd nach Stand und Begehr der Ankömmlinge fragte. Der Anführer erklärte, daß sie kaiserliche Kriegsleute seyen, welche der Schall der Glocke hergezogen hätte, um hier ein Nachtlager zu suchen.

Da faltete der Mönch die Hände, und rief: »Gott und unserem heiligen Schutzpatron sey Dank — sie haben mir in höchster Noth den Gedanken eingegeben, die Glocke anzuziehen.« In diesem Augenblick ertönte vom Kirchlein herüber der Chor der Mönche im feierlichen Miserere.

»Was geht hier vor, ehrwürdiger Vater?« fragte der Anführer der kaiserlichen Knechte. »Ich will nie eine Lanze mit Ehren zersplittert haben, wenn ich verstehe, was Ihr sagt, oder warum Ihr in solcher fürchterlichen Nacht, wie ich nie eine erlebt, Eure Pforten öffnet, recht, als ob Ihr das unselige Heer in die heiligen Mauern einladen wolltet, das in der Finsterniß und in den Lüften sein Wesen treiben soll.« »Ach,« antwortete der Mönch, sich bekreuzend, »ein unseliges Heer ist hier eingezogen, und wenn sie auch Fleisch und Blut an sich tragen, so sind doch ihre Thaten Kinder der Hölle und der Finsterniß. Eine Horde von Räubern steht in der Kirche, und unser hochwürdiger Pater Prior zusammt der ganzen Brüderschaft erwarten in ihrer Mitte den Tod.« Hoch erstaunt blickten sich die Knechte an: sie hatten den Räubern entgehen wollen, und trafen hier nun unmittelbar mit ihnen zusammen.

Diese waren, da ihr Weg unweit des Klosters vorüberführte, eingedrungen, um einen Abendschmaus hier zu halten, ehe sie sich zu dem nächtlichen Ueberfall bereit stellten, den sie wirklich auf die kaiserlichen Knechte beabsichtigten. Aber was ihnen der Bruder Küchenmeister auftrug, befriedigte ihren Gaumen nicht, denn das Elend und der Mangel, die im ganzen Lande herrschten, hatten auch die Vorräthe des Klosters aufgezehrt, und die Brüderschaft selbst sah sich deßhalb schon längst auf schmälere Kost, als selbst ihre Regel gestattete, beschränkt. Obwohl der Küchenmeister sein Aeußerstes gethan hatte, wurde das Mahl von der wilden Horde, die es lecker erwartet hatte, verschmäht, und trunken wie sie waren, nachdem sie die letzten Reste des Weinlagers an's Licht gebracht, versorgt und aufgehoben hatten, geriethen sie auf den Ge-

danken, sich an dem Klosterschatze und den heiligen Gefäßen schadlos zu halten. Der Prior aber weigerte sich auf's bestimmteste, ihnen das Klostergut auszuliefern, das er zu Anfang des Krieges schon wohl geborgen hatte, und der Sicherheit des ihm Anvertrauten für alle Fälle gewiß, ermahnte er die Mönche: »Seyd standhaft, meine Brüder; die Kinder der Bosheit vermögen höchstens unsern Leib zu tödten, aber die Seele vermögen sie nicht zu verderben, vielmehr wird ihr der Herr die unverwelkliche Krone des Lebens geben. Das Kloster aber wird fortbestehen zur Ehre Gottes und zum Frommen des Volkes, auch wenn unsere Leiber längst in Staub zerfallen sind.«

Gehorsam folgten die Mönche dem Prior in das Kirchlein, wo sie mit Fassung das Andringen der Räuber erwarteten. Diese stürzten ihnen alsobald in die heiligen Räume nach. Der Anführer ging, ingrimmig darüber, daß die Festigkeit der ehrwürdigen Männer ihm die gewünschte Beute verweigern sollte, mit sich zu Rath, ob er nicht das Kloster anzünden, und die Mönche in Nacht und Unwetter hinaustreiben wolle; einer der wildesten Gesellen seiner Rotte schritt gar zur Gewaltthat, und setzte dem ehrwürdigen alten Bruder Alberich, zu dessen Seite er vorgedrungen war, die Lanze auf die Brust. Der Prior, der am Altare in Mitten der Mönche stand, das Kruzifix tröstend emporhebend, gab ein Zeichen, und die Brüder stimmten den Chorgesang an, der ihre Seelen hinweg über die irdischen Schrecken zu der Gegenwart Gottes im Lichte und ewigen Frieden erhob. Bruder Alberich, der an seinem hinfälligen Leibe längst die Winke der nahenden Ewigkeit vernommen hatte, schaute mit schon verklärtem Blick dem Manne der Gewalt- und Blutthat in's Auge, dessen Waffe die Bande des Leibes, der Schwachheit und Sünde sprengen, und die Seele mit der Palme des Martyrthums kränzen wollte. Sein Altersgenosse, Pater Gebhard, ein Greis, dessen felsenstarke Körperkraft durch Mäßigkeit und arbeitsames Leben fast für die Dauer eines Jahrhunderts sich aufrecht erhalten hatte, warf einen Blick liebenden Abschieds in dem Kirchlein umher, zu dessen Bau er einst in den Jahren seiner Jugend und Kraft selbst die Baumstämme gefällt und die Steine behauen hatte. — Auf die Räuber aber wirkte der Gesang und der freudige Todesmuth der Mönche seltsam ein. Diese stille Ergebung fesselte ihre Wildheit, und die feierlich wogenden Töne

des Gesanges umzogen ihre gottentfremdeten Herzen mit unheimlichem Bangen. Der Boden schien ihnen unter den Füßen zu wanken, und keiner wagte weiter, Hand gegen die Mönche aufzuheben. Selbst der Roheste der Bande fühlte sich von dem allgemeinen Schauer berührt, und zog seine Waffe von Pater Alberich zurück.

In diesem Augenblick erklang schmetternd ein Horn, und Hufschläge ließen sich vernehmen. Ein panischer Schrecken überfiel die Räuber. Sie erwarteten, es folge jetzt die Strafe Gottes ihrem Frevel auf dem Fuße nach. An die kleine, verfolgte Schaar dachten sie nicht, und mochten glauben, der adelige Schutzherr des Klosters sey irgendwie von der Gefahr desselben unterrichtet herbeigeeilt, um es zu retten. Von unheimlichen Gefühlen überwältigt gab der Anführer Befehl zum Aufbruch, und uneingedenk ihrer sonstigen, furchtlosen Kühnheit stürzte die wilde Rotte in ängstlicher Hast aus der Kirche, saß zu Pferde, und jagte an der verwunderten Schaar der Knechte vorüber in die stürmische Nacht hinaus. — Jener Unmensch, der dem frommen Pater Alberich die Waffe auf die Brust gesetzt hatte, war der Letzte in der Kirche. Da löste der Gottesmann seinen Rosenkranz sammt dem Kreuze vom Gürtel, und reichte ihn dem Bedroher mit den freundlichen Worten: »Nimm es, mein Sohn, und trage es zum Andenken an einen alten Mann, dem deine Waffe nicht wehe thun, sondern nur früher helfen hätte können zum Eingange in das Reich des ewigen Friedens, auf den ich sündiger Mensch durch die Gnade unseres gebenedeiten Herrn und Erlösers warte. Sey versichert, daß so viel meiner Tage noch seyn werden, ich für dich und deine Besserung beten will, denn es will mir das alte, schwache Herz brechen, daß du in der Fülle der Kraft und Jugend schon dem ewigen Verderben verfallen seyn sollst.« Der Räuber, von so viel Sanftmuth betroffen, starrte den ehrwürdigen Pater verwundert an, und steckte das Geschenk zu sich, das abzuweisen er keinen Muth in sich fühlte. Mit Hast stürzte er dann seinen Genossen nach.

Wenige Augenblicke später erschienen die kaiserlichen Kriegsleute auf der Schwelle der Kirche. Die Mönche drängten sich in freundlichem Eifer um die werthen Gäste, und führten sie in das Refektorium, wo sie ihnen zur willkommenen Erquickung nach dem beschwerlichen Ritte die Speisen auftrugen, welche die räuberische Horde

verschmäht hatte. Der Prior, der gegen sich selbst strenger als gegen die seiner Hut anvertrauten Brüder war, gab letztern Dispens von der gewöhnlichen Tischordnung, damit sie, die Gäste zu ehren, an ihrem Mahl und ihrer Fröhlichkeit Theil nehmen sollten, während er selbst das Wunder der Rettung in demüthigem Herzen still mit Fasten und Gebet feierte.

Der gefangene Pfalzgraf fühlte sich matt und krank von den körperlich und geistig erlittenen Stürmen, und war überdieß nicht gestimmt, an der Heiterkeit der Tischgesellschaft Theil zu nehmen. Der Prior lud ihn daher in seine Zelle ein. Hier verschaffte er dem Ermüdeten alle Bequemlichkeiten. Gern hätte er ihm auch den Trost seines Amtes gespendet, da aber der Pfalzgraf nicht zu Mittheilungen geneigt schien und in trübes Nachdenken sich versenkte, widmete der Prior seine Sorge endlich seinen eigenen Angelegenheiten, und las seufzend die zerrissenen Blätter werthvoller Manuscripte auf, welche die rohen Hände hier zerstreut hatten.

Früh am andern Morgen brachen die Kriegsleute mit ihrem Gefangenen wieder auf. Als der Anführer nach den Pferden ging, fand er schon den dienenden Bruder Berthold bei ihnen, der sie auf's Beste gepflegt und gerüstet hatte. Der Kriegsmann wollte bedauern, daß der ehrwürdige Mann seine Zeit an die Pflege der unvernünftigen Thiere gewendet habe, aber dieser antwortete freundlich: »Es ist große Sünde, die Thiere zu vernachlässigen, eben weil sie als unvernünftige Geschöpfe von Gott ganz in unsere Gewalt gegeben sind.« Er streichelte bei diesen Worten den schlanken Hals des Rosses, neben dem er stand, und das ungeberdige Thier legte wiehernd den Kopf auf seine Schulter. — Der Prior begleitete den Pfalzgrafen hinab in den Hof. Er segnete ihn zum Abschied aus der Fülle seines Herzens, und wünschte ihm, daß der Herr ihn trösten möchte über den Verlust der irdischen Güter, und ihm das Eine dafür geben, das unantastbar und ewig ist. Die übrigen Brüder waren in ihren Zellen beschäftigt, nur Gebhard und Alberich begegneten den Abziehenden im Klostergarten, den der erstere noch mit altersschwacher Hand baute. Er besichtigte die Verheerungen, welche die rohe Horde am vorigen Tage unter seinen Pfleglingen angerichtet hatte, und suchte solche so viel als möglich wieder auszugleichen. Als er den Zug der Reiter

mit dem unglücklichen Pfalzgrafen erblickte, der sein kräftiges Leben in der Abgeschlossenheit des Kerkers zubringen sollte, faltete er die Hände, und betete ein mitleidiges Miserere. Der sanfte Pater Alberich, der ihm gefolgt war, um in der erquickenden freien Luft über die Worte eines Kirchenvaters nachzusinnen, die er am vorigen Tage gelesen, und mit dem altersschwachen Sinne nicht recht fassen konnte, schlug den Blick zum Himmel auf, und sprach: »Es ist eine traurige Welt, Bruder Gebhard, und mich erfaßt täglich ein stärkeres Heimweh. Der hohe Graf muß in Kerkerbanden verschmachten, und Andere gar gebrauchen ihre Jugendkraft und Waffenstärke zu Raub und Mord; wie sind wir glücklich, daß wir unsere Tage am Ende sehen, und durch die Gnade unsers Herrn Jesu Christi mehr in der zukünftigen Stadt zu Hause sind, als hier!« — —

Hugo war an dem Ort seiner Bestimmung angelangt. Monate vergingen, während welcher er in stumpfem Trübsinn in seinem Gefängniß hinlebte, der auf den ersten, gewaltigen Schmerz folgte. Doch sein Geist, an stete Regsamkeit gewöhnt, ermannte sich allmählich. Er richtete seine Gedanken auf seine neue Lage, die ihm anfangs nach dem Verlust, den er erlitten, gleichgültig erschienen war, und jetzt tauchte das Bild des stillen Klosters in ihm auf, und des heitern Friedens, der dort wohnte. Er konnte solche Genügsamkeit nicht verstehen, aber er fühlte den innern Reichthum, auf den sie sich gründete. Sehnsüchtig blickte er zu dem Fenster empor, das hoch oben in seinem Felsenkerker angebracht war, und es gelang ihm, dasselbe zu erklettern. Nun schaute er wieder in den blauen Himmel, über den stillen See hin, nach den grünen Ufern, und er hatte den Anblick lange genug nicht genossen, um wieder ein Gefühl von Glück über denselben zu empfinden. Nun stand er täglich am Fenster, er verfolgte den Flug des Vogels, der aus dem Walde empor stieg; er beobachtete den Nachen, der am fernen Horizont über den See glitt, er zählte die Wolken, welche sich über den hohen Alpen thürmten. Er konnte nicht mit dem Nachen ziehen, mit dem Vogel sich aufschwingen, nicht in dem grünen Walde jagen, oder die hohen Alpen besteigen, aber sein Geist war frei, und konnte den Kerker verlassen, wie sein Auge. Er sann über die Wunder nach, die Gott im tiefen Schooße der Wasser verborgen hatte, und rief in

sich feiernd die Erinnerung der Schöpfungstage empor; er schaute die stillen, erhabenen Mauern der Alpen an, und ließ im Geiste die Zeiten und Völker an sich vorüber gehen, die unter denselben hingelebt hatten, und wieder verschwunden waren, flüchtig und vergänglich in ihrem Ernst und Scherz, Leid und Freud; er tauchte den Blick in die Bläue des Himmels, und schaute im Geiste die selige Zukunft, welche Gott dem Menschen dereinst bereitet. Sein Herz, sonst stürmisch und bewegt, war sehr stille geworden, und die Welt in ihm eine andere als die, deren Interessen und Leidenschaften er sonst getheilt hatte.

Sieben Jahre waren indeß verflossen. Kaiser Heinrichs Zorn hatte sich gemildert, denn Rudolph war todt, und er Sieger im Reiche. Jetzt hörte er die Bitten an, welche des Pfalzgrafen Brüder und Freunde darbrachten, daß man das Haupt eines der edelsten schwäbischen Geschlechter nicht länger im Gefängnisse schmächten lassen möchte. Eines Tages öffnete sich die Thür des Kerkers, und einer der Brüder erschien mit andern Edlen, die ihm seine Freilassung ankündigten. Der Pfalzgraf folgte wie im Traume: das Licht des Tages blendete ihn, und die frische Luft machte ihn schwindeln. Der Herr des Schlosses lud ihn ein, die Nacht noch als sein Gast zuzubringen. »Ihr werdet mir nicht in Bösem gedenken, daß Ihr bei mir in strengem Gewahrsam laget, und Euch nicht weigern, einen Humpen mit uns in Fried und Fröhlichkeit zu leeren,« setzte er hinzu. Der Pfalzgraf nahm den gebotenen Ehrentrunk an, lehnte aber das Nachtquartier ab. »Euer Anerbieten ist Dankens werth,« sprach er, »aber ich habe schon so lange die Gastfreundschaft Eures Daches genossen, und wünsche meine neue Freiheit zu erproben.«

Er ließ den Weg über das Kloster nehmen. Erst hier veränderte sich das ruhige, oft geistesabwesende Betragen des Pfalzgrafen, und er äußerte Theilnahme gegen das, was um ihn her vorging.

Der Prior empfing ihn mit derselben würdevollen Freundlichkeit, die er immer und gegen Jeden bewies, und der Pfalzgraf, der bei seinem ersten Aufenthalt im Kloster zu niedergeschlagen gewesen war, um seiner besonders zu achten, hatte jetzt ein langes Gespräch mit dem Prior, in Folge dessen dieser ihm den Beichtstuhl öffnete.

Der fromme Alberich war unterdeß heimgegangen in das Land, wohin er sein Herz schon geschickt hatte.

Pater Gebhard lebte noch; obwohl er den Gebrauch fast aller seiner Sinne verloren hatte, war sein Geist noch heiter und kräftig wie immer, und der gute dienende Bruder Berthold pflegte den Greis täglich in den Garten zu führen, wo er am warmen Strahl der Sonne sich labte, und den süßen Duft der Blumen und Gesträuche einsog, die seine eigenen Hände gepflanzt hatten. Er konnte den gottesdienstlichen Uebungen nicht mehr anwohnen, aber er erfreute sich um so mehr am Schalle der Glocke, welche die Brüder zum Gebet rief, und in ihm eine lange Reihe feiernder Erinnerungen weckte, von dem festlichen Tage an, da er als Jüngling sie hatte im neu erbauten Gotteshause aufrichten helfen, bis zu der Stunde, da sie den letzten unter den Brüdern einer entschwundenen Zeit zur Ruhe begleitet, und dem jüngsten Novizen einer neuen Generation zur Weihe geläutet hatte. Die Schwäche seines Alters that ihm nicht leid, denn seine Jugend lag wie ein reich gebautes Land hinter ihm, um sein erlöschendes Auge zu laben; der Uebergang in die ewige Zukunft schreckte ihn nicht, denn seine Vergangenheit war geweihet von der Nähe Gottes.

Dem Pfalzgrafen war's wehmüthig, als hätte er schon seit lange hier sich angewöhnt, da er vom Klösterlein Abschied nahm. Mit sichtlicher Gleichgültigkeit hörte er an, was ihm sein Bruder von den Angelegenheiten und Interessen Schwabens und seiner Besitzungen erzählte. »Ach Sigiboth,« sprach er, als dieser sein Befremden darüber äußerte, »wer sieben Jahre abgeschieden war von dieser Welt, und allein lebte mit Gott, dem dünket so mühsam und schal, was ihr treibet.«

Auf der Reise nach Hohentübingen kamen sie an Ruck vorüber, wo Sigiboth, des Pfalzgrafen Bruder, zu hausen pflegte, und hielten hier Rast. Der Pfalzgraf ging hinab, um das Wallfahrtskirchlein zu St. Johann zu besuchen, das am jenseitigen Ufer des Blautopfes lag. Ein Mann, der stets seinen Nachen hiezu bereit hielt, führte ihn hinüber. Derselbe hatte eine kleine, selbst erbaute Klause neben dem Kirchlein stehen, und besorgte aus freien Stücken das Läuten und den übrigen Meßnerdienst, so wie die Ueberfahrt und das Geleite der Wallfahrenden. Dem Pfalzgrafen gefiel dieß eingegrenzte und doch thätig aufopfernde, geweihte Leben, nur wunderte er sich über die kriegerische Gestalt und Haltung des frommen

Mannes, die im Widerspruch zu seinem demüthigen Gehaben stand. »Ach Herr,« sprach der Fährmann, »nicht immer lebte ich hier. Einst führte ich die Waffen, und lag in Feindschaft mit Gott und der Welt. Seit ich aber meine Lanze einem Geweihten des Herrn auf die Brust gesetzt, hatte meine Waffe die Spitze, mein Arm die Kraft verloren. Das Bild des ehrwürdigen alten Mönches stellte sich im Kampfe zwischen mich und meine Gegner, und dieser Rosenkranz, den er mir voll Liebe und Sanftmuth gegeben und welchen seitdem eine höhere Macht an meinem Arme festgehalten, machte mir mein Leben zur Pein, denn mich schauderte, wenn ich das gebenedeite Zeichen unserer Erlösung erblickte, oder wenn meine blutige Hand an den Kranz faßte, dessen Glieder der fromme Mönch beim heiligen Gebet zu berühren pflegte. Der Allbarmherzige gab mir Kraft, mich endlich loszureißen von meinen Genossen. Aber was nun beginnen, um meine schlimmen Thaten in etwas wieder gut zu machen? In der Welt litt es mich nimmer, deren Fluch und Acht ich verschuldet hatte; in das Kloster zu gehen wagte ich nicht — ich wollte die ehrwürdigen Brüder nicht durch meine Berührung beflecken. Da fand ich dieß Kirchlein, und versuchte Gott im Stillen zu dienen, und in Reue und Buße den Menschen dienstbar zu seyn, wie ich bisher ein Fluch und Schrecken für sie war.«

Der Pfalzgraf bewegte die Rede des Mannes in seinem Herzen. Das enge Waldthal, die hochstrebenden Felsenwände; der Blauquell mit seiner unergründlichen Tiefe zogen ihn unwiderstehlich an, dem das geräuschvolle Treiben der Welt das Herz längst müde gemacht hatten. Im Jahre 1085 bauten die Grafen Hugo, Sigiboth und Anselm von Tübingen hier das Kloster Blaubeuren, zum Danke für die Befreiung Graf Hugos, und der Geschichtschreiber läßt ahnen, obwohl er nicht gewisse Kunde hat, daß dieser das Geräusch seiner gräflichen Pfalz mit der Stille seines Klosters vertauschte. Noch manches weltmüde Herz suchte und fand hier göttlichen Frieden im Dienste Gottes und Seines Sohnes unsers Erlösers, und in nützlicher Arbeit und löblichem Studium zum Frommen und Nutzen der Welt, von deren störendem Geräusch hier gleichwohl die von Gott selbst gebauten, erhabenen Felsenmauern trennten.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.